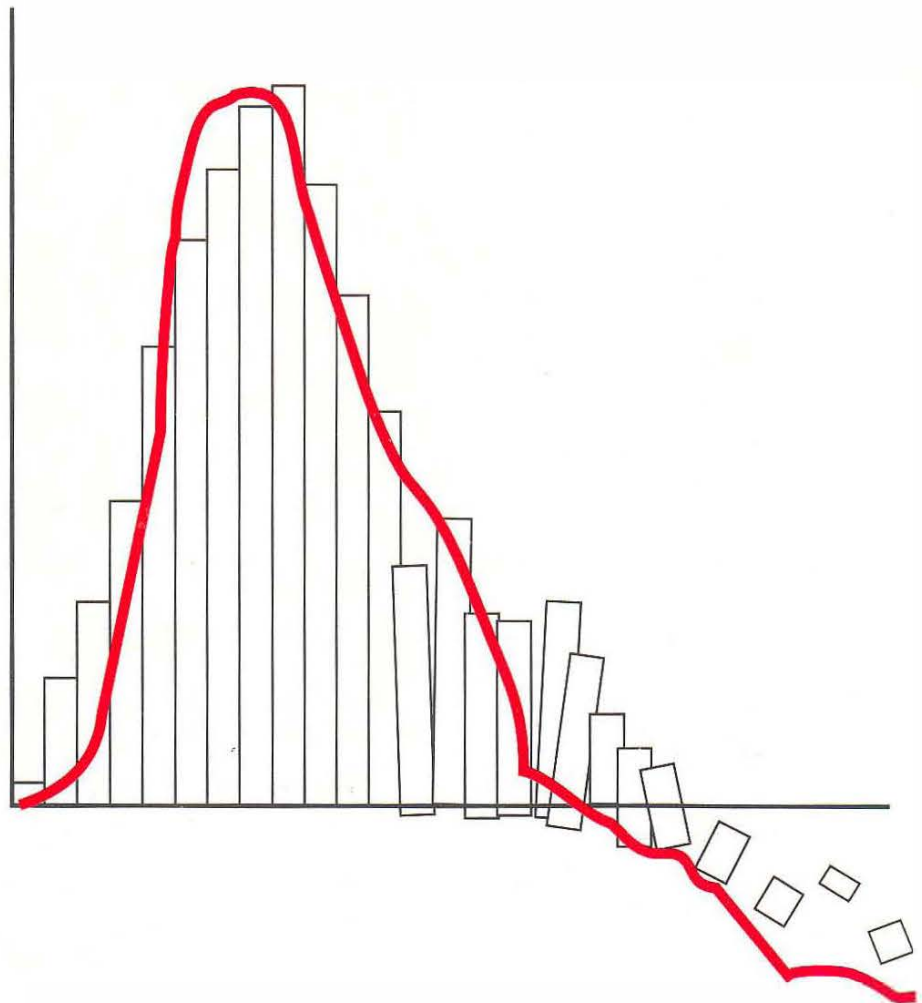


Herausgeber:

Rüdiger Grotjahn     Reinhard Köhler  
Sebastian Kempgen     Werner Lehfeldt

# VIRIBVS VNITIS

Festschrift für Gabriel Altmann  
zum 60. Geburtstag





VIRIBVS VNITIS

Festschrift für Gabriel Altmann  
zum 60. Geburtstag



# VIRIBVS VNITIS

**Festschrift für Gabriel Altmann  
zum 60. Geburtstag**

Herausgegeben von:

Rüdiger Grotjahn  
Sebastian Kempgen  
Reinhard Köhler  
Werner Lehfeldt

Zweite, digitale Ausgabe besorgt von:

Sebastian Kempgen

 **Wissenschaftlicher Verlag Trier**

Die deutsche Bibliothek – CIP Titelaufnahme

**Viribus unitis:** Festschrift für Gabriel Altmann zum 60. Geburtstag.  
Herausgegeben von Rüdiger Grotjahn, Sebastian Kempgen,  
Reinhard Köhler und Werner Lehfeldt

*Erste, gedruckte, Ausgabe:*

Trier: WVT Wissenschaftlicher Verlag Trier, 1991

ISBN: 3-88476-006-8 kart.

ISBN: 3-88476-007-6 Gb.

*Zweite, digitale, Ausgabe:*

Besorgt von Sebastian Kempgen

Trier: WVT Wissenschaftlicher Verlag Trier, 2019

ISBN: 978-3-86821-797-1

Zweite, elektronische Ausgabe:

© Autoren und Herausgeber

Lizenz: by-nc-nd



Trier, 2019

WVT Wissenschaftlicher Verlag Trier,

Bergstr. 27, 54295 Trier





## Inhaltsverzeichnis

<b>I. Prolog</b>		<b>vii</b>
Herausgeber:	Vorwort	ix
Gabriel Altmann:	Schriftenverzeichnis	xiii
<b>II. Gereimtes</b>		<b>1</b>
Karin Back, Anja Hennern, Susanne Padberg, Undine Roos:	Der Chef	2
Karl-Dieter Bunting:	Thema mit Variationen	4
Udo L. Figge:	ABC für einen Linguisten	6
Raimund Piotrovskij:	ALTMANN–Limericks	9
<b>III. Ungereimtes</b>		<b>11</b>
Karl-Heinz Best:	Zu einem nach wie vor umstrittenen Problem der Statistik: Der Zusammenhang zwischen Bevölkerungsentwicklung und Storchpopulation, dargestellt am Beispiel des unteren Eichsfeldes mit besonderer Berücksichtigung Duderstadts	13
Sheila Embleton:	The Translation of Names in <i>Astérix</i>	17
Hermann Bluhme:	Jan van GORP und die Weltgeschichte	39
Moisei Boroda:	Das ZIPF-MANDELBROTSche Gesetz: ein neuer Ansatz	45
Werner Enninger, Thomas Stolz:	Das Nichts und die Null, oder: Wege zu einer unifizierten Theorie des (ver)sprachlich(t)en Mangels	55
Hans Goebel:	Ugos Traum, oder: Ein Beitrag zur weltbewegenden Frage nach der Existenz von Dialekten ( <i>allegro con brio travestito</i> )	75
Rüdiger Grotjahn:	Erkundungen zur Persönlichkeitsstruktur quantitativer Linguisten: Eine empirico-satirische Analyse	85

Rolf Hammerl:	Unverbindliche Ratschläge für Sprachwissenschaftler	95
István Versztendlisz (Edwin Hopkins):	The Importance of the English Quality in the Future Academic Communications	99
Luděk Hřebíček:	Aus dem Notizbuch eines Linguisten, der an der glücklichen Zukunft der Menschheit baute	103
Reinhard Köhler:	Auf dem Weg zu einer maschinengestützten Theoriebildung in der Linguistik	109
Viktor Krupa:	Die Reinheit des Denkens und die himmlische Ruhe	115
Werner Lehfeldt:	Gibt es etwas, was es nicht gibt? Oder: Zur Entdeckung eines (noch) nicht existierenden wissenschaftlichen Genres	119
Wolfhart Matthäus:	Theoretische Grundlagen und quantitativ-linguistische Überprüfung der psychologischen Interventionsmethode „Symbol-Imprinting“ (SYMBIP)	127
Erich Neu:	Prodigia Natalicia Orientalia	141
Burghard Rieger:	Seren(dip)ity Semantics	145
Helmut Schnelle:	Zum Forschungsstand der Umbrellologie	155
Michael H. Schwibbe:	„Der Satanismus hinter der Tabakspfeife“ oder ein „ritterlicher Frauenverehrer“? Eine inhaltsanalytische Untersuchung zum Bild der Frau bei Wilhem BUSCH	159
Wolf Thümmel:	Blumen, Blüten und Blasen. Tuitschpurks Teutonistentuitsch – Neuhochgermanistisch für Anfänger	175
Wolfgang Wildgen:	Diskurs zwischen KEPLER und DESCARTES über Welt und Sprache. Aus einem Fragment übersetzt	189
Peter Winkler:	Wie verlängert man seinen Ruhm? Eine zeitgemäße quantitative Betrachtung	197
<b>IV. Rezensionen</b>		<b>211</b>
Sebastian Kempgen:	Wenn einer (k)eine Reise tut... (Landeskundliche Anmerkungen zu einem „Moskauer“ Kriminalroman)	213

<b>V. Persönliches</b>		<b>223</b>
Viktor Krupa:	Von den alten Zeiten, als wir noch nicht alt waren	225
Pauli Saukkonen:	Fünf Jahre Synergetik Bochum–Finnland	229
<b>TABULA GRATULATORIA</b>		<b>233</b>



## **I. Prolog**



## VORWORT

Die vorliegende Festschrift ist aus dem Wunsch heraus entstanden, einen außergewöhnlichen Forscher in einer ungewöhnlichen Weise zu ehren. Als wir uns vor einigen Jahren zum erstenmal Gedanken darüber machten, wie Gabriel Altmann aus Anlaß seines 60. Geburtstags in einer seiner Persönlichkeit adäquaten Weise geehrt werden könnte, wurde die Idee, eine Festschrift des ‚Normaltyps‘ herauszugeben, sogleich verworfen. Zwar wäre es ein Leichtes gewesen, eine Festschrift mit Beiträgen zur quantitativen Sprachwissenschaft, dem Hauptarbeitsgebiet des Jubilars, zusammenzustellen, doch hätte sich ein solcher Band nur wenig von einem Sammelband der Reihe „Glottometrika“ unterschieden, wenn man einmal von dem für Festschriften erforderlichen biographischen und bibliographischen Beiwerk absieht.

Gabriel Altmann ist ein ungewöhnlicher Wissenschaftler, ein ungewöhnlicher Mensch überhaupt. So soll er auch in ungewöhnlicher Form geehrt werden, was eben mit einer ‚gewöhnlichen‘ Festschrift nicht hätte geschehen können.

So erinnerten wir uns daran, daß Gabriel Altmanns Œuvre nicht nur aus linguistischen Abhandlungen besteht. Einige seiner engsten Kollegen hatten zu verschiedenen Zeiten das Vergnügen, seine zahlreichen Kurzgeschichten zu lesen, die der Autor sozusagen in seiner Freizeit, zur Erholung geschrieben hat und die von seinem Humor zeugen, den wohl alle, die je mit ihm persönlich Umgang hatten, in reichem Maße erfahren durften. So wurde die Idee geboren, Gabriel Altmann eine ‚humorvolle‘ Festschrift zu widmen. Allerdings sollte hierbei der Bezug zu der von ihm vertretenen Wissenschaft nicht verlorengelassen. So wurden die ins Auge gefaßten Autoren gebeten, humorvolle, vielleicht nicht ganz ernstgemeinte und ernstzunehmende Beiträge oder, wenn man so will, Beiträge zu einer humorvollen Linguistik einzusenden. Auf diese Bitte einzugehen, erwies sich in nicht wenigen Fällen als eine größere Herausforderung, als es die Abfassung eines ‚normalen‘ Aufsatzes zur quantitativen Sprachwissenschaft bedeutet hätte. Inwieweit die Herausgeber und Autoren diese Herausforderung bestanden haben – dies zu beurteilen, muß dem Leser überlassen bleiben.

Eine Herausforderung ist es auch, uns an eine Schilderung des wissenschaftlichen Werdegangs, des wissenschaftlichen Wirkens Gabriel Altmanns, an eine Charakterisierung seiner Persönlichkeit zu wagen. Das biographische Gerüst ist schnell erstellt: Gabriel Altmann wurde am 24. Mai 1931 in dem slowakischen Ort Poltar geboren, wo sein Vater als Arzt wirkte. Nach Absolvierung der Grundschule besuchte er das Gymnasium in Lučenec, wo er im Jahre 1951 das Abitur ablegte. Von 1953 bis 1958 studierte er an der Prager Karls-Universität die Fächer Indonesische Sprachwissenschaft und Japanologie. Nach der Promotion habilitierte er sich 1964 an der Tschechoslovakischen Akademie der Wissenschaften mit der Arbeit „Kvantitativne štúdie z indonezistiky“ („Quantitative Studien zur Indonesistik“).

Von 1960 bis 1968 war Gabriel Altmann als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Orientalischen Institut der Slovakischen Akademie der Wissenschaften in Preßburg tätig. Ein Stipendium der Alexander von Humboldt-Stiftung ermöglichte ihm von 1968 bis 1969 einen Studienaufenthalt am Institut für Phonetik der Universität Köln. 1970 übernahm er eine Stelle als wissenschaftlicher Mitarbeiter im Projekt „Maschinelle Syntaxanalyse des Deutschen“ am Institut für Deutsche Sprache in Mannheim. Im selben Jahr übernahm er, wiederum als Stipendiat der Alexander von Humboldt-Stiftung, eine Gastprofessur für quantitative Linguistik am Sprachwissenschaftlichen Institut der Ruhr-Universität Bochum, wo er sich im Jahre 1971 mit der Arbeit „Introduction to Quantitative Phonology (Exemplified on Indonesian)“ ein zweitesmal habilitierte. Seitdem wirkt er als Professor für quantitative Linguistik an diesem Institut.

In Bochum gelang es Gabriel Altmann recht schnell, einen Kreis von Schülern um sich zu scharen, die sich darauf einließen, sich von ihm in die Denk- und Arbeitsweise der quantitativen Linguistik einführen zu lassen. Dieses Wagnis war für beide Seiten mühsam – für den Lehrer deshalb, weil er ein Fach etablieren mußte, das es bis dahin nicht gegeben hatte, und weil seine Hörer oft nicht die mathematischen Vorkenntnisse mitbrachten, auf denen er hätte aufbauen können, für die Studenten deshalb, weil sie mit einem ihnen bis dahin fremden linguistischen Denken konfrontiert wurden und sie von Gabriel Altmann in eine harte Schule genommen wurden, die großen und kontinuierlichen Arbeitseinsatz verlangte.

Im Laufe der Jahre bildete sich auch außerhalb von Bochum ein stets wachsender Kreis von Wissenschaftlern, die sich von Gabriel Altmanns sprachwissenschaftlichem Programm angezogen fühlten und mit ihm zusammenarbeiteten. Diese Ausstrahlung reicht inzwischen weit über die Grenzen Deutschlands hinaus, wie das etwa die zahlreichen Stipendiaten bezeugen, die aus Polen und der Sowjetunion nach Bochum kamen.

Einen Meilenstein in Gabriel Altmanns wissenschaftlichem Wirken bedeutete die Begründung der Serie „Quantitative Linguistics“ im Jahre 1978, auf die er jahrelang beharrlich hingearbeitet hatte. Unter seiner Herausgeberschaft sind innerhalb von zehn Jahren mehr als 30 Sammelbände und Monographien von Autoren aus allen fünf Kontinenten erschienen – ein imposantes Zeugnis der zunehmenden Konsolidierung der quantitativen Sprachwissenschaft als linguistischer Disziplin. „Quantitative Linguistics“ ist die weltweit einzige Reihe, die sich ausschließlich der quantitativ-linguistischen Thematik widmet. Innerhalb dieser Serie begründete Gabriel Altmann neben der „Glottometrika“ auch die „Musikometrika“, die er – als ebenfalls ausgezeichneter Musiker und Analytiker – bis heute betreut. Es darf wohl behauptet werden, daß Gabriel Altmann der eigentliche Begründer der quantitativen Linguistik in Deutschland gewesen ist, die ihm bis heute immer wieder wesentliche Impulse verdankt.

Die wissenschaftliche Arbeit von Gabriel Altmann war von Anfang an darauf gerichtet, eine wissenschaftstheoretisch reflektierte und methodologisch fundierte Linguistik zu betreiben und zu propagieren. Im Laufe seiner Tätigkeit

gelang es ihm, aufbauend auf den wenigen und vereinzelt philologischen Arbeiten, die sich einer quantitativen Methodik bedienen – etwa denjenigen von ZIPF, HERDAN, FUCHS und MANDELBROT –, eine eigene linguistische Disziplin zu schaffen. Unter den sprachwissenschaftlichen Vorbildern ist vor allem Vladimír SKALIČKA zu nennen, an dessen sprachtypologischen Ansatz Gabriel Altmanns eigenen Arbeiten zur Sprachtypologie anknüpfen.

Auf Gabriel Altmann gehen auch der moderne Anspruch und die Bemühungen zurück, innerhalb der Sprachwissenschaft von der deskriptiven zur explanativen Phase vorzudringen, wobei die zentralen Begriffe ‚Erklärung‘ und ‚Theorie‘ – im Kontrast zu einigen der heute etablierten Zweige der Linguistik – von ihm im strengen wissenschaftstheoretischen Sinn mit allen Konsequenzen ernstgenommen werden.

Obwohl quantitative Untersuchungen in den Geisteswissenschaften seit ihren Anfängen bis heute mit Vorurteilen und Ablehnung zu kämpfen hatten und haben, zeugt eine immer schneller wachsende Zahl von Mit-Vertretern der quantitativen Linguistik auf der ganzen Welt von der Überzeugungskraft der von Gabriel Altmann maßgeblich vertretenen Ideen, Modelle, Methoden und der von ihm erreichten Resultate. Seinem Hauptziel, der Konstruktion einer Theorie der Sprache, die im genannten Sinn als ein System von exakten Gesetzen mit Erklärungskraft zu verstehen ist, ist er in jüngster Zeit trotz des sehr hohen wissenschaftstheoretischen Anspruches bereits sehr nahe gekommen, und die Erreichung dieses Ziels steht – VIRIBVS VNITIS – unmittelbar bevor. Denn Gabriel Altmanns Strategie, auf funktional-analytischem Wege unter Verwendung des system-theoretischen Modellansatzes der Synergetik die menschliche Sprache als ein selbstorganisierendes und selbstregulierendes System darzustellen und zu untersuchen, hat sich als überaus erfolgreich erwiesen. Die Daten, die erforderlich sind, um seine Hypothesen an der sprachlichen Realität zu testen, wurden – u.a. im Rahmen des von Gabriel Altmann ins Leben gerufenen und geleiteten Forschungsprojektes „Sprachliche Synergetik“ – von über 60 kooperierenden Instituten und Einzelwissenschaftlern aus den verschiedensten Sprachen der Welt zusammengetragen und ausgewertet.

Aber nicht nur in der Linguistik arbeitet Gabriel Altmann so überaus fruchtbar. Als Mathematiker und Statistiker konnte er sich stets – und mußte es auch – die mathematischen Modelle und Hilfsmittel ableiten, die er für seine linguistischen Untersuchungen benötigt. Darüber hinaus hat er ein umfangreiches mathematisches Werk über Wahrscheinlichkeitsverteilungen begonnen, das ohne Beispiel ist. Dieses Werk umfaßt die Ableitung von und die Zusammenhänge zwischen mehr als 600 diskreten univariaten Verteilungen und Schätzmethode für ihre Parameter. Zum Vergleich sei erwähnt, daß in dem bisher ausführlichsten mathematischen Handbuch dieser Art weniger als 100 Verteilungen aufgezählt werden, wobei für die wenigsten von ihnen Ableitungen und mathematische Eigenschaften bekannt sind.

Für den praktischen Einsatz hat Gabriel Altmann ein Software-System zur iterierenden Optimierung der Anpassung der Verteilungen an statistische Daten programmiert. Auch dieses Programm ist weltweit einzigartig.

Unsere Skizze wäre unvollständig, wollten wir uns auf eine Charakterisierung des *Wissenschaftlers* Gabriel Altmann beschränken. Dabei ist aber gleich zu bedenken, daß viele seiner Wesenszüge, die ihn als Persönlichkeit auszeichnen, mit seinem wissenschaftlichen Wirken untrennbar verbunden sind, wenngleich bisweilen nur indirekt. Wie schon angedeutet, ist Gabriel Altmann ein aktiver Musiker – und zwar spielt er Klavier – und betätigt sich als Verfasser von Kurzgeschichten, für die es ihm nie an Themen fehlt. Gabriel Altmann würde selbst sicher nicht die Vermutung bestreiten, daß diese Aktivitäten nicht zuletzt dem Zweck dienen, Erholung von der überaus anstrengenden geistigen Arbeit zu bieten, die die Entwicklung der quantitativen Linguistik verlangt. Seine selbstlose Hilfsbereitschaft, sein steter Einsatz vor allem für Wissenschaftler im ehemaligen Ostblock, seine Fähigkeit, Anfänger zu selbständigem wissenschaftlichen Arbeiten zu ermutigen und sie dabei zu unterstützen, haben nicht wenig zum Erfolg des von ihm propagierten linguistischen Ansatzes beigetragen.

Die Herausgeber und Autoren der Festschrift, die Freunde und Kollegen, die sich in die *tabula gratulatoria* eingetragen haben, und sicherlich auch zahlreiche andere, die – durch unser Versehen – von der Entstehung dieser Jubiläumsschrift nichts erfahren haben, wünschen Gabriel Altmann weiter Erfolge auf dem von ihm eingeschlagenen wissenschaftlichen Weg und darüber hinaus viel Glück.



Für die vorliegende zweite, nunmehr digitale Ausgabe der Festschrift wurden einige ganz wenige kleine Korrekturen und formale Vereinheitlichungen vorgenommen. Die technische Entwicklung bei Satzschriften bringt es zugleich jedoch mit sich, daß Zeilen- und Seitenumbruch vielfach nicht mehr 1:1 mit der Druckfassung von 1991 übereinstimmen können. Es wurde aber darauf geachtet, daß der Seitenbereich jedes Beitrages unverändert geblieben ist.

Möge die elektronische Ausgabe der Festschrift den Beiträgen viele neue Leser (und Leserinnen) bringen und Gabriel Altmann ein zweites Mal Freude bereiten!

Im Rückblick ist ein Nachtrag notwendig: es hat sie dann doch noch gegeben, eine „ernsthafte“ Festschrift nämlich, zum 75. Geburtstag des Jubilars (P. Grzybek, R. Köhler [eds.], *Exact Methods in the Study of Language and Text* [QL 62]. Berlin–New York: Mouton de Gruyter 2007).

*Die Herausgeber*

**VERZEICHNIS DER  
SPRACHWISSENSCHAFTLICHEN SCHRIFTEN  
GABRIEL ALTMANN'S**  
[Stand 1991]

**1. Monographien**

- Altmann, G. (1980). *Statistik für Linguisten*. Bochum: Brockmeyer.  
Altmann, G. (1988). *Wiederholungen in Texten*. Bochum: Brockmeyer.  
Altmann, G., Hammerl, R. (1989). *Diskrete Wahrscheinlichkeitsverteilungen I*.  
Bochum: Brockmeyer.  
Altmann, G., Lehfeldt, W. (1973). *Allgemeine Sprachtypologie*. München: Fink.  
Altmann, G., Lehfeldt, W. (1980). *Einführung in die quantitative Phonologie*. Bo-  
chum: Brockmeyer.  
Altmann, G., Schwibbe, M. (1989). *Das Menzerathsche Gesetz in informationsver-  
arbeitenden Systemen*. Hildesheim: Olms.

**2. Aufsätze und Rezensionen**

- Altmann, G. (1963). Kvantitativne metódy v literárnej vede. *Slovenská literatúra*  
X, 432–441.  
Altmann, G. (1963). Phonic structure of Malay pantun. *Archiv Orientální* XXXI,  
274–286.  
Altmann, G. (1966). Binominal index of euphony for Indonesian poetry. *Asian  
and African Studies* II, 62–67.  
Altmann, G. (1966). [Rez.] Ramakrishna, B.S., Nair, K.K., Chiplunkar, V.N.,  
Atal, B.S., Ramachandran, V., Subramanian, R., Some Aspects of the  
Relative Efficiencies of Indian Languages, Bangalore, Indian Institute of  
Science, 1962, 90 pp. *Jazykovedný časopis* XVII, 109–111.  
Altmann, G. (1966). The measurement of euphony. *Teorie verše* I, 263–264.  
Altmann, G. (1967). Functional-probabilistic classification of phonemes. *Beiträge  
zur Linguistik und Informationsverarbeitung* 10, 27–33.  
Altmann, G. (1967). The structure of Indonesian morphemes. *Asian and African  
Studies* III, 23–36.  
Altmann, G. (1968). Combination of consonants in Indonesian morphemes of  
the CVCVC type. *Mitteilungen des Instituts für Orientforschung* 14, 108–125.  
Altmann, G. (1968). Some phonic features of Malay shaer. *Asian and African  
Studies* IV, 9–16.  
Altmann, G. (1969). Differences between phonemes. *Phonetica* 19, 118–132.  
Altmann, G. (1969). O statističeskich metodach issledovanija malajskoj litera-  
tury. *Narody Azii i Afriki. Istorija, ekonomika, kultura* 1969/1, 137–141.  
Altmann, G. (1971). Die phonologische Profilähnlichkeit. Ein Beitrag zur Typo-  
logie phonologischer Systeme der slawischen Sprachen. *Phonetica* 24, 9–  
22.

- Altmann, G. (1971). Statistik und Stil. *Muttersprache. Zeitschrift für Pflege und Erforschung der deutschen Sprache* 81, 276–282. [Rez. von Doležal, L., Bailey, R.W. (Eds.), (1969). *Statistics and Style*, New York.]
- Altmann, G. (1972). Status und Ziele der quantitativen Sprachwissenschaft. Jäger, S. (Hrsg.), *Linguistik und Statistik*. Braunschweig: Vieweg, 1–9.
- Altmann, G. (1972). Zur linguistischen Unbestimmtheit. *Linguistische Berichte* 22, 74–79.
- Altmann, G. (1973). Asymmetrie der Distribution linguistischer Einheiten. *Phonetica* 28, 86–96.
- Altmann, G. (1973). Mathematische Linguistik. Koch, W.A. (Hrsg.), *Perspektiven der Linguistik I*. Stuttgart: Kröner, 208–232.
- Altmann, G. (1973). Probabilistische Klassifikation von Konsonantenverbindungen des Indonesischen. *Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft* 123, 98–116.
- Altmann, G. (1973). Zur Klassifikation philippinischer Sprachen. *Anthropos. Revue internationale d'ethnologie et de linguistique* 68, 300–304. [Rez. von Llamzon, T.A. (1969). *A Subgrouping of Nine Philippine Languages*, The Hague.]
- Altmann, G. (1974). [Rez.] Piotrovskij, R.G., *Informacionnye izmerenija jazyka*. Leningrad: Nauka, 1968, 115 pp. *Linguistics* 127, 124–128.
- Altmann, G. (1977). Sprachregeln und Erklärung. *Linguistische Berichte* 50, 31–37.
- Altmann, G. (1977). Zur Ähnlichkeitsmessung in der Dialektologie. *Germanistische Linguistik* 3–4, 305–310.
- Altmann, G. (1978). Gedanken zur Areallinguistik. *Finnisch-Ugrische Mitteilungen* 2, 63–69.
- Altmann, G. (1978). Towards a theory of language. *Glottometrika* 1, 1–25.
- Altmann, G. (1978). Zur Ähnlichkeitsmessung in der Dialektologie. Putschke, W. (Hrsg.), *Automatische Sprachkartographie*. Hildesheim: Olms, 305–310.
- Altmann, G. (1978). Zur Verwendung der Quotiente in der Textanalyse. *Glottometrika* 1, 91–106.
- Altmann, G. (1980). Prolegomena to Menzerath's law. *Glottometrika* 2, 1–10.
- Altmann, G. (1981). The homogeneity of metric patterns in hexameter. Grotjahn, R. (Hrsg.), *Hexameter Studies*. Bochum: Brockmeyer, 137–150.
- Altmann, G. (1981). Zur Funktionalanalyse in der Linguistik. Esser, J., Hübner, A. (Eds.), *Forms and Functions*. Tübingen: Narr, 25–32.
- Altmann, G. (1983). Das Piotrowski-Gesetz und seine Verallgemeinerungen. Best, K.H., Kohlhase, J. (Hrsg.), *Exakte Sprachwandelforschung*. Göttingen: Herodot, 59–90.
- Altmann, G. (1983). H. Arens' „Verborgene Ordnung“ und das Menzerathsche Gesetz. Faust, M., Harweg, R., Lehfeldt, W., Wienold, G. (Hrsg.), *Allgemeine Sprachwissenschaft, Sprachtypologie und Textlinguistik*. Festschrift für Peter Hartmann. Tübingen: Narr, 31–39.
- Altmann, G. (1984). Beitrag zur Methodologie der Areallinguistik. Goebel, H. (Hrsg.), *Dialectology*. Bochum: Brockmeyer, 61–69.

- Altmann, G. (1985). Die Entstehung diatopischer Varianten: Ein stochastisches Modell. *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 4, 139–155.
- Altmann, G. (1985) On the dynamic approach to language. Ballmer, Th.T. (Ed.), *Linguistic Dynamics*. Berlin: de Gruyter, 181–189.
- Altmann, G. (1985). Semantische Diversifikation. *Folia Linguistica* 19/1–2, 177–200.
- Altmann, G. (1985). Sprachtheorie und mathematische Modelle. *SAIS Arbeitsberichte aus dem Seminar für allgemeine und indogermanische Sprachwissenschaft der Christian-Albrechts-Universität Kiel* 8, 1–13.
- Altmann, G. (1987). Tendenzielle Vokalharmonie. *Glottometrika* 8, 104–112.
- Altmann, G. (1987). The levels of linguistic investigation. *Theoretical Linguistics* 14/2, 227–239.
- Altmann, G. (1988). Ein Test für tendenzielle Vokalharmonie. Bluhme, H. (Hrsg.), *Beiträge zur quantitativen Linguistik: Gedächtniskolloquium für Eberhard Zwirner, Antwerpen 9.–12. April 1986*. Tübingen: Narr, 167–170.
- Altmann, G. (1988). Verteilungen der Satzlängen. *Glottometrika* 9, 147–169.
- Altmann, G. (1988). Hypotheses about compounds. *Glottometrika* 10, 100–107.
- Altmann, G. (1991). Modelling diversification phenomena in language. Rothe, U. (Ed.), *Diversification Processes in Language: Grammar*. Hagen: Rottmann, 33–46.
- Altmann, G. (1991). Word class diversification of Arabic verbal roots. Rothe, U. (Ed.), *Diversification Processes in Language: Grammar*. Hagen: Rottmann, 57–59.
- Altmann, G., Best, K.H., Kind, B. (1987). Eine Verallgemeinerung des Gesetzes der semantischen Diversifikation. *Glottometrika* 8, 130–139.
- Altmann, G., Burdinski, V. (1982). Towards a law of repetitions in text-blocks. *Glottometrika* 4, 147–167.
- Altmann, G., Buttlar, H., Rott, W., Strauss, U. (1983). A law of change in language. Brainerd, B. (Ed.), *Historical Linguistics*. Bochum: Brockmeyer, 104–114.
- Altmann, G., Dömötör, Z. (1968). The partition of space in Nimboran. *Beiträge zur Linguistik und Informationsverarbeitung* 12, 56–71.
- Altmann, G., Dömötör, Z., Riška, A. (1968). Repräsentácia priestoru v systéme slovenských predložiek. *Jazykovedný časopis* 19, 25–40.
- Altmann, G., Kind, B. (1983). Ein semantisches Gesetz. *Glottometrika* 5, 1–13.
- Altmann, G., Krupa, V. (1964). On relations of structure and inventory in linguistic systems. *Jazykovedný časopis* 15, 97–100.
- Altmann, G., Lehfeldt, W. (1972). Typologie der phonologischen Distributionsprofile. *Beiträge zur Linguistik und Informationsverarbeitung* 22, 8–32.
- Altmann, G., Lehfeldt, W. (1976). Betrachtungen zum Verhältnis zwischen Biologie und Linguistik. *Evoluierende Systeme I und II*. Frankfurt am Main, 147–154.
- Altmann, G., Naumann, C. L. (1982). Statistische Datendarstellung. Besch, W., Knoop, U., Putschke, W., Wiegand, H. E. (Hrsg.), *Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung*, Vol. 1.1. Berlin, New York: de Gruyter, 654–666.

- Altmann, G., Raettig, V. (1973). Genus und Wortauslaut im Deutschen. *Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung* 26, 297–303.
- Altmann, G., Riška, A. (1966). Towards a typology of courtesy in language. *Anthropological Linguistics* VIII/1, 1–10.
- Altmann, G., Štukovský, R. (1963). Analýza náhleho klimaxu. *Litteraria* VI, 62–72.
- Altmann, G., Štukovský, R. (1965). The climax in Malay pantun. *Asian and African Studies* I, 13–20.
- Beöthy, E., Altmann, G. (1982). Das Piotrowski-Gesetz und der Lehnwortschatz. *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 1, 171–178.
- Beöthy, E., Altmann, G. (1984). Semantic diversification of Hungarian verbal prefixes III. “fö-”, “el-”, “be-”. *Glottometrika* 7, 45–56.
- Beöthy, E., Altmann, G. (1984). The diversification of meaning of Hungarian verbal prefixes II. “ki-”. *Finnisch-Ugrische Mitteilungen* 8, 29–37.
- Beöthy, E., Altmann, G. (1985). The diversification of meaning of Hungarian verbal prefixes I. “meg-”. *Nyelotudományi Közlemények* 87/1, 187–196.
- Best, K. H., Altmann, G. (1986). Untersuchungen zur Gesetzmäßigkeit von Entlehnungsprozessen im Deutschen. *Folia Linguistica Historica* 7, 31–41.
- Geršić, S., Altmann, G. (1980). Laut – Silbe – Wort und das Menzerathsche Gesetz. *Institut für Phonetik der Universität Köln, Berichte* 10, 63–69.
- Geršić, S., Altmann, G. (1988). Ein Modell für die Variabilität der Vokaldauer. *Glottometrika* 9, 49–58.
- Job, U., Altmann, G. (1985). Ein Modell für anstrengungsbedingte Lautveränderung. *Folia Linguistica Historica* 6, 401–407.
- Köhler, R., Altmann, G. (1983). Systemtheorie und Semiotik. *Zeitschrift für Semiotik* 5, 424–431.
- Köhler, R., Altmann, G. (1986). Synergetische Aspekte der Linguistik. *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 5, 253–265.
- Krupa, V., Altmann, G. (1961). Semantic analysis of personal pronouns in Indonesian language. *Archiv Orientalni* XXIX, 620–625.
- Krupa, V., Altmann, G. (1966). Relations between typological indices. *Linguistics* 24, 29–37.
- Lehfeldt, W., Altmann, G. (1975). Begriffskritische Untersuchungen zur Sprachtypologie. *Linguistics* 144, 49–78.
- Naumann, C. L., Goebel, H., Altmann, G. (1980). Simplifizierung in der Dialektologie. *Kwartalnik Neofilologiczny* 27, 287–300.
- Schulz, K. P., Altmann, G. (1988). Lautliche Strukturierung von Spracheinheiten. *Glottometrika* 9, 1–48.
- Sander, H.-D., Altmann, G. (1973). Asymmetrie binärer Stammbäume. *Phonetica* 28, 171–181.
- Strauss, U., Sappok, Ch., Diller, H. J., Altmann, G. (1984). Zur Theorie der Klumpung von Textentitäten. *Glottometrika* 7, 73–100.
- Štukovský, R., Altmann, G. (1964). Fonická povaha slovenského rýmu. *Litteraria* VII, 65–80.

- Štukovský, R., Altmann, G. (1965). Vývoj otvoreného rýmu v slovenskej poézii. *Litteraria* VIII, 156–161.
- Štukovský, R., Altmann, G. (1966). Die Entwicklung des slovakischen Reimes im XIX und XX Jahrhundert. *Teorie verše* I, 259–261.
- Teupenhayn, R., Altmann, G. (1984). Clause length and Menzerath's law. *Glottometrika* 6, 127–131.
- Zörnig, P., Altmann, G. (1983). The repeat-rate of phoneme frequencies and the Zipf-Mandelbrot law. *Glottometrika* 5, 205–211.
- Zörnig, P., Altmann, G. (1984). The entropy of phoneme frequencies and the Zipf-Mandelbrot law. *Glottometrika* 6, 41–47.





## **II. Gereimtes**

## DER CHEF

*Karin Back/Anja Hennern/Susanne Padberg/Undine Roos, Bochum*

**C**hef sein ist ein schwerer Job,  
doch Altmann ist dabei ganz top.

**W**ir vier Hiwis müssen's wissen,  
wir möchten ihn auch gar nicht missen.

**V**ier Jahre schon sind wir bei ihm,  
die Zeit, sie flog nur so dahin.



**A**ls erste war die Anja da,  
jetzt tippt sie meist für Boroda.

**D**ie nächste war Undine Roos,  
die kam vom TeXen nicht mehr los.

**A**ls dritte kam die Karin Back,  
die trägt jetzt Bücher huckepack.

**A**nsonsten ist da noch Susanne,  
die hält sich hier jetzt auch schon lange.



**T**rotz Knochenbrüchen, Husten, Grippe  
war „Ladi“ stets in uns'rer Mitte.

(**S**o mancher nennt ihn einfach „Gabi“,  
wir bleiben insgeheim bei „Ladi“.)

**B**eim Schreiben war der Chef sehr fleißig,  
an Büchern gibt's weit über dreißig.

**S**tatistik hat's ihm angetan,  
betreibt sie drum mit viel Elan.

**D**er Rechner ist sein liebstes Kind,  
bedient ihn oft und sehr geschwind.

**D**och das Ergebnis – Schreck oh Graus –  
spuckt er denn doch nicht richtig aus.

**D**ann wird gerechnet, integriert  
und das Ergebnis modelliert.

**D**och manches Mal wird er auch wild,  
wenn der Computer spuckt und schrillt.

**D**ann flucht er multilingual:  
„Verflixt auch!“, ein um’s and’re Mal.



**M**anchmal ist er arg zerstreut,  
was dann die „Studies“ sehr erfreut.

**W**enn er so durch die Gänge rennt,  
hat er sein Seminar verpennt.

**D**ie Studies sind schon lang zu Haus,  
dem Altmann geht die Puste aus.

**A**uch Pflichten ihn nach Hause rufen,  
für Töchter muß er backen Kuchen.

**S**eine Grazien liebt er über alles,  
ist für sie da im Fall des Falles.

**D**och neidisch sind wir nicht darauf,  
paßt er doch auch auf uns gut auf.



**D**ie Zeit war schön, wie wahr, wie wahr,  
darum ein „Hoch!“ dem Jubilar.



## THEMA MIT VARIATIONEN

*Karl-Dieter Bunting, Essen*

### Diskussion

Ich höre dich.  
Du hörst mich.  
Er hört sie, und sie hört ihn.

Es gehört sich so.

Wir hören euch.  
Ihr hört uns.  
Sie alle hören.

Hört jemand zu?



### Sich einander

Ich spreche zu dir, und du hörst mir zu.  
Er spricht mit ihr, und sie erhört ihn.  
Es hört sich gut an.

Wir versprechen euch, oder versprechen wir uns?  
Ihr verhört euch, oder verhört ihr uns?

Haben sie sich eigentlich versprochen oder verhört,  
als sie sich einander versprochen haben?

## Sagen und meinen

«Du gehst fort?» fragt er leise.  
«Ich geh fort», sagt sie ruhig.  
«Kann das sein?», will er wissen.  
«Das kann sein», gibt sie Bescheid.  
«Ganz allein?» jammert er.  
«Ganz allein», zischt sie schnippisch.  
«Nimm mich mit!» fleht er noch.  
«Du bleibst da», wehrt sie ab.  
«Ich bleib da?» schreit er los.  
«Ganz allein!» brüllt sie zurück.

«Dann hau ab», knurrt er nun.  
«Ohne dich?» staunt jetzt sie.  
«Ohne mich», meint er bloß.  
«Komm doch mit», bettelt sie.  
«Ich bleib hier», lehnt er ab.  
«Ganz allein?» heult sie los.  
«Ganz allein», lacht er laut.  
«Ich bleib hier», begehrt sie auf.  
«Du gehst fort», sagt er ruhig.  
«Und sei bitte still», murmelt er noch.  
«Ich lese gerade Guggenmos.»



# ABC FÜR EINEN LINGUISTEN

*Udo L. Figge, Bochum*

Das **A**BC fängt vorne an,  
**A**rabisch spricht der Musulman.

**B**edeutung ist ein Ärgernis,  
**B**askisch bleibt in Finsternis.

Ein **C**orpus darf schon mal was kosten,  
**C**hinesisch spricht man fern im Osten.

Die **D**eixis zeigt den Weg auf Erden,  
**D**eutsch sprach Karl nur mit den Pferden.

**E**llipsen sind bei no means Lücken,  
Auch das **E**nglische birgt Tücken.

Das **F**utur I läßt Zukunft schauen,  
**F**ranzösisch sprach Karl mit den Frauen.

Die **G**lossematik kommt von Norden,  
Aus **G**otisch ist nichts mehr geworden.

**H**eterographisch ist der Leu,  
**H**ethitisch lehrt Professor Neu.

Intonation steigt oder fällt,  
**I**ndianisch spricht man unterm Zelt.

**J**argon ist Cliquentümelei,  
**J**apanisch spricht der Samurai.

Ein **K**onsonant ist auch das x,  
**K**eltisch sprach der Asterix.

Die **L**autgesetze sind nicht ehern,  
**L**ateinisch kommt von den Äneern.

**M**orpheme sucht der Segmentator,  
**M**ongolisch redet Ulan Bator.

Die **N**eurokunde lehrt Herr Schnelle,  
**N**ilotisch spricht des Niles Quelle.

**O**rthographie - ein hartes Muss,  
**O**ssetisch klingt's im Kaukasus.

**P**ragmatik ist ein edles Fach,  
 das **P**ersische sprach einst der Schach.

**Q**uantoren sind zum Zählen da,  
**Q**uetchua sprachen die inca-cuna.

**R**hetorik lehrt uns Sprüche machen,  
**R**umänisch sprechen die Walachen.

**S**emantik ist der Klarheit bar,  
**S**lowakisch spricht der Jubilar.

Das **T**empus schaut nicht nach der Uhr,  
**T**ürkisch klingt's auch an der Ruhr.

Der **U**mlaut macht aus *schnappen Schnäpper*,  
**U**krainisch spricht man längs des Dnjepr.

**V**okale lauten selbst, nicht mit,  
 Das **V**olapük sind wir längst quitt.

Das **W**ort sie sollen lassen stahn,  
**W**alisisch spricht so mancher Klan.

**X**-Bar ist kein Nachtlokal,  
**X**inca spricht man am Izabal.

Das **Y** erscheint in *Zyste*,  
**Y**oruba spricht die Sklavenküste.

**Z**ipf reguliert der Faulen Runde,  
**Z**igeunisch enttönt's Herrn Boretzkys Munde.

Busch war Poet und Illustrator,  
 doch schmucklos naht der Gratulator.  
 Für ihn bleibt's bei verbalen Scherzen,  
 sein Glückwunsch kommt jedoch von Herzen.





## ALTMANN-LIMERICKS

*Raimund G. Piotrovskij, Leningrad*

**T**here was a great man in statistics,  
He ventured to measure linguistics.  
On finding a law  
He would mutter: "Oho",  
That glorious man of statistics.

**H**e granted us with synergetics,  
That resembles, a bit, cybernetics.  
We've been breaking our brain,  
Trying hard to explain  
That it isn't a sort of athletics.

**W**e trust in the Supercomputer  
(Er ist unser Vater und Mutter)  
So going to bed,  
Having butter and bread,  
We never miss thanking Computer.





### **III. Ungereimtes**



## ZU EINEM NACH WIE VOR UMSTRITTENEN PROBLEM DER STATISTIK: DER ZUSAMMENHANG ZWISCHEN BEVÖLKERUNGSENTWICKLUNG UND STORCHENPOPULATION, DARGESTELLT AM BEISPIEL DES UNTEREN EICHSFELDES MIT BESONDERER BERÜCKSICHTIGUNG DUDERSTADTS

*Karl-Heinz Best, ebendortselbst*

Die ‚Tatsache‘, daß zwischen der Bevölkerungsentwicklung einer Nation<sup>1</sup> und ihrem Storchbesatz ein statistisch hochsignifikanter Zusammenhang besteht, ist ebenso allgemein geläufig, wie die Warnung davor, hierin einen Hinweis für einen tatsächlichen Zusammenhang zu sehen, inzwischen zum Topos geworden ist<sup>2</sup>. Ich nehme neuere Forschungen zum Anlaß, vor dieser bis zum Überdruß wiederholten Warnung entschieden zu warnen. Gehen wir dazu von der nur allzu berechtigten Feststellung aus: Eine Nation „verändert ihre Bedeutung ständig, erweitert oder reduziert sie.“ (Unser hochverehrter Jubilar 1985: 177, ziemlich weit oben) Wenn unser Autor nun fortfährt: „Es wird kaum jemals gelingen, diese Prozesse mit Regeln...zu erfassen, da sie irregulär, ja sogar chaotisch erscheinen“ (a.a.O.), so wird man dem Altmeister der Storchforschung hier sicherlich ausnahmsweise – und natürlich mit angemessenen Gewissensbissen – aber eben doch entschieden (!) widersprechen müssen. Denn was macht eine Nation bzw. deren Bevölkerung, die längere Zeit nicht mit einem Storchenvorkommen gesegnet war, wie z.B. die bedauernswerten Bewohner des sog. unteren Eichsfeldes, einer weitgehend ausgeräumten Landschaft östlich der übel beleumdeten (H. HEINE, an entspr. Ort) Wurststadt Göttingen? Es gibt logischer Weise nur zwei Möglichkeiten: Es gibt auch diese Bevölkerung nicht, oder es gibt sie doch (BUNGE 1911: 22–33).

Nun existieren glücklicherweise einige unabhängige Quellen, die uns hier weiterhelfen: Das Eichsfelder Tageblatt, das 1989 mit einem 1000 x 1000m-Marathon sein 100jähriges Bestehen feierte und damit eine Neuauflage des Guinnessbuchs der Rekorde maßgeblich mitgestaltet, hätte ja wohl kaum solange erscheinen können, wenn nicht doch irgendwer bereit gewesen wäre, es mit Werbeanzeigen mitzufinanzieren. Dies ist aber erfahrungsgemäß nur dann der Fall, wenn sich eine entsprechend aufnahmebereite Bevölkerung aufspüren läßt. Erste Hinweise auf eine noch längere Existenz einer eichsfeldischen Bevölkerung – wir sprechen hier wohlgemerkt nur vom Untereichsfeld – bietet die 60Pf.-Briefmarke der Deutschen Bundespost mit dem Rathaus Duderstadts (Deutsche Bundespost: 1988), die eines der ältesten Rathäuser Deutschlands zeigt. Wir gehen dem hier aus überzeugenden Gründen aber nicht weiter nach. Wie kommen wir nun aus dem beschriebenen logischen Dilemma? Einerseits wäre zu fragen, ob nicht doch irgendwann einmal Störche im Eichsfeld aufgetaucht sind und damit eine stochastische Behandlung des Themas ermöglichen? Andererseits überlegen wir, ob nicht auch andere Steue-

rungsparameter in Korrelation zur Bevölkerungsentwicklung dieses Raumes stehen könnten.

Die Zahl der möglichen Einflußgrößen ist groß, aber nicht unendlich (ALTMANN, sinngemäß, immer wieder).

Da Bevölkerungen bekanntlich essen und trinken müssen, um eine Weile zu überleben, wäre als Systembedürfnis die Anzahl der Schweine- und Hühnermästereien in Betracht zu ziehen. Zumindest für die neuere Zeit käme auch die Entwicklung des Eisenbahnwesens als Steuerungsfaktor in Frage. Es gibt eine hochsignifikante Korrelation: Die Bevölkerung nimmt ab, das Streckennetz der Deutschen Bundesbahn auch.

Welche Faktoren kämen noch in Frage?

Bekannt ist ja auch noch die Tatsache, daß Bevölkerung beliebiger Art es nicht unterlassen kann, sich gegenseitig durch ständige Absonderung von Lauten, angeblich systemhaft organisiert (ein älterer Schweizer Forscher um die Jahrhundertwende), auf die Nerven zu gehen. Bekannt ist weiterhin die Tatsache, daß beim Übergang vom Mittelhoch- zum Neuhochdeutschen die Modalverben in der zweiten Person Singular sich schrittweise durch Übernahme des *-st* der sonstigen Verben anstelle des früheren *-t* an die üblichen Verbparadigmen anpaßten (Irgendwo stand's. Ich weiß es noch genau!) und zumindest andernorts die Bevölkerung gleichfalls eine positive Entwicklung nahm. Der sigmoide Verlauf dieses Sprachwandelprozesses mag daher als Modell für die Bevölkerungsentwicklung auch des Eichsfeldes dienen. U.v.a.m.

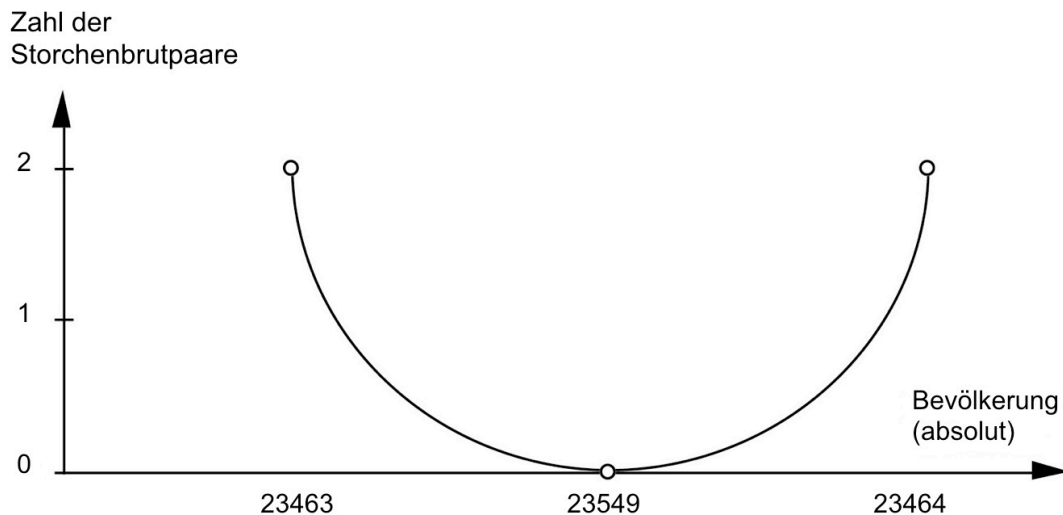
Welcher der vielen sich anbietenden Zusammenhänge ist nun vorzuziehen? Oder spielen alle gemeinsam eine Rolle?

Wir können hier leider mangels Zeit, Geld, Mitarbeitern und anderer wichtiger Ressourcen keine vollständige Lösung des Problems erarbeiten, wohl aber eine sicher doch wenigstens plausible Erörterung:

1. Da Schweine- und Hühnermästereien erst seit relativ kurzer Zeit im Eichsfeld beobachtet werden, Bevölkerung aber seit mindestens 100 Jahren gesichert, wahrscheinlich aber viel älter ist, kann dieser Zusammenhang nicht allzu zwingend sein. Wie schon ALTMANN/BEST/KIND (1987: 138) feststellen: „Wahrscheinlich erübrigt sich auch die Einsetzung von mehrfach gemischten negativen Binomialverteilungen.“

2. Da der Übergang von *-t* zu *-st* bereits im 16. Jhd. abgeschlossen ist und lediglich bei PESTALOZZI noch einmal singuläre Vorkommen von *-t*-Formen beobachtet werden können, andererseits aber nur o.a. Briefmarke als Hinweis auf eine Bevölkerung in dieser Zeit dienen kann, ist auch dieser Zusammenhang vorläufig nicht als gesichert anzusehen. Eine Transformierung der Daten des Sprachwandels aus dem 15./16. Jhd. in das 19./20. Jhd. könnte bessere Ergebnisse zeitigen, wird aber einstweilen nicht in Betracht gezogen, da ja noch andere Faktoren eine Rolle spielen könnten.

3. Neueste Forschungen zur Storchpopulation und ihrer Entwicklung bieten einstweilen die vorläufig überzeugendste Lösung: Da im Jahr 1989 im Eichsfeld zwei Storchente paare sich zum Brüten niedergelassen haben und in den vergangenen Jahren einzelne streunende Störche beobachtet werden konnten, gleichzeitig aber die Geburtenzahl im Bereich Duderstadt wieder leicht ansteigt, während sie vorher in storchenerloser Zeit stetig abnahm, bietet sich folgender Zusammenhang an, zumal, wenn man bedenkt, daß ja auch in der Zwischenkriegszeit eine erfreuliche Bevölkerungsentwicklung bei gleichzeitig gutem Storchentebesatz stattfand:



Der Zusammenhang ist hochsignifikant, wie schon der Augenschein lehrt. Die Berechnungen wären es sicher auch, wenn sich nur jemand darum kümmern würde. Vielleicht eine willkommene, neue, große Aufgabe für unseren Jubilar, dem hiermit best-ens Glück gewünscht sei.

#### ANMERKUNGEN

- 1) Zum Begriff „Nation“ vgl. KOHL, Helmut. 1966. In diesem unserem Lande. München: Ortwin Schwarz. passim, bes. Kap. 44.
- 2) Vgl. die einschlägige statistische Handbuchliteratur, von unserem Jubilar gerne als „Kochbücher“ qualifiziert. Der Kenner wird's schon finden.
- 3) Keine weiteren Anmerkungen.

#### LITERATUR

- Ich erspare es mir, allseits bekannte Handbuchliteratur zu zitieren, stehe aber ggfs. für tel. Auskünfte zähneknirschend zur Verfügung.





# THE TRANSLATION OF NAMES IN ASTÉRIX<sup>1</sup>

*Sheila Embleton, Toronto*

The *Astérix* comic-book series, originally with text by René GOSCINNY and drawings by Albert UDERZO, but continuing after GOSCINNY's death in November 1977 with both text and drawings by UDERZO, is well-known and widely translated<sup>2</sup>. The books are originally in French, but translations of some or all of the roughly 30 volumes<sup>3</sup> in the series exist in 31 languages, as of 1989: English, German, Dutch, Flemish, Frisian, Swedish, Norwegian, Danish, Icelandic, Luxemburg German, Spanish, Italian, Portuguese, Catalan, Galician, Modern Greek, Welsh, Breton, Serbo-Croatian, Hindi, Finnish, Hungarian, Basque, Hebrew, Arabic, Turkish, Indonesian, Japanese, Chinese, and even Latin and Esperanto. All books in the series relate, in exactly 44 pages<sup>4</sup>, an adventurous episode, in which the principal character is Astérix<sup>5</sup>, a small and witty Gaulish warrior, from a fictional Gaulish village on the north coast of Armorica<sup>6</sup>, the only village to have successfully resisted the Roman occupation of Gaul.

The series relies on many disparate techniques for its humour, but word-play and puns form an integral part. Much of the humour also derives from the names used, which combine various comic effects, but particularly puns and double entendres. Thus in translating these books from the original French, the translator faces not only the usual problems in the translation of names in literature (see, e.g., HERMANS 1988; and, in a more general context, GLÄSER

---

1 Earlier versions of parts of this paper were presented at the Annual Meeting of the Canadian Society for the Study of Names, Victoria, May 27, 1990, and at the 17th International Congress of Onomastic Sciences, Helsinki, August 17, 1990. Without implicating them in any of my conclusions, I would like to thank the following people for assistance and comments: Wolf Ahrens, Raimo Anttila, Tim Blackmore, Ian Catford, Richard Cornell, Frank Hamlin, Juhani Härmä, André Lapierre, Georges Monette, Bill Nicolaisen, Martti Nyman, and Gideon Toury.

2 *Astérix* began in strip form in the weekly *Pilote* in 1959. In its success internationally, it is roughly parallel to another series originally in French, the *Tintin* series drawn and written by Belgian artist Georges RÉMI (†1983), better known by his pseudonym HERGÉ (< his initials G. R., in reverse order). The *Tintin* series first began appearing in 1929; its 23 books have been translated into 34 languages.

3 Three of the volumes are essentially scripts of films only, and are not in the comic-book (more accurately, *bande dessinée*) format of the other volumes; their format is text with illustrations. A few of the comic-book episodes have also been turned into films, beginning with *Astérix le Gaulois* in 1967.

4 The volumes based on films exceed the normal 44 pages.

5 All of the fictional names are the original French version, unless specifically mentioned otherwise.

6 Modern Brittany.

1976), but also the problem of how to retain these comic effects. The present paper examines these problems and their solutions, based on a complete collection of all the name data from all 30 books in the series in 4 languages (French original; English, German, and Finnish translations), with occasional references to translations into other languages.

## Personal Names

Some work has been done on the general problems of translating *Astérix* (e.g., JACKSON 1990, GRASSEGER 1985, HARTMANN 1982, STOLL 1977, ROTHE 1974), the translation of *Astérix* is occasionally used to illustrate more general theoretical arguments (e.g., SPILLNER 1980, in a semiotic frame), there is a short section on names in a longer article about *Astérix* (NYE 1982: 59-60), and of course there is a large literature on the difficulty of translating humour (e.g., TOURY 1985), but nothing specifically has been written on the translation of names in *Astérix* (although briefly touched upon by GRASSEGER 1985: 44-58). Although both personal-names and place-names are examined in this paper, the personal-names are of far greater interest, since the original creators and the translators (or “secondary creators”) have far more leeway here than with the place-names, which (except for the four fictional Roman camps which surround the fictional Gaulish village) are almost entirely determined by historical facts. In addition, and partly related to this greater degree of licence, there is a far greater inventory of personal-names than of place-names in the *Astérix* series.

Two sets of personal-names<sup>7</sup> can be briefly mentioned and just as briefly dismissed, as being essentially irrelevant to the topic at hand. The first set are the names of historically-attested real persons of ancient times and occasionally of more recent eras. These include Julius Caesar, Brutus, Cleopatra, Pompey, Ptolemy, Cato, Scipio, Aristophanes, Plautus, Terence, Archimedes, Phidias, and Vercingetorix, as well as Marco Polo and Christopher Columbus<sup>8</sup>. The second set are the names of gods and goddesses, most often used in invocations (e.g., “by Jupiter”). These include primarily Roman gods (Jupiter, Mercury, Juno, Minerva, Apollo, Neptune, Pluto, Mars, Saturn, Vulcan, Aesculapius, Vesta) and Celtic gods (Toutatis, Belenos, Belisama, Lug) because most of the actors in *Astérix* are Roman and Celtic, but also Greek (Zeus, Hermes, Athena, Nike, Poseidon, Hephaestus, Hercules, Artemis, Helios), Norse (Thor, Odin), Egyptian (Osiris, Isis, Serapis, Ra, Ammon), Hebrew (Yahveh), and even various eastern/Oriental/Phoenician (Ahura Mazda, Vishnu, Baal) gods, gen-

---

7 Cited here in the usual English forms.

8 In “flash-forwards”. There are occasional “flash-forwards” in the names, as well as in other aspects of the text (e.g., in references to more modern political events, such as “These Gaulish secret weapons ought to be banned by the Helvetia convention” [from an English translation]; or visually, with a picture of a modern skyscraper).

erally invoked by actors of these nationalities<sup>9</sup>. In the translated volumes these two sets of names are simply rendered by the normal, generally accepted translation equivalent in the target language. To illustrate with a few examples: French *Jules César* becomes English, Swedish, Dutch, and Finnish *Julius Caesar*, German *Julius Cäsar*, and Spanish *Julio César*; French *Mercure* becomes English *Mercury*, German and Danish *Merkur*, Dutch *Mercurius*, and Finnish and Swedish *Merkurius*; and French, Dutch, and English *Toutatis* becomes German, Swedish, Danish and Finnish *Teutates*, Luxemburg German *Teutatees*, and Spanish *Tutatis*. These translation equivalents function of course in the normal way as words of the target language, so that, for example, Finnish *Merkurius* and *Teutates* inflect for case according to “native” Finnish patterns (e.g., *kautta Merkuriuksen* “by Mercury”, *kautta Teutateksen* “by Toutatis”).

We begin our consideration of the fictional names<sup>10</sup> by looking at the personal-names of the Gaulish characters, in each case first in the French original and then in the various translations. The main character is *Astérix*; this name is rendered identically<sup>11</sup> in all translations, presumably because of it being the name of the series and in general the title-role. One of the main constraints in the name-giving in the French original (which is maintained in the translations) is that the endings of names in general reveal the ethnicity of the person named (GRASSEGGER 1985: 47). Thus *-ix* (parallel, for example, to the historical figure *Vercingetorix*)<sup>12</sup> denotes a Gaulish male. Part of the challenge, and one of the main sources of humour in the names, is to the ingenuity of the creator in finding names which are well-known words or phrases, if necessary just slightly distorted to give the correct “ethnic” ending<sup>13</sup>. Thus *Astérix* is simply *astérisque* “asterisk”, with a metathesis of the final two segments. It is

---

9 In fact there is a certain predictability and parallelism to these invocations, itself a source of humour.

10 It is not only, of course, in comic books that humorous names are to be found. Very similar patterns can be found, for example, in the libretti of GILBERT and SULLIVAN operas. There are also parallels to the non-humorous but purposefully very iconic names in works of serious literature (e.g., allegorical personal-names such as *Christian*, *Christiana*, *Obstinate*, *Pliable*, *Prudence*, *Charity*, *Lord Hategood*, and place-names such as *Destruction* [city], *Difficulty* [hill], *Lucre* [hill], in John Bunyan’s *Pilgrim’s Progress*). GRASSEGGER (1985: 93) cites the case of *Father Coffey* (which echoes *coffin*) in James Joyce’s *Ulysses*, translated into French as *Le Père Serqreux* (echoing *cercueil* “coffin”) and into Spanish as *El padre Esaud* (echoing *ataúd* “coffin”).

11 It of course loses the accent mark in most other languages.

12 Note that the etymologically correct morphological division here is *-rix*, not *-ix*. *-rix* is cognate to German *Reich* “realm”, English [bishop]*ric* < Old English *rice* “realm”, Latin *rex* “king”, and Sanskrit *rajan* “king”.

13 ANTILA 1989, in the context of spoonerisms, addresses the question of why slight distortion is so funny. “The answer seems to be play with normative boundaries. The resulting forms are potential ones in the language, but the convention, the norm, is lacking ... Norm-breaking as a humorous action comes out also in foreign accents and neighboring dialects or closely related languages (e.g. Yiddish to German or Estonian to Finnish).” (378-379).

not our intention to give “etymologies” of all the names occurring in all the books in all the languages, since this could be the subject of a book itself, but we should like to note in this case the appropriateness (and in some sense “iconicity”) of this name — Astérix is indeed the “small star” of the series, the physically small but strong and clever hero-warrior who always succeeds in the final happy ending. The same humour works well in other languages with words phonologically similar to *astérisque* (e.g., English and Swedish *asterisk*, Italian *asterisco*). But, as mentioned above, the name is used in all languages, even those in which the word for “asterisk” is phonologically totally different (e.g., German *Sternchen*, Finnish *tähti*); clearly in these languages some of the humour will have been lost<sup>14</sup>.

There are four other major Gaulish male characters, who, along with Astérix himself, are each introduced with a picture and a short description, the page before the adventure begins. The first of these is Obélix, Astérix’s constant companion, who acts in many ways as a “foil” to Astérix. Obélix is big and slow-witted, but endowed with super-human strength, because he fell into a cauldron of magic potion as a baby; he is a menhir-deliverer by trade. His name also involves a metathesis of the final two segments of a word iconic to his most salient characteristics, his trade and strength (*obélisque*). The name *Obélix* is also maintained in all the translations, this time with retention of the same humour, as all the languages have phonologically similar words for “obelisk” (English *obelisk*, German *Obelisk*, Swedish *obelisk*, Finnish *obeliski*, Italian *obelisco*). The second of these other Gaulish characters is the druid Panoramix, who is important as the brewer of the magic potion which gives super-human strength and hence enables this village to resist the Roman occupation of Gaul and as the only person in the village other than Astérix to have real common sense, intelligence, and quick grasp or overview of situations. The name *Panoramix* alludes to *panorama*<sup>15</sup> and probably also to *mixture*, the pharmacological term for “mixture”; the name is maintained in some translations (e.g., Italian, Greek, Dutch, Luxemburg German, Spanish). *Panoramix* is however translated differently in many languages, with different facets of the character being spotlighted in different languages. He is *Getafix* in English<sup>16</sup> and *Akvavitix* in Finnish, both of which allude to the intoxicating nature of his potions (“get a fix” from 1960s drug culture slang; Swedish *akvavit*/Finnish *akvaviitti* “eau de vie”). In German, Swedish, Danish, and Norwegian he is *Miraculix* (Swedish *mirakel*, German *Mirakel* “miracle”), because his potion works miracles. The third of the other Gaulish characters is the bard Assurancetourix, who has a disastrously

---

14 Except of course to readers familiar with other languages, which is perhaps a significant factor, since the readership of this series includes a large proportion of “educated” readers. Thus for example a German reader who knows the English word “asterisk” will see the humour.

15 And its related adjective *panoramique*, which has also become a movie-term.

16 In a short-lived syndication for the North American market, beginning in 1978 and distributed by Field Newspaper Syndicate, *Getafix* was translated as *Readymix* (an allusion to a brand of concrete). I owe this observation to Tim Blackmore.

awful voice in all opinions but his own. The French name metathesizes the last two consonants of *assurance tous risques* “insurance against all hazards”; the name is maintained in the Italian and Dutch translations and with slight spelling variation in Spanish (*Asuranceturix*). Other languages, however, highlight his salient traits more directly. In English and Greek, he is *Cacophonix* (< *cacophony*), blatantly referring to his awful voice. He is *Trubadurix* in Finnish, Danish, and Norwegian, and *Troubadix* in German and Swedish, all echoing *troubadour*, the wandering minstrels originally of medieval southern France. In Luxemburg German he is *Tutebattix*, apparently alluding to *tout battre* “to beat/strike everything”. The fourth other major Gaulish character is *Abraracourcix*, the majestic and stout chief. The name comes from *à bras raccourcis* “with might and main”, with obvious ironic intent; it also contains echoes of *abracadabra*, a conventionalized magical incantation, and *raccourci* “shortened”, almost in the sense of “too short”, since the chief is unduly short and fat. This name is maintained in Italian and Dutch, and with minor spelling variation in Spanish (*Abraracurcix*). In English he is *Vitalstatistix*, a term normally heard in connection with beauty pageants and shapely female bodies, and thus especially ironic here with respect to the chief’s stoutness. In German, Swedish, Danish, and Norwegian, he is *Majestix*, a simplistic allusion to his role as chief (e.g., German *majestätisch* “majestic”); similarly, in Greek he is *Monarchix*. In Luxemburg German, he is *Zwirkinnix*, with no obvious allusions. The Finnish *Aladobix* is particularly apt; it is based on Finnish *alado(o)pi/alatoopi* (< Swedish *aladåb*) “aspic”, appropriate to the chief’s fatness. Additionally, the chief is normally carried on a shield, and the name is therefore reminiscent also of food being carried on a platter. There may also be an echo of Aladdin (with magical connotations), and there is a remote possibility that *ala-* may suggest Frenchness to some readers.

Other recurrent Gaulish male characters are *Ordralfabétix* (the fish merchant, whose fish are far from fresh), *Agecanonix* (the oldest resident of the village), *Cétautomatix* (the village smith), and even *Idéfix* (Obélix’s tiny but intelligent dog). As for the names of the main characters, it can easily be seen that some of the translations are cleverer than others, and indeed in some cases improve on the French original. *Ordralfabétix* is from *ordre alphabétique* (“alphabetical order”), which is not particularly witty<sup>17</sup>. *Ordralfabétix* becomes English *Unhygienix* (< *unhygienic*, referring to his rotten fish), German *Verleihnix* (< *verleih nichts* “Don’t lend anything”; maybe there is a not-particularly-apt allusion to his unscrupulous character here), Finnish *Amaryllix*<sup>18</sup> (from the flower *amaryllis*, an ironic allusion to the smell of his fish), and Swedish *Crabbofix* (< *krabba* “crab”, presumably one of his wares, although this is not particularly apt, since he is never shown selling shellfish, only regular fish). In Danish he is *Hørmetix*, which is just an echo of a word with the appropriate phonological constraint and no particular allusions. *Agecanonix* (< *âge canonique* “canonical

---

17 An allusion to *ordure* “garbage, filth” seems rather far-fetched.

18 Although *Ordralfabetix* has been left unchanged in some illustrations, presumably through an oversight.

age”) becomes English *Geriatric* (with a direct reference, *geriatric*, to age, similar to the French), German *Methusalix* and Italian *Metusalemix* (both referring to Methuselah, the biblical patriarch said to have lived 969 years, and hence the epitome of old age), Finnish, Swedish, Danish, and Norwegian *Senilix* (with obvious reference to, e.g., Swedish *senil*, Finnish *seniili* “senile”), and Greek *Palaiontologix* (a slight, and hence humorous, deformation of *palaiontologia*, appropriately the study of older forms of life). *Céautomatix* (< *c’est automatique* “it’s automatic”) becomes English *Fulliautomatix*, German *Automatix*, Danish *Armamix*, and Finnish *Caravellix*. The smith in this era functions in some sense parallel to the auto-mechanic of today, and the names based on the *automat*-root may be alluding to this automatic/mechanical aspect. Finnish *Caravellix* appears to echo *caravelle*, a French-made jet widely used in Europe in the 1960s and 1970s. These were the first jets in the Finnair fleet, and much admired. Thus there is a vague connection (cf. *automat*-) with things technical/mechanical and a definite connection to France<sup>19</sup>. It is not clear, however, why the translator would have chosen to deviate from the *automat*-root, since *Automatix* would have been perfectly possible in Finnish and no less humorous than *Caravellix*. Dutch uses *Smidefix* for the smith, which is particularly direct in its reference to his trade. *Idéfix* (< *idée fixe* “obsession”, appropriate for a tenacious, determined little dog, who is also something of an obsession for his owner) remains in all languages except one, successfully retaining its humour since the French phrase *idée fixe* is an internationalism. The one exception is English, where the name is translated as *Dogmatix*; this is an irresistible opportunity to preserve the meaning (*dogmatic* preserves the notion of *idée fixe*), while capitalizing on the fortuitous identity of the first syllable with *dog*, producing a pun.

There are very few recurrent Gaulish female characters. Bonemine (< *bonne mine* “good/pleasant look”) is the chief’s wife, rendered as English *Impedimenta* (probably from *impediment*, because she is a bit of a spoil-sport and nagging wife), as German *Gutemine* (< *gute Miene* “good/pleasant look”), Danish *Godemine* (parallel to German), and as Finnish *Smirgeline* (*smirgeli* “emery”, used in manicuring; although not particularly good-looking, she is always concerned about fashion). Occasionally a diminutive is used, in which case it is French and Danish *Mimine*, English *Pedimenta*, German *Minchen*. The fish merchant’s wife is *Iélosubmarine*, maintained in German *Jellosubmarine* and Finnish *Jelousubmarine* (although once as *Akvoamarinen*), which have a nautical theme (appropriate to a fishmonger’s wife; but also with humorous reference to the Beatles’ song), rendered as English *Bacteria* (again alluding to the unwholesome quality of her husband’s wares). Swedish avoids a translation entirely, and Danish uses *Remouladine*, from the name of a particular sauce (a cold sauce, often used in fact with fish) plus the phonologically constrained ending. Agecanonix’s very young wife, although a recurrent character, is never named,

---

19 “Caravelle” is also a light sailboat, of the type used, e.g., by Columbus. But it is not clear what the allusion would then be, although there would be slight distortion of a word which at least refers to transportation.

except once in Danish as *Littenix*<sup>20</sup> (which appears to be an error, since the *-ix* ending is a total aberration here). Other Gaulish female names include: *Pétula* (remaining *Petula* in German, Finnish, Swedish, but *Boadicea* in English); *Angine* (German *Gelatine*, Finnish *Angine*, English and Danish *Angina*); *Coriza* (English *Influenza*, German *Zechine*, Finnish *Zaza*); *Galantine* (English *Tapioca*, German *Galantine*, Finnish *Elegantine*); *Falbala* (English *Panacea*; German *Falbala*, Finnish *Mimosa*); *Éponine* (English *Hydrophobia*, German *Minna*, Finnish *Eponine*); *Percaline* (English *Memoranda*, Finnish *Vaseline*); *Fanzine* (English *Melodrama*, German *Grienoline*, Finnish *Fanzine*); *Aniline* (English *Angelica*, German *Grüblerine*, Finnish *Aniline*); *Nicotine* (English *Bonanza*, German *Kantine*); and *Rosaépine* (English *Aspidistra*). The Gaulish female names mostly end in *-ine* in all languages except English, where they end in *-a*, but, in contrast to the Gaulish male names where *-ix* is diagnostic, this is not completely regular.

There are of course many other male Gaulish characters in this series, and we cannot possibly discuss all their names here; the reader should consider the examples given here to be representative of the totality. It should also be emphasized that one basic constraint obtains in the French original as well as in all translations, namely that the names must end in *-ix*<sup>21</sup>. In many Indo-European languages, such names can be obtained easily with minor distortions from adjectives ending in *-ic* and *-ish* and their equivalents. In fact, in many instances cognates already exist, and the task of the translator can be as easy as merely making any necessary phonetic adjustments. Thus, for example, *Préfix* simply becomes English *Prefix*. Sometimes a group of characters introduced at the same time may be given a set of names which is semantically related. On occasion, such semantic unity is not present in the French original, but may be introduced by a skillful translator, giving additional humorous effect and in some sense a translation which “improves” on the original. For example, *Préfix* and *Barométrix* are rendered in English as *Prefix* and *Suffix*, giving an added semantic unity; a further example is the set *Linguistix*, *Arrierboutix*, *Harenbaltix*, and *Choucroutgarnix* which becomes English *Pacific*, *Atlantix*, *Baltix*, and *Adriatix*. Often a semantic unity of an iconic kind is introduced by a translator. For example, the druid *Cicatrix* (*cicatrice* “scar”; for no apparent reason, other than phonological) occurs as English *Botanix*, German *Florix*, and Finnish *Hortonomix*, all relating to “flowers”, which is more appropriate, since he makes flowers appear magically<sup>22</sup>; not all translations make this improvement though

---

20 The name would be relatively apt for an old male character, since *-ix* is the male Gaulish ending and *Litten* is a Danish male name which is so totally out of fashion now as to be found only amongst very elderly males.

21 The constraint is so strong that humour can be derived from a Roman soldier *Caligula Minus* using the name *Caliguliminix* while disguised as a Gaul.

22 GRASSEGER (1985: 51) points out an instance where the translators have improved on a very obvious “missed opportunity” in the French original. The second of a group of druids, *Préfix*, can make rain appear at will, and the third, *Barométrix*, can make a magic potion out of a powder. The Italian translation simply reverses the names of these druids, to obtain a humorous association of “rain” and “barometer”. Similarly, the German

(Spanish *Cicatrix*, Dutch *Pygmix*, Swedish *Tamarix*). Often, however, there is no unity or iconicity at all, and the prime motivating factor just seems to be to find some sort of phrase that fits the phonological constraints. Examples are: *Racinecubix* (English *Congenitalidiotix*, German *Gruselx*, Finnish *Bitnix*); *Bainpuplix* (English *Forinpolitix*; Finnish *Allergix*); *Aplusbégalix* (English *Cassius Ceramix*, German *Augenblix*, and Finnish *Camembertix*); *Pronostix* (English *Thermostatix*; Finnish *Xylofonix*); *Acidenitrix* (English *Codfix*, German *Greulix*, Finnish *Anabolix*); and *Ségréationnix* (English *Majestix*, German *Grobianix*, Finnish *Separationnix*), although these latter two have some semantic link between the French and the Finnish. The name *Professor Berlix*, for a language teacher, is, not surprisingly, maintained in all the languages as it is particularly apt and based on an internationalism.

There are also many other Celtic characters who are not Gauls. In many cases, their names also end in *-ix*, but the constraint is not quite as strictly adhered to as with the Gaulish names. For example, *-ax* and *-os* are also tolerated, as the following set of British names shows: *Cassivellaunos* (a chief; retained in the other languages), *Zebigbos* (chief of a resisting village; maintained in Italian and Dutch; German *Sebigbos*, English *Mykingdomforanos*, Finnish *Veribigbos*, Swedish and Danish *Bigboss*), *O'Torinolaringologix* (an Irishman, with play on *O'*-; maintained in Danish; English *O'Veroptimistix*, German *O'Fünfuhrteefix*, Finnish *O'Riginalix*; Italian *O'Torinolaringoiatrix*; Swedish *O'Laryngologix* in one episode but *O'Torinolaringologix* in another), *Jolitorax* (Swedish *Jollytorax*, English *Anticlimax*, German *Teefax*, Finnish *Fritax*; Italian *Beltorax*), *MacAnoterapix* (a Scotsman, with play on *Mac*-; maintained in Italian and Danish; Swedish *Macterapix* in one episode but *MacAnoterapix* in another, English *McAnix*, German *MacTeefürzweifix*, Finnish *MacAronix*), *Relax* (retained except in English *Dipsomaniax* and Danish *Orthofix*), *Furax*, *Antrax*, *Petissax*, *Danlax* (the latter four all inn-keepers; retained in Finnish and Swedish; *Haystax*, *Anthrax*, *Tintax* and *Tintax/Anthrax* respectively in slightly defective English translation; *Sofax*, *Piepmax*, *Hann sax*, and *Strammer Max* in German), *Surtax* (retained in English; Finnish *Overtax*, German *Seelax*, Swedish *Gravalax*), *Ipipourax* (a football player; English *Hiphiphurrax*, German *Hiphipphurrax*, Finnish *Hiphiphurax*, Swedish *Hiphipphurrax*). Otherwise, the findings are similar to those relating to the Gaulish names. Sometimes the name is simply carried over, with simple phonetic adjustments where necessary. Examples are: *Boetanix*<sup>23</sup> (English and German *Botanix*); *Maelenkolix* (English *Melancholix*, German *Maelankolix*); *Madamboevarix* (German *Madambovarix*). Sometimes there is some

---

translation calls the second druid *Barometrix* to get this association, and then invents a new name for the third druid, appropriate to his skill (*Praktifix*).

- 23 One of many topics that we cannot touch upon in this paper is the use of orthographic and other visual devices to produce humour. Here, the spellings *-oe-* (in *Boetanix* and *Madamboevarix*) and *-ae-* (in *Maelenkolix*) are used in imitation of Flemish, since the characters involved are Belgian Celts. Such types of humour are often not translated/translatable between languages, since they often rest on considerable and sophisticated cultural background; note that, in fact, neither the English nor the German translators here have tried to reproduce this orthographic humour.

semantic unity between languages involved, even without direct transfer of names. For example, *Petisuix* (a Swiss Celt) is transferred into English as *Petitsuix* (which is a brand-name for Swiss cheese), and remains a type of Swiss cheese in Finnish (*Emmentalix*); the name is not translated at all into German. *Ocatarine-tabelatchix* (a Corsican Celt; the name is based on a line of a song) is maintained in Dutch, is transferred into Finnish with necessary phonetic modification as *Ocatarinetabellatsitsix*, but is based on lines of other songs in other languages (English *Boneywasawarriorwayayix* – particularly apt since Napoleon was from Corsica; German *Osolemirnix* – based on a Mediterranean song, but not a Corsican one). Sometimes yet other types of unity are found, as in a group of Corsican Celts who in English are all given names that are pasta-like (not in French or in the other translations, so we list only the English names here): *Potatognocchix*, *Lasagnix*, *Spaghattix*, *Raviolix*, *Tagliatellix*, *Cannellonix*, *Semolinagnocchix*, *Tortellinix*, *MacAronix*, *Fettucinix*, *Rigatonix*. In Danish, many of these particular Corsican Celts have “musical” names; thus we have *Saxofonix*, *Symfonix*, and *Basunix*, added to an original *Violoncellix*. Often no unity is found at all, and the goal seems to be simply to find a phrase that fits the constraints and has some humorous content, however mild. Examples, all of Belgian Celts are: *Vandécosmétix* (English *Dietetix*, German *Vanderhofknix*); *Vanendfaillevesix* (English *Brawnix*, German *Egmontix*); *Gueuselambix* (English *Beefix*, German *Stellartoix*; here the German, using the name of a Belgian beer, is wittier); *Madamboevarix* (English *Potbellix*); *Vandeuléfix* (English *Alcoholix*, German *Leopoldix*<sup>24</sup>); and *Septantesix*, a Belgian druid who makes a potion which deadens pain and whose name uses a Belgian dialect form of the numeral for “seventy-six” is rendered as Spanish *Setentaisix* and Italian *Settantasix* (with loss of dialect humour), as Dutch *Tachtix*, Swedish *Curofix*, German *Spürnix* (< *spür nichts* “feel nothing”, appropriate to his talent), Finnish *Profetix*, and in English is turned into a British druid with the name *Valuaddetax* (making clear his country of origin<sup>25</sup>).

Major or recurrent characters of other ethnicities do not occur. For example, even the Roman commanders of the neighbouring camps change. In fact, an element of humour comes from the predictability of what will happen to those new commanders who arrive with the idea of winning Caesar’s favour by being the one to finally succeed in conquering this problematic village. We will examine the other ethnicities in turn, with a small set of representative names as examples. Note that throughout the general translation strategies/possibilities are the same as for the Gaulish names: maintain the French original, choose some sort of parallel rendering, or create something totally new. Note also that linguistic accuracy is preserved, in that the constrained endings do correspond to historical fact (e.g., Roman *-us*, cf. Gaulish *-ix* above) regarding the preponderant name type for that ethnicity.

---

24 Presumably alluding to King Leopold of Belgium (reigned 1934–1951).

25 Value Added Tax (VAT) was a more noteworthy political issue then (1963) than now; Britain was well-known for its recently introduced VAT.

Roman characters end in *-us*. This constraint is so strong that, for example when Astérix and Obélix are disguised as Roman legionaries, they become *Astérus* and *Obélus* (maintained in all languages). In many Indo-European languages, *-us* can often be easily obtained by deforming an adjective ending in *-ous* or its equivalent. Sometimes an adjective in *-ous* which “distills the essence” of the character is simply converted into a name in *-us* (e.g., a senator who is a very boring speaker is given the name *Monotonus*). But the most common source of Roman names, both in the original French and if a new creation is used in translation rather than a simple transfer of the French name, is simply language play of some sort. Since the theme of most of the volumes in the series is the resistance of this Gaulish village to Rome, there are huge numbers of Roman characters, many of whom are named, but we limit ourselves to a fairly small sample here. *Marcus Cubitus* becomes English *Marcus Ubiquitus*, German *Marcus Konfus*, Finnish *Marcus Sellofanus*, Swedish *Marius Cubitus*, Dutch *Marcus Slaapus*, and remains in Spanish. *Julius Humerus* becomes English *Julius Monotonus*, German *Julius Bazillus*, Finnish *Julius Vitaminus*, Dutch *Julius Hummulus*, and remains in Swedish and Spanish. *Langélus* becomes English *Nebulus Nimbus*, German *Lacmus*, and Finnish *Stradivarius*. *Plutoqueprévus* becomes English *Infirmofpurpus*, German *Handzumgrus*, and Finnish *Kaukasus*. *Faitexcus*, a “volunteer” legionary, becomes English *Cadaverus*, German *Fidibus*, Finnish *Hippodromus* Swedish *Cinkadus*, Dutch *Nooïtus*, and Spanish *Pideperdonus*. *Unpeuplus*, a general, is English *Cantankerus*, German *Strategus*, Finnish *Migrenius*, Swedish *Ignorantius*, Dutch *Noppus*, and Spanish *Merluzius*. *Chorus*, maintained in German and Swedish, becomes *Operachorus* in English and surprisingly *Lapsus* in Finnish. *Claudius Blocus* becomes English *Bulbus Crocus* (with an added humorous connection between the two parts of the name), Danish *Claudius Blochus* (with slight respelling) German *Claudius Handcus* (< *Handkuß* “a kiss on the hand”), and Finnish *Claudius Discofilius*. *Tullius Mordicus* is Finnish *Tullius Eukalyptus*, but improved upon in English, where his salient characteristic is summarized in *Gaius Veriambitius*, although it is not clear to us why *Tullius* needed to be changed to *Gaius*. Sometimes a translation can add a unity that is absent in the original; for example, *Ziguépus* and *Rictus* become English *Sendervictorius* and *Appianglorius* (two lines from *God Save the Queen*); and *Caius Laius*, *Claudius Hypoténus*, and *Gracchus Arquebus*, and *Tomatojus*, four clients of a spa, become English *Applejus*, *Carrotjus*, *Prunejus*, and *Tomatojus*, which not only has a semantic unity among the four characters, but also ties in with the “health-oriented” context.

Virtually all Roman characters are male, but there are a few females, and these names are constrained to end in *-a*. Examples are: *Cornelia* (maintained, except in English *Anaesthesia*); *Flavia* (maintained, except in English *Ulna*). An interesting case is the mother and daughter pair *Alpaga* (*alpaca/alpaga* “alpaca”) and *Tibia*. These are maintained in German (where “alpaca” is *Alpaca*) and in Finnish (where “alpaca” is *alpaka*/[earlier] *alpakka*); thus the first of these names becomes meaningless and loses its humour in the German and Finnish versions. A better solution in both languages would have been to respell the name with a *-k-* to maintain the same humour. Another solution would also

have been available — changing the name to German *Alpaka* and Finnish *Alpakka*, both “imitation silver”. The pair is rendered in English as *Fibula* and *Tibia*, where semantic unity (and hence humour) is gained.

Gothic characters end in *-ic*<sup>26</sup>, again easily obtainable in most Indo-European languages by slight deformation of an adjective ending in *-ic* or its equivalent. As is often possible with an adjective, it can be used to summarize the salient characteristics of the individual, unless some other type of humour (typically a pun) is being used (e.g., *General Electric*). *Téléféric*, a Gothic chief, remains in Spanish, is adapted slightly to Italian *Teleferico*, and is English *Metric*, German *Cholerik*, Finnish *Stereofonic*, Swedish *Herr Aldik*, and Dutch *Telefisc*. *Electric* (maintained in English, German, and Spanish; adapted slightly to Italian *Elettrico*; Finnish *Electronic*) dreams of becoming *Général Electric* (maintained in English, German, and Spanish; Finnish *Kenraali Electronic*). In Swedish, this character is renamed (*General*) *Lim-Erick*, which to be sure has considerable humour (with allusions to “limerick” and the frequent Nordic name “Erik”), but it seems peculiar not to use *General Electric* here where it would be a simple transfer, and reserve *Lim-Erick* for use elsewhere where the translator has to resort to a less humorous name. In Dutch, the character is both (*General*) *Flegmatic* and *Electric*, which seems to indicate a certain inattention on the part of the translator. Other Gothic characters mostly exemplify the strategy of simply finding some adjective or phrase ending in *-ic* which carries some degree of humour. This strategy is the same in the primary creation (French original) as in the secondary creations (the translations). Examples are: *Cloridric*, an interpreter (maintained in Spanish; adapted slightly to Italian *Cloridrico*; English *Rhetoric*, which is particularly appropriate and hence can be viewed as an improvement on the original; German *Holperik*; Finnish *Huliganic*; Swedish *Bon Etik*; Dutch *Cloristic/Kloristic*, again indicating inattention on the part of the translator); *Passmoilcric* (English *Euphoric*; German *Miderik*; Finnish *Romantic*; Swedish *Ret-Orik*, again seemingly wasted, as it could have been used for the interpreter; Dutch *Hortsic/Lagmuncric*, again displaying inattention; Spanish *Abolladic*); *Liric* (maintained with spelling adjustments in English, German, Finnish, Dutch, and Spanish; Swedish *Snillerik*); *Satiric* (maintained in English, German, Finnish, and Spanish; Dutch *Satiric/Clic*; Swedish *Finn Urlik*); *Casseurdebric* (English *Eccentric*; German *Bartrik*; Finnish *Parodic*; Swedish *Jim Nastik*; Dutch *Satiric*; Spanish *Rompedientic*); *Coudetric*, a Gothic chief (English *Choleric*; German *Rhetorik*, which could have been better used for the interpreter; Finnish *Agressioic*; Swedish *Kalle Balik*; Dutch *Wattuntric*; Spanish *Mamporric*).

With very few exceptions, Greek male characters end in *-os*, usually easily obtainable in most Indo-European languages by deforming an adjective ending in *-ous* or its equivalents. Some examples are: *Fécarabos*, a cook (English *Thermos*; German *Bratensos*; Finnish *Ekonomos*; Italian *Fricandos*); *Karédas*, a merchant (English *Onthepremises*; Finnish *Ostatkos*, where *ostaa* is “to buy” — hence *ostatkos*? “do you buy”/“would you buy?”); *Gâtessos*, Caesar’s cook (English

---

26 Usually spelled *-ik* in German and Swedish.

*Kumakros*; German *Kaltmamsellos*; Finnish *Motokros*); *Mixomatos*, a tour guide (maintained in Italian; English *Diabetes*; German *Demonstratos*; Finnish *Psykopatos*); French *Calvados*, a money-changer (English *Makalos*; German *Zehnprozentos*; Finnish *Sadekatos* < *sadekatos* “rain shelter”; Italian *Computistas*); *Scarfas*, a cart-renter (English *Kudos*; German *Mietkarros*; Finnish *Apropos*; Italian *Sterzos*); *Garmonparnas* (< *Gare Montparnasse*, a railway station in Paris; English *Saintpancras*, an “equivalent” railway station in London; German *Kontrabas*; Italian *Alias*; Finnish *Paatos* “pathos”, also “bathos”); *Plexiglas* (maintained in German and Italian; English<sup>27</sup> *Phallintodiseus*; Finnish *Torremolinos*, a favourite vacation spot for Finns); *Invinoveritas*, a tavern-owner, is unchanged in translation, presumably due to its extreme aptness and the internationalism of the expression.

Egyptian characters often end in *-is*, which generally comes just from fortuitous identity of that sound sequence with some word or phrase in the target language. Thus the most common name-generating strategy is that of new creation, since such fortuitous identity is so language-dependent. Examples are: *Numérobis*, an architect (maintained in German and Finnish; *Edifis* in English, which is particularly clever, and would have made a better French original); *Tumehéris*, an obnoxious character (English *Sethisbackup*, German and Swedish *Abstosis*, Finnish *Hexaklorofenis*, where all the translations preserve the salient characteristic semantically); *Amonbofis*, a dishonest architect (English *Artifis*, German and Swedish *Pyradonis*, Finnish *Ammoniakis*); *Misenplis*, a scribe (English *Exlibris*, German and Swedish *Sekretaris*, Finnish *Permanentis*; again the salient characteristic is preserved); *Ginfis* (maintained in Finnish and in German *Ginfiz*; unnecessarily altered in English to *Mintjulep*, although the semantic identity is preserved); and *Courdeténis* (English *Ptenisnet*, German *Tennisplatzis*, Finnish *Cuptennis*). An interesting example is *Tournevis* (< *tournevis* “screwdriver”), the servant of the dishonest architect, in English *Krukhut* (< *crooked*), German *Schraubzieris* (< *Schraubenzieher* “screwdriver”), and Finnish *Naskalis* (*naskali* “awl”, but also “scamp, rascal”); here the translations preserve either the salient character-feature or the “meaning” of the name, with the exception of Finnish which improves on the original French by uniting the two.

Spanish characters (all male) are easily identified by their lengthy, generally double-barreled, names, which combine words from the general vocabulary of the language. In the French original but not consistently in the translations, both words are constrained to end in *-on*. Swedish and Dutch are exceptions. Swedish uses lengthy, generally double-barreled, names, but which are (or sound) Spanish, even if the meanings are a little incongruous, and Dutch uses double-barreled names (sometimes alliterating) made up of words that any tourist would have encountered; in my opinion, the Swedish and Dutch translation strategies are less successful. Examples are: *Soupalognon y Crouton*, the chief (English *Huevos y Bacon*; German *Costa y Bravo*; Finnish *Crepenylon y*

---

27 It would have been difficult to maintain *Plexiglas* in English, since, although *plexiglas* is used in North America, in Britain the word is *perspex*. The English translations are essentially into British rather than North American English, and the *Asterix* series is far more popular and readily available in England than in North America.

*Teflon*; Swedish *Alonzo Enfanta de la Patria*, an echo of the first line of the *Marseillaise*, “Allons enfants de la patrie”, Danish *Calamar y Tinta*, Dutch *Paella y Peseta*; *Lachélechampignon y Causon* (English *Nodepositon el sodasiphon*; Finnish *Mikrofon y Telefon*; Swedish *Carlo Carreta y Consortes*, Dutch *José ay y olé*); and *Dansonsurlepon y Davignon* (English *Oloroso el Fiasco*; Finnish *Xylofon y Charleston*; Swedish *Pedro Pomodoro y Pomeranza*, Dutch *Caramba Costa del Sol*).

In all languages except Danish, Nordic male characters usually end in *-sen* (Finnish *-sän*), relying on fortuitous identity, rather than any particular morphological regularities of the Indo-European languages; thus the most common name-generating strategy, as expected, is new creation. In addition with the Nordic names, there is a visual effect, in that all *a*'s are written *å* and all *o*'s are written *ø*<sup>28</sup>. Danish, however, relies on a totally different strategy; the names are alliterating parodies of a typical traditional two-part naming style. Examples are: *Kerøsen* (English *Herendethelessen*; Finnish *Kårtisän* “cortisone”, Danish *Thooli Thoolisøn*); *Åvånsen* (English *Steptåånssen*; Finnish *Bisän* “bison”, Danish *Vidløg Vidskræmte*); *Neuillisursen*, from *Neuilly-sur-Seine*, where many scientific organizations are located (English *Håråldwilssen*; Finnish *Watsän* “Watson”, Danish *Snurre Snurrisøn*, echoing *Snorri Sturluson*, the most widely known medieval Icelandic author – all representing intellectuals; and German *Godskinsen* [possibly based on *Gottskindchen*], which has no such allusions, and is therefore less successful); *Målsen* (English *Nøgøødreåssen*, German *Rudersen*; Finnish *Åtsän* “ozone”, Danish *Helpful Halfulsøn*); *Øbsen le Terrifiânt*, a surly chief, (English *Ødiuscompårissen*; Finnish *Niksän Hirmuinen*, Danish *Olmer Olmsøn*). Even the dog is named – *Zøødvinsen* (< *Zoo de Vincennes*), English *Huntingseåssen*, which maintains the animal motif, Danish *Mjødhund*, and Finnish *Kalsän* (probably a humorous back-formation of a singular from Swedish *kalsonger* “long underwear”). There are very few Nordic female characters, and in all the languages, both original and translation, they are given stereotypically Nordic names (e.g., *Gudrun*, *Ingegerd*, *Vigtis*). The English translation tries to improve a little on this, however. For example, a group of four Nordic serving-girls is named *Gertrude* (stereotypical), *Intrude* (play on *-trude*, linked to the previously named character), *Irmgård* (stereotypical), and *Firegård* (play on *-gård*, linked to the previous character).

Only occurring in one episode each are names of Norman, Indic, and Hebrew ethnicity. The Norman names (all male) are constrained to end in *-af*,

---

28 It should also be noted that the visual effect extends to the speech of the Nordic characters as well as their names – a visual representation of their accent, as it were. There is a slight difference in the Finnish here, in that *ø* is not used, *a* is preserved, but all *o*'s are respelled as *å*; thus *kotiin* “(towards) home” is represented as *kåtiin*, and the frequent personal-name ending *-son* is respelled as *-sän*. According to GRASSEGER (1985: 56), the Swedish translation uses certain Icelandic orthographic symbols to render a “foreign” effect. Similar visual humour is used elsewhere in the series, for example with Egyptians speaking in hieroglyphics (often glossed in a footnote) or foreigners speaking Egyptian in “stick-men”, to indicate foreign accent, Goths’ speech being represented in Fraktur, or with a tour guide using stylized forms of different scripts for renditions in different languages (Greek, Celtic, Germanic, etc.).

except in Swedish which has no parallel constraint at all. Although there is no particularly common morphological class ending in *-af*, there are a considerable number of Greek-based formations ending in *-aph/-af*, which, fortunately for the translator, are in the category of internationalisms. In addition, there are fortuitous instances of words ending in *-af* in some languages. Consequently, the options for the translator are generally either to use the same name with minimal phonological change, or to try to find some other word in the language which happens to end in *-af*. The Swedish translator, of course, has no such restrictions, and has in some instances attempted to translate the French name as a meaning and in some instances simply invented a name (which might be a parody on a Nordic name, often resembling some other word in the language) — both strategies yield names which are rather less humorous than the original. Examples are: *Olaf Grossebaf*, the chief (English *Olaf Timandahaf*; Finnish *Olaf Seismograf*; Swedish *Olaf Storslägga*, a translation of *grosse baf* “big biff/cuff on the head”); *Batdaf* (< colloquial abbreviation of *Bataillon d’Afrique*; English *Nescaf*; German *Dompfaff*, from *Dompfaff* “bullfinch”; Finnish *Kiraf*, from *kirahvi* “giraffe”; Italian *Mazzaf*, from *mazza* “cudgel”; Swedish *Slagbjörn*, a compound name, literally “hit-bear”, “bear that kills cattle”); *Bathyscaf* (English *Telegraf*; Finnish *Paragraf*; Swedish *Lathund*, a compound name, literally “lazy-dog”, also “lazy person” and “aide-memoire”); *Caraf* (maintained in English and in Finnish *Karaf*; Swedish *Bitvarg*, a compound name, literally “bite-wolf”, also “angry, querulous person”); and *Cinématograf* (maintained in Finnish and Italian; English *Fotograf*; German *Stenograf*; Swedish *Sigurd Ölskalle*, literally “Sigurd beer-head”, following a typical Viking nickname style). The pair *Dactilograf* and *Sténograf* preserves its semantic unity in English (*Firsthaf*, *Secondhaf*) and in Swedish (*Lathund* “lazy person”, *Tjurskalle*, literally “ox/bull-head”, thus “obstinate person”), but not in Finnish (*Paragraf*, *Karaf*). In some cases, the translators have simply given up and avoided naming characters; for example, in one scene there are 7 Normans named in French, 6 in English, 5 in Finnish, and 4 in Swedish. Elsewhere they have simply re-used names that occurred earlier in the episode with different characters, especially in the Swedish version; for example, Finnish *Karaf*, *Paragraf*, and *Epitaf* and Swedish *Lathund*, *Tjurskalle* (which both do triple duty), *Bitvarg*, and *Slagbjörn*.

In French and Finnish, the Indic male names mostly end in *-à(h)*; there is no such constraint observed in English, which has instead a semantic motif (“question expressions”) for unity, perhaps inspired by some of the French names: *Pourkoipàh* (< *pourquoi pas* “why not?”), *Cékouhaça* (< *c’est quoi, ça* “what’s that”), and *Kiçaàh* (< *qui [est] ça* “who’s that?”). A few examples, exhibiting puns and no similarity between original and translation, are: *Kiçaàh* (English *Watziz-nehm*, Finnish *Kakkulah*<sup>29</sup>); *Cékouhaça* (English *Watzit*, Finnish *Mekkalah*); *Kiwoàlah* (English *Hoodunnit*, Finnish *Tekilah*<sup>30</sup>); *Mercikhi* (English *Owzat*, Finnish

29 *Kakkula* is “whipple”, also “eye-glasses”; the character does wear glasses.

30 *Tekilah* is an exotic spelling for *tequila*, the alcoholic drink, which fits the “ethnic” constraint of ending in *-ah*. For Finnish culture, any word referring to alcohol is practically by definition within the realm of affective vocabulary and humour.

*Kavalah*); *Pourkoipàh* (< *pourquoi pas* “why not”; English *Howdoo*; Finnish *Kukapah*, where *kuka* is “who” and *pa* is an emphatic enclitic, thus “who indeed?”). The Indic female characters are *Rahàzade* (Finnish *Raesade*, literally “hail-rain”; note that *Rahasade* could also have been used, literally “money-rain”, appropriate for a rich princess) and her companion *Seurhàne* (Finnish *Hyvonne*, which is a brand of underwear; it may also allude to *hyvä on* “it is good”, and of course *Yvonne* is not totally unknown as a first-name even in Finland<sup>31</sup>); in English a semantic unity is given with *Orinjade* and *Lemuhnade* (respectively).

The episode involving Hebrew names has only two invented Hebrew names. These are *Josué Pazihalé* (English *Joshua Ben Zedrin*) and *Saül Péhyé* (English *Saul Ben Ephishul*). In addition, there is one name of a Jewish businessman, whose real name is *Rosenblumenthalovitch* (itself a parody), who has taken the Romanized form *Samson Pludechorus* (English *Samson Alius*) as it is better for business.

## Place Names

As with the personal-names above, we can immediately dismiss one sizeable set of names as being largely irrelevant to the problems posed by translation. This is the set of historically-attested names of cities and provinces/ countries. Those which were Latin in the original French version generally retain their Latin form in all the translations. Examples are: *Londinium*, *Camulodunum*, *Durovernum*, and *Carthago*. If the modern equivalent is important to the story and not perhaps generally known, sometimes translations are provided in a footnote. For example, *Burdigala* and *Portus Itius*, used in all languages, are provided with the glosses *Bordeaux* and *Boulogne* (respectively) in all languages. Sometimes modern glosses are given in some translations but not in others, presumably reflecting (in the translator’s judgment) different cultural backgrounds on the part of the readers. For example, *Cantium*, used in all languages, is glossed *Kent* in the Finnish, German, and Swedish translations, but not in the French original or in the English translation. Similarly, *Lacus Lemanus*, used in all languages, is glossed *Genfer See* in German and *Geneven järvi* in Finnish, but not in the French original or in the English translation. Those which were French in the original French version are generally given in their normal, generally accepted translation equivalent in the target language (cf. the treatment of personal-names above). Examples are: French *Gaule*, rendered as English *Gaul*, Finnish *Gallia*, German, Danish and Swedish *Gallien*, Dutch *Gallië*, and Spanish *Galia*; French, English, and Dutch *Rome*, which becomes German, Danish and Swedish *Rom*, Finnish *Rooma*, Luxemburg German *Roum*, and Spanish *Roma*; and French *Calédonie*, which becomes English *Caledonia*, German

---

31 KIVINIEMI (1982: 305) gives 100 occurrences in Finland, with the bulk occurring in the 1950s and the period 1965–1980, mostly in Ostrobothnia and the area around Helsinki.

*Kaledonien*, Finnish *Kaledonia*, and Swedish *Caledonien*; French *La Tamise*, which becomes English *The Thames*, Finnish *Thames*, and German *Themse*.

Invented names which are not humorous and are not difficult to translate are generally translated. Examples are French *La Forêt des Carnutes*, which is easily translated as English *Forest of the Carnutes*, German *Karnutenwald*, Finnish *Carnotumin metsä*, Swedish *Carnuter-Skogen*, Spanish *El bosque de los Carnutes*, but puzzlingly as Danish *Nyskoven* (“new woods”) and Dutch *Maretakkenbos*. Another slight oddity in the treatment of the historically-attested names involves the treatment of *Lutetia* (the Latin name of Paris). The French original does not use *Lutetia*, but rather the accepted French version *Lutèce* (as opposed to the modern French *Paris*). All the translations use *Lutetia*, with the exception of Finnish, which uses a pseudo-Latin form, *Parisium*. The Finnish translator is evidently afraid that Finns will not know that *Lutetia* is “Paris”, and wants to provide something that sounds “Latin” but is still recognizable – and yet other translators do not seem to have felt this need. Our only explanation<sup>32</sup> of this difference is that the general culture in Finland is indeed in some real sense geographically, linguistically, and culturally more distant from that of France or general European culture. This impression is perhaps confirmed by the fact that the Finnish translator feels it necessary to gloss even names as obvious as *Londinium* (as Finnish *Lontoo*) and *Hispania* (as Finnish *Espanja*).<sup>33</sup>

Fictional Roman town-names and camp-names are characterized in the *Astérix* series by the two most frequent historically-attested place-name endings, that is *-um* (e.g., *Londinium* > modern *London*, *Mediolanum* > modern *Milan*, *Glevum* > modern *Gloucester*) and *-orum* (from the genitive plural of tribal names, e.g., *Augusta Vindelicorum* > modern *Augsburg*, *Augusta Treverorum* > modern *Trier/Trèves*). The four most important fictional Roman place-names are those of the four Roman camps which surround the Gaulish village. In fact, these are introduced along with some background material on the map which is reproduced as page 3 of virtually every volume. *Aquarium* is maintained in all the languages, with minor accommodation to Finnish and Danish orthography as *Akvarium* and Spanish orthography as *Acuárium*. *Laudanum* is maintained in all the languages, except Danish *Terrarium* (which displays semantic unity then with *Akvarium*). *Babaorum* (< *baba au rhum*), maintained in German, Swedish, Dutch, Luxemburg German, and Spanish, is rendered by English *Totorum* (< *tot o' rum*), Finnish *Ciderium* (< *cider*, although Finnish is colloquial *siideri*, more formal *omenaviini*); all of these have a common motif of “alcoholic beverage”. Danish deviates from this pattern, using *Solarium*, although this continues the semantic theme of *Akvarium* and *Terrarium*. *Petibonum*<sup>34</sup> is main-

32 Also given independently by several Finnish colleagues.

33 Similarly outside the realm of names. For example, only the Finnish translator feels a necessity to gloss “centurion” (Finnish *kenturio*; as *sadanpäämies*) and *Tu quoque fili* (“You also, son”, as *sinäkin poikani*; in fact, avoiding even the well-known *Et tu Brute* “You too, Brutus”).

34 Until it was corrected in 1980, the French volumes all had a discrepancy between *Petibonum* (on the map) and *Petitbonum* (in the text below the map).

tained in Spanish, Luxemburg German, and Dutch, and is rendered by English *Compendium*, German *Kleinbonum*, Swedish *Lillbonum*, Danish *Perikum*, and Finnish *Periferium*. *Kleinbonum* and *Lillbonum* are translations of the French, but the others are new creations.

Very few other fictional Roman place-names occur, with the exception of the *Astérix en Corse* episode, to be discussed below. These are *Suindinum* (maintained in all languages, alluding to *Swindon* in England and its races, appropriate to the context), *Album* (maintained in all languages), *Sternum* (maintained in all languages) *Tartopum* (English *Delirium*, Finnish *Camparium*, Swedish *Basalorum*), and *Sérum* (maintained in German and Finnish, and unnecessarily altered to English *Linoleum*).

An exception to the paucity of named fictional places is the *Astérix en Corse* episode, where (instead of the usual map of France as page 3) there is a map of Corsica with 50 towns named, virtually all of them fictional. Here the original creators seem to delight in finding humorous names in *-um*. The English, German, and Danish translators maintain many of them, but change some to (in general) equally humorous names in *-um*, in most cases better suited to the target language. The Finnish and Dutch translators have simply reproduced the French map verbatim, including the names which contain uniquely French material (e.g., *Sivispacemparabellum Ouest*); the Swedish translator has done the same, but has at least changed the uniquely French material (e.g., to *Sivispacemparabellum Väst*). Thus Finnish, Dutch, and Swedish can be left out of consideration here. Some examples of these names, given in French with English, German, and Danish (in that order) in parentheses, are: *Factotum* (maintained, *Toblerorum*, maintained); *Regiotonum* (*Pendulum*, *Loccum*, *Paxvobiscum*); *Axium* (maintained, *Factotum*, *Tonicum*); *Hum* (maintained, *Hummelhum*, maintained); *Onkletum* (*Radium*, *Uncletum*, *Summasummarum*); *Vanitasvanitatum* (maintained, maintained, maintained); *Formelmonum* (*Mausoleum*, *Stipendium*, *Superdum*); *Derbidepsum* (*Premium*, *Unicum*, *Bombastum*); *Harmonium* (maintained, maintained, maintained); *Jolimium* (*Strontium*, *Iamaicarum*, *Adlibitum*), and *Pensum* (*Opium*, maintained, maintained). Some questions spring to mind. For example, *Derbidepsum* (< *Epsom derby*, a well-known British horse-race) ought if anything to be more appropriate in English than in French — so why was it changed in the English translation? And if *Factotum* was inappropriate enough to be changed to *Toblerorum* in German, why does it occur as a replacement for *Axium* later in the list? It almost seems as if some names were changed simply for the sake of change or re-arrangement.

Curiously the fictional Gaulish village is never named – in fact, no Gaulish fictional places are ever named. There are also no fictional place-names of any other “ethnicities”.

## Other Names

A few names other than personal-names and place-names occur. There are a few highway names, for example *Nationale VIII*, translated as the culturally-equivalent English *M1*, Swedish *Romväg VIII* and Danish *Romervej VIII* (both “Roman road”), and Finnish *Valtatie VIII* (*valtatie* “main road”). One post-secondary institution, where a recent MBA graduate studied, is named: *Nouvelle École D’Affranchis* (alluding to *ENA*, *École Nationale d’Administration*, the top public administration school; *affranchi* means “freed slave”, but also colloquially “unscrupulous person”, appropriate to the particular character involved) translated as English *Latin School of Economics* (with a parallel allusion to the well-known, prestigious, and left-leaning *LSE*, the *London School of Economics*), Danish *Nye Integrerede Mercur-Højskole* (“New Integrated Mercury Academy”), and Finnish *Vapautettujen orjien koulu* (“School of Freed Slaves”, which is a direct translation of the French, but without reproducing any of the allusions). In English and French, but not Finnish, the initials give a well-known business school in the desired culture. One boat is named: *Napadélis* (< [il] *n’a pas d’hélice* “he has no propeller”, literally true of this boat, but also colloquially “he’s crazy”; English *Nastiupset*, German *Schiffsschraublose*, Finnish *Psykedelis*, unnamed in Swedish). There are two newspaper names. The first, *Le Temps* (English and Swedish *The Times*, German and Finnish *Times*), needs no explanation. The other, *Pharaon Soir* (< *France Soir*), is translated as English *Daily Nile* (alluding to *Daily Mail*), German *Pharaonenexpress*, Swedish *Farao-Kuriren*, and Finnish *Ilta Faarao* (alluding to *Ilta Lehti*). This one contains comics: *Chéri-Bibis* (English *Ptarzan*, German *Der Alexandriner*, Swedish *Alexandria-Kvartetten*, Finnish *Ramses Bond*) and *Isis de mon Cœur* (English *Pnuts*, German *Isis und Adonis*, Swedish *Osis med Isis*, Finnish *Tiffanis Jonesis*); all are new creations, designed to capitalize on various combinations of phonological resemblance to popular comics within that culture, pseudo-Egyptian names, and punning.

## Conclusions and General Remarks

We have looked in some detail at the translation of personal- and place-names in *Astérix*, and have seen several types of translation strategy in use. Although different types of translation possibility exist, most rely heavily on a common core of Latin/Greek learned<sup>35</sup> vocabulary; from this point of view, Finnish (as a non-Indo-European language) is particularly interesting and challenging. Despite the cultural and linguistic gap, Finnish can still use as a source words of general European culture (themselves often personal-, place-, or product-names) that are common knowledge even in Finland, and in some sense help extend the regular vocabulary, which is generally not cognate (e.g., *Camembertix*, *Stradivarius*, *Caucasus*, *Vaseline*, and *Camparium* all rely on this). Addi-

---

35 In normal use, Latin/Greek vocabulary is generally high-style, whereas here it is not; this incongruity also yields humour.

tionally, Finnish does have many borrowings from Indo-European languages, which alleviates the situation somewhat (e.g., *Ciderium*, from *siideri*). Also, knowledge of Swedish is widespread, due to the special bilingual situation, particularly among the likely readership of *Astérix*. If nothing else, knowledge of Swedish “eases” a Finnish speaker into the general Latinate vocabulary. An additional fortuitous linguistic factor also enters, namely that hypocoristic<sup>36</sup> forms can end in *-is* (which can then even be deformed into *-ix*, *-us*, or *-os*). For example, *Koskenkorva* is a well-known brand of vodka in Finland, with hypocoristic form *Koskis*; this could easily be deformed, with clear retention of the allusion and hence generation of humour, into *Koskix*, although this particular name never actually occurs in the series. And there are a few Finnish words, of Finno-Ugric origin, which happen to have a “convenient” phonological form which can be used when the translation strategy is just to find some sort of humorous word that happens to fit the “ethnic” phonological constraint (e.g., *Sepalus* “trouser-fly” is used as the name of a Roman governor of Corsica; French and Swedish *Suelburnus*, English *Perfidius*, German *Crassus Vampus*, Dutch *Sessinquantus*). The translator finds a particularly good fit for a slightly distorted *-is* word with the name *Kippix* (< *kippis*<sup>37</sup>, the word used in toasting, cf. Swedish *skål*) for an Aquitanian wine-merchant (French *Saingesix*, “five-six”, with Aquitanian dialect pronunciation; maintained in German, with obvious loss of dialect humour; English *Alcoholix*, with reference to his trade).

Various remarks throughout this paper have also shown that different translators have achieved different degrees of success, even within the constraints allowed them by their target language. The task of translation ought to be easier for languages which are closer (both linguistically and culturally) to the original French. Thus Italian and Spanish ought to be the most successful; German, Dutch, and Swedish ought to be about equally difficult; and Finnish ought to be by far the most difficult. But this seems not to be the case in actual practice. GRASSEGER cites an instance (and there are others), outside the context of names, where the Italian translation is “defective”, in the sense of the translator either having missed the joke in the original French or having not been able to render it into Italian, often despite the existence of some fairly obvious possibility (e.g., GRASSEGER 1985: 68). The Dutch and Danish translations suffer from occasional errors and inattention to detail. The Swedish and German translations are at times rather “lame”, in the sense of “missed opportunities”. Swedish, Danish, and Dutch also seem to avoid names, sometimes leaving minor characters unnamed who were named in the French original<sup>38</sup>.

---

36 “Hypocoristic” vocabulary is used in endearment, pet-names, euphemisms, diminutives, and in very familiar colloquial registers. For further detail on hypocoristic vocabulary in Finnish, see ANTILA 1975.

37 Of unknown/disputed etymology.

38 I have examined comparatively few of the Danish and Dutch translations, but even so have repeatedly found this same phenomenon. For example, names of non-central characters (e.g., Romans) are left unnamed in both Danish and Dutch, even the place-name *Burdigala/Bordeaux* is left out of a Dutch translation, *Iélosubmarine* is replaced by the

Surprisingly, the Finnish translations are amongst the most successful, despite the most severe cultural and linguistic differences from the original of the languages which we investigated. Just as one example of how the Finnish is more successful than the Swedish, consider the name of the Gaulish chief (*Abraracourcix* in French). Swedish uses *Majestix*<sup>39</sup>, which simply refers to his being chief, and not particularly appropriately or humorously, since he is not a majestic chief. Finnish uses *Aladobix*, which has a number of allusions (see the discussion above) – and this same option would have been available to the Swedish translator. The Buddhist text which states that “translation is just like chewing food that is to be fed to others. If one cannot chew the food oneself, one has to be given food that has been already chewed. Such food however is bound to be poorer in taste and flavour than the original” (KEENAN 1978: 157) clearly errs.

It is clear that much humour in the *Astérix* series derives from the fictional names. Earlier books in the series seem to revel in the names, naming as many characters as possible for the sheer joy of naming, in contrast to later books, which seem sometimes to avoid naming any other than the necessary characters<sup>40</sup>. For example, the sheer number of Goths named in 1963<sup>41</sup>, clearly

vocative *Vrouw!* in a Dutch translation, and sometimes not all of a group of characters are named in Danish or Dutch (e.g., only 3 out of 4 Nordic serving-girls in one episode in Danish).

39 German also uses the name *Majestix* for the chief, which seems like too much of a coincidence to be independent innovation. In fact, there are other instances where the Swedish, Norwegian, Danish, and German versions have more than coincidental resemblances in names which have been altered compared to the French original. I have no proof, but it seems to me more likely that the direction borrowing is from German into the Scandinavian languages. Consider the following examples, all from *Astérix et Cléopâtre*: French *Pacotéalargus* (English *Superfluous*, Finnish *Hakkelus*, Swedish and German *Grobianus*); French *Misenplis* (the scribe; English *Exlibris*, Finnish *Permanentis*, Swedish and German *Sekretaris*); French *Amonbofis* (English *Artifis*, Finnish *Ammoniakis*, Swedish and German *Pyradonis*); and French *Tumehéris* (English *Sethisbackup*, Finnish *Hexaklorofenis*, Swedish and German *Abstosis*). First, the sheer number of identical forms in Swedish and German (when they are not direct transfers from French) is far too great to be coincidence. Second, the last example shows that the direction of “borrowing” must be from German into Swedish, because the name has an “etymology” in German but not in Swedish (to borrow a classic argument from linguistics). German *abstoßen* means “to knock/push off, repel, disgust, sicken, repulse, dispose/get rid of”, all of which are appropriate to the salient traits of this character, whereas there is no such allusion at all in Swedish. There are occasional resemblances in other translations too (e.g., between Greek and English, where presumably the Greek has borrowed from the English).

40 I suspect that this change is linked to GOSCINNY’s (i.e., the text-creator’s) death in 1977. The last episode for which he created the text was published in 1979, and after this the average number of fictional personal-names per episode drops quite noticeably (10 vs. 13.5 previously). And of course I couldn’t resist looking at this from the statistical point of view. All 4 books produced without GOSCINNY’s input fall below the average number of names per book. The probability of this happening is of course 1 in 16 – not “significant” at the magical 5% level, but nevertheless somewhat suggestive. In some sense it is very difficult to do the relevant statistics here, because the output after GOSCINNY’s

above and beyond the call of the plot and just for the pleasure of naming, is quite remarkable — and a real test of any translator's creative abilities.

#### REFERENCES

- Anttila, Raimo. 1975. "Finnish affective vocabulary: an(other) invitation". *Ural-Altische Jahrbücher* 47. 10–19.
- Anttila, Raimo. 1989. "Sananmuunnoksista ja spoonerismeista: 'Pietari Suuri hattunsa polki'". *Virittäjä* 1989/3. 370–379.
- Gläser, Rosemarie. 1976. „Zur Übersetzbarkeit von Eigennamen“. *Linguistische Arbeitsberichte* (Leipzig) 13. 12–25.
- Grassegger, Hans. 1985. *Sprachspiel und Übersetzung: Eine Studie anhand der Comic-Serie Asterix*. Tübingen: Stauffenburg.
- Hartmann, Regina. 1982. „Betrachtungen zur arabischen Version von Asterix. Ein Übersetzungsvergleich“. *Linguistische Berichte* 81. 1–31.
- Hermans, Theo. 1988. "On Translating Proper Names, with reference to *De Witte* and *Max Havelaar*". *Modern Dutch Studies. Essays in honour of Peter King*. Michael Wintle & Paul Vincent, eds. London & Atlantic Highlands, NJ: Athlone.
- Jackson, Margret. 1990. "When is a text comic? Astérix chez les belges and its German translation". *Information Communication* 11. 55–70.
- Keenan, Edward L. 1978. "Some logical problems in translation". *Meaning and Translation; Philosophical and linguistic approaches*, Franz Guenther & M. Guenther-Reutter, eds. London: Duckworth. 157–189.
- Kiviniemi, Eero. 1982. *Rakkaan lapsen monet nimet: suomalaisten etunimet ja nimenvalinta*. Espoo: Weilin & Göös.
- Nye, Russell B. 1982. "Asterix revisited". *The Comics Journal* 72: 59–65.
- Rothe, Wolfgang. 1974. „Astérix und das Spiel mit der Sprache“. *Die Neueren Sprachen* 73. 241–261.
- Spillner, Bernd. 1980. „Semiotische Aspekte der Übersetzung von Comics-Texten“. *Semiotik und Übersetzen*, Wolfram Wilss, ed. Tübingen: Gunter Narr. 73–85.
- Stoll, A. 1977. *Asterix, das Trivialepos Frankreichs. Die Bild- und Sprachartistik eines Bestseller-Comics*. Köln. [1978. *Astérix. L'épopée burlesque de la France*. Brussels: Éditions Complexe.]

---

death is so small, so circumstances "conspire", as it were, to prevent us from gathering the very evidence that would be necessary to prove a statistical significance here.

- 41 The "high-point" is 40 fictional personal-names in *Astérix en Corse* (1973); as mentioned above, there are also almost 50 fictional place-names in this episode, making it by far the richest in names of the entire series.

Toury, Gideon. 1985. "What is it that renders a spoonerism [un]translatable?".  
*Humeur et traduction/Humo(u)r and Translation. Contrastes. Actes du Colloque International 13–14 déc. 1985, Anne-Marie Laurian, ed. Paris: Centre de Recherche en Linguistique Contrastive. 211–223.*



## JAN VAN GORP UND DIE WELTGESCHICHTE

*Hermann Bluhme, Antwerpen*

Die Geschichte der Linguistik datiert je nach dem Standpunkt ihres Betrachters zurück auf ihre Begründung durch Hans SCHLAUMEIER, Noam CHOMSKY, Fürst TRUBETZKOY, Otto JESPERSEN, Jacob GRIMM, William JONES, Dionysios THRAX, PLATO, ARISTOTELES oder dann gleich zu Adam und Eva, wenn nicht eine kleine Verweilpause in der Bibel bei einigen ihrer sprachlichen Bonmots eingelegt wird. Die Liste mehr oder weniger passender Heiliger kann aus den Darstellungen bei den Ikonographen leicht ergänzt werden, doch bleiben für das Mittelalter trotz Renaissance merkwürdige Lücken bestehen.

Eine dieser bedauernswerten lacunae zu schließen, ist nun dem Verfasser gelungen, und er beeilt sich, dem hochverehrten Jubilar seine Entdeckung vorzustellen, zu der ihn sein Kollege Joris DUYTSCHAEVER und die in Antwerpen ansässige Goropius-Becanus-Gesellschaft für Linguistik angeregt haben. Es muß zwar in aller Bescheidenheit vermeldet werden, daß hier vor Ort bisher keine Zweifel an den großen linguistischen Entdeckungen des Ziehsohnes der edlen Stadt Antwerpen von den Großen der Linguistik geäußert worden sind, doch gilt es auch, den Ruhm dieses großen Gelehrten seiner Zeit, der schon so weit erblichen ist, daß er weder in Meyers noch in Winklers Enzyklopädie Erwähnung findet, ein wenig aufzufrischen. Über den 1518 in Hilvarenbeek in Brabant geborenen und 1572 in Maestricht gestorbenen Autor liegen mir nur kurze Berichte aus Antwerpener Lokalzeitungen vor, nämlich

vom 18.03.1937 in „Zondagsvriend“,

vom 14.12.1937 in „De Volksgazet“ (von Camille Huysmans),

vom 28.08.1943 in „Het Vlaamsche Land“ und

vom 22.06.1954 in „Gazet van Antwerpen“.

Jan Van GORP, bekannt unter dem Namen GOROPHIUS BECANUS, war Arzt und Gelehrter und verbrachte viele Jahre in Italien, Spanien und Frankreich, denn nicht nur die Originalität seiner Gedanken, sondern auch sein hohes Ansehen als Arzt hatten ihm die Stelle des Leibarztes der beiden Schwestern Karls V. und dann auch kaiserliches Wohlwollen erwirkt. Zuerst war er Leibarzt der Königin Eleonore, Gemahlin Franz I., und dann von Maria von Ungarn. Später wollte auch Philipp II. ihn zu seinem Leibarzt ernennen, doch war GOROPHIUS des Hoflebens müde, und es zog ihn mehr zu einer wissenschaftlichen Laufbahn, in deren Folge er sich mit den Ursprüngen Antwerpens beschäftigte. Die Früchte seiner ungeheuer breit angelegten Studien veröffentlichte er 1569 in einem Folioband von mehr als 1058 Seiten mit einem Vorwort an Philipp II. von 16 Seiten und einer Zusprache an den Senat und das Volk von Antwerpen, die nochmals 10 Seiten umfaßt. Nach einer weiteren übersichtlichen Zusammenfassung seiner nun folgenden 9 Kapitel beginnt das

eigentliche Werk, dem nach weiteren 1058 Seiten ein konkordanzartiger Index von 29 Seiten folgt, der jedem modernen Buch Ehre machen würde.

Schon zu seiner Zeit hat Jan van GORP mit einigen seiner Thesen und Beweisführungen für Überraschung gesorgt, hat er doch nach den Methoden der Linguistik, wie sie gerade wieder populär zu werden scheinen, den unumstößlichen Beweis geliefert, daß die flämische Sprache, und dann gerade in ihrer Antwerpener Form, hier gern „Antwaarps“ genannt, die älteste Sprache der Welt und die Mutter aller übrigen Sprachen sei. Bereits in seiner Vorrede an Senat und Volk der Stadt Antwerpen führt er hierzu aus: „Ich habe die Geschichte der Antwerpener weiter zurückverfolgt, als irgendein anderer Sterblicher es bis heute getan hat. Und dabei habe ich das erste Geschlecht vor und nach der Sintflut entdeckt, indem ich dem von Julius Caesar aufgezeigten Weg gefolgt bin.“ Van GORP zeigt, daß die Antwerpener von den Atuatiken abstammen und diese von den Cimbern und Teutonen, die nämlich Antwerpen unter dem Namen „Atuaticum“ begründet haben, einem Namen, der noch auf älteren Karten für einen der nördlichen Vororte gemeldet wird.

GOROPIUS geht auch der Frage nach, ob es jemals Riesen gegeben habe, und er kommt zu einem klaren Nein, wobei er sich auf die Autorität der Bibel, des hl. Augustinus und der gelehrten Rabbiner stützt, nach denen Goliath zwar etwas größer und kräftiger als David, aber doch eben nur ein gewöhnlicher Sterblicher war. Nach diesem Ausflug in die etwas fernere Verwandtschaft kommt der Verfasser der „Origines Antwerpianae“ auf die bereits genannten Cimbern zurück, die nach ihm von einem gewissen Cimmerus abstammen, dem ältesten Sohn des Japhet, eines der drei Söhne Noahs, den er bei Gelegenheit nach Zeus' Vater Chronos benennt.

Im 2. Kapitel geht unser großer Arzt und Linguist anlässlich der Etymologie des Ortsnamens „Antwerpen“ auf eine bereits damals verbreitete volksetymologische Deutung ein, der auch heute noch manche der „Signoren“ genannten Einwohner dieser berühmten Hafenstadt erlegen sind: Sie nehmen aufgrund des brabantischen Lautwandels  $h \rightarrow \emptyset$  an, „Antwerpen“ leite sich daraus ab, daß hier ein Riese namens Brabo durch das Werfen einer (H)ant(d) getötet worden sei. GOROPIUS widerlegt diesen Unsinn nicht mit der Philologie, sondern mit obigem Nachweis, daß es überhaupt keine Riesen gegeben habe (GOROPIUS 26).

Nun bleibt noch die Frage, wo denn die alten Cimbern, die Nachkommen JAPHETS, gelebt haben. Auch hier findet GOROPIUS eine elegante Lösung: Nach der Sintflut geriet die Arche Noah auf Grund, nicht etwa auf dem Berge Ararat, sondern in der Scheldemündung. Anlaß dazu gab die bekannte Tatsache, daß in Antwerpens nördlichem Vorort Austruwel das Paradies geschaffen wurde und daß der Baum der Erkenntnis im Nachbarstädtchen Boom (= Baum) gestanden haben muß. Der bereits genannte Camille HUYSMANS, der unserem verehrten Gelehrten bereits 1937 einen Nachruf gewidmet hat, fügt schalkhaft einen weiteren Beweis für das Stranden der Arche Noah in Antwerpener Gewässern hinzu: „Die Stadt an der Schelde besitzt einen Tiergarten, dessen

Anlage ursprünglich gewiß auf jenes biblische Ereignis zurückgeht, das Neider auf den Berg Ararat an der türkisch-russischen Grenze verlegen.“ Immerhin besitzt auch das Land um Antwerpen seine Berge, auch wenn sie heute nur noch in Zentimetern gemessen werden können. Diese Unstimmigkeit zu erklären, fällt unseren Geologen nicht schwer, denn Belgien ist ein mit Regenfällen gesegnetes Land, und Bodenerosion ist sowieso das Stadtgespräch in ökologiebewußten Gegenden.

Doch kommen wir zu den Wortgleichungen, mit denen GOROPUS seine Behauptungen zur Gewißheit werden läßt, insbesondere die, daß nicht Hebräisch, sondern der edle Dialekt der Stadt Antwerpen der Ursprung aller Sprachen der Welt sei. *In passo* sei auf die Fortsetzung der Tradition in den „Rederijkerkamers“, den niederländischen Sprachakademien des 17. Jahrhunderts, hingewiesen, die auch weit in deutsche Lande hineingewirkt haben. Es sei auf die deutschen Lehnwörter aus dem Niederländischen verwiesen, wie *Augenmerk, Bordell, Börse, Dose, scheinheilig, Staat, Waffel, wahrscheinlich, Waffenstillstand, Werft* und hunderte Wörter mehr.

GOROPUS legt bei der Ableitung eine gewisse Findigkeit an den Tag, für die es allerdings auch in der Linguistik der Gegenwart glorreiche Beispiele gibt (HAMMARSTRÖM 1971).

„Adam“ wird von „ademen“ (= atmen) abgeleitet, was ist passender, wenn man weiß, wie Adam zum Leben erweckt wurde? „Adam igitur, Tau littera tenui ante mediam ablata, de more nostro, vel in ea delitescente, aspiratione in compositione pereunte, ut in Atuatibus annotavi, idem est, quod agger invidiae fluctibus obiectus“ (GOROPUS 539).

Die Herkunft der Belgier steht in Zusammenhang mit Abel: „Abel priorem syllabem cum patre communem habet, atque eiusdem significationis. ‚Bel‘ vero est a ‚Belgen‘, quod est irasci et pugnare; unde Belgis quoque nomen, et Latinis bellum, ab eodem derivatum. Abel igitur est quasi ‚A belg‘“ (GOROPUS 541).

Der Volksstamm der „Eburones“ leitet sich von „buren“ (= Nachbarn) ab. Er erklärt die zahlreichen Ortsnamen des Typs Bergen, Steenberg, Sevenbergen aus ihrer Bedeutung für den Schutz vor den Wogen des Meeres.

In „Atuaticum“ erkennt er wie schon vorher bei „Antwerpen“ den Schwund des *h-*, also rekonstruiert er „hat wat“ + *icum*. Ganz im Stile moderner Textinterpreten nimmt er, wenn es nicht mehr anders geht, Textverstümmelungen an: „corruptem illud quidem, vt opinor...“ (GOROPUS 25).

In „Antwerpen“ erkennt er wohl zu Recht „werp“ (= *proiectum*) und im Präfix „aan het“ (= *am*).

Später (GOROPUS 780) setzt er sich mit der Geschichte der Baiern auseinander und sieht sie im Zusammenhang mit den Boiern und dem Stamm Barbara (Barbaren?): „Sed nimium haec multa de Avaris: quem eo maxime a me sunt destinata, ne quis Bavaros e Boiis et Hunis gente Barbara, minimeque

germana derivaret: qua in re mecum facit Bavarorum vernaculus sermo, in quo nihil Hunicum, sed Sucuna [?] et Gallica omnia mihi videntur“.

Von den Alemannen erwähnt er „Germanicam linguam non intelligunt“ (GOROPIUS 17).

Treffend sind seine Beschreibungen der Wenden und ihrer slavischen Herkunft, die umfassenden Feststellungen zu den Sachsen und vieles mehr, das mit schier unglaublicher Akribie bei den alten Autoren gesammelt und, kritisch kommentiert, übersichtlich dargestellt wird. Sachlich sind viele Angaben durchaus gerechtfertigt, nur hat es Linguisten manchmal an Einsicht gefehlt, sprachwissenschaftliche Blüten zur Verschönerung des Texts von den Tatsachen zu trennen. Schwer ist das nicht, wenn man ein wenig Spürsinn für die eigene Wissenschaft besitzt.

Manches an seinen Spekulationen mag heute irritieren: Die Lobeshymnen auf seine Stadtväter und sonstigen Geldgeber entsprechen nicht dem heutigen weit bescheideneren Standard an Dankbarkeit, die sich, wenn überhaupt, nur in einer Fußnote äußert. Wir können von der hohen Warte des heute Erreichten auf Jan van GORPs manchmal kindisch anmutende Etymologien herabsehen, doch mit welchem Recht eigentlich? Wird unsere Nachwelt mit unseren Ergebnissen weniger spöttisch verfahren? Van GORP hat offensichtlich Lautgesetze erkannt, er hat Wörter in Morpheme zerlegt und hat sich mit diesem Rüstzeug an das schwierigste Gebiet der historischen Sprachwissenschaft gewagt, nämlich an die Etymologie der Namen und hat seine Erkenntnisse der Geschichtswissenschaft nutzbar gemacht.

Auch größere Linguisten als GOROPIUS sind an den sog. Volksetymologien gescheitert. Damit sind Wörter gemeint, deren verborgener Sinn umgedeutet worden ist, wie in „Armbrust“ < L *arcuballista*, „Maulbeere“ < L *morum* = Brombeere, „Maulwurf“ < ahd. *mu* = Haufen, „Felleisen“ < F *valise*, „Schmetterling“ < tschech. *smetana* = Sahne und vieles mehr. Ähnliche Fehlleistungen sind bei Ortsnamen geschehen, bei denen ein nationales Prestige angenommen wurde. Ganze Ströme von Tinte sind nutzlos geflossen, um einem Ortsnamen wie „Berlin“ die „richtigen“ Ahnen zu verschaffen, um Tatsachen zu verbergen, derer sich sowieso niemand zu schämen braucht.

Mit manchen seiner Erkenntnisse hat GOROPIUS gewiß den Nagel auf den Kopf getroffen; so mit seiner Feststellung, daß die von ihm „cimbrisch“ genannten germanischen Sprachen der angenommenen Ursprache ebenso nahe stehen wie das bis dahin in dieser Stellung allein gültige Hebräisch. Er legt eine ungeheure Belesenheit an den Tag und ordnet seine Erkenntnisse, soweit sie für seine Zeit und uns relevant sind, erstaunlich richtig ein. Darf man ihm da nicht ein kleines Späßchen mit der Eitelkeit seiner Mitmenschen gönnen, besonders wo er selbst mit seiner Argumentation zu den Riesen ein ähnliches Ergebnis für die ältesten Vorfahren der „Signoren“ nahelegt?

Unsere Phantasie legt uns die Existenz von Riesen nahe, es gibt sie als Wirklichkeit in unseren Märchen, und so hat sich sicher auch einmal – es ist lange her – das Paradies vor den Toren Antwerpens befunden. Der manchmal

gegen GOROPHIUS erhobene Vorwurf der Naivität fällt auf ihre Urheber zurück, die Jan van GORPS Späße nicht erkannt haben.

#### LITERATUR

Goropius Becanus, Ioannes: *Origines Antwerpianae, sive Cimnerorum Becceselana novem libros complexa*. Antwerpia, ex officina Christophori Plantini, 1569. 1058 S.

Arens, H.: *Sprachwissenschaft, der Gang ihrer Entwicklung von der Antike bis zur Gegenwart*, 2 Bde. Frankfurt, Fischer-Athenäum, 1969. 816 S.

Hammarström, G.: The problem of nonsense linguistics. In: *Acta universitatis upsaliensis, Acta societatis linguisticae upsaliensis, nova series* 2: 4 (1971), 99–109.

Liberman, A. & R. Aris (eds.): *Science and Pseudo-Science*. Minneapolis, University of Minnesota, 1987. 232 S.





# DAS ZIPF-MANDELBROTSCHE GESETZ: EIN NEUER ANSATZ

*Moisei Boroda, Tbilisi/Bochum*

Als Humboldtstipendiat und Gast-Forscher kam der Autor nach Bochum zu Professor Altmann, zu Gabi, wie wir, seine Humboldtstipendiaten und Schüler, ihn oft untereinander nennen. Obwohl wir schon mehrere Jahre vorher durch Briefwechsel im Kontakt gewesen waren und ich Zeit genug hatte, diesen Mann als Wissenschaftler und Menschen schätzen zu lernen, war ich von der menschlichen und der wissenschaftlichen Atmosphäre, die er in seinem Team geschaffen hatte, tief beeindruckt. Diese Offenherzigkeit, die stete Bereitschaft, zu diskutieren (wobei eine kritische Einstellung nie vernachlässigt wurde), das Gefühl, daß man im Zentrum einer neuen Bewegung in der Linguistik steht, das Bemühen, sich dieser Atmosphäre anzupassen – das ist wirklich einmalig und bereitet viel Vergnügen.

Zu den Ideen, die wir in unserem Team diskutiert haben, gehört das ZIPF-MANDELBROTSCHE Gesetz, das viele Forscher in der Linguistik (und nicht nur in dieser!) beeindruckt hat. Der Autor selbst hat sich mit diesem Gesetz in der Musik auseinandergesetzt, auch im Sinne einer kritischen Einstellung. Die Gespräche mit Professor Altmann haben diese Auseinandersetzung zu einer Vorstellung ausgebildet, wo dieses Gesetz seinen richtigen Platz fand und nicht als „universelles Gesetz“ (wie es manche Linguisten interpretieren) oder ein „Phantom“ (wie es manchmal von den Kritikern abgestempelt wird), sondern als ein Sonderfall der synergetischen Gesetze – die man jetzt Altmann-Gesetze nennt – betrachtet werden konnte.

„Wenn man Wissenschaft macht, muß man auch lernen, manche Dinge mit Humor zu betrachten, sonst stirbt man vorzeitig entweder am eigenen Ernst oder am Lachen der anderen“. Die Atmosphäre in unserem Team entspricht dieser Aussage (wer weiß, von wem sie stammt) völlig, von dem ausgezeichneten Humorgefühl Professor Altmanns unterstützt. Man lacht über sich und seine Ideen, über „absolut universelle Gesetze“ und deren Beziehung zu der so eigensinnigen Realität.

Von all dem Gesagten ausgehend, nahm sich der Autor die Freiheit, einen Essay über das ZIPF-MANDELBROTSCHE Gesetz für Professor Altmanns Festschrift zu verfassen und ihm diesen Aufsatz als Zeichen größter Dankbarkeit zu widmen. Selbstverständlich ist die Sache mit dem ZM-Gesetz auf keinen Fall so schlimm, wie es in diesem Text aussieht – ist aber ein Vexierspiegel etwa überhaupt kein Spiegel?

## **0. Einleitung**

Das ZIPF-MANDELBROTSCHE Gesetz gehört ohne Zweifel zu den weltweit verbreiteten Glaubenssätzen der humanitär-wissenschaftlichen Welt, genau so, wie das Christentum, der Islam und möglicherweise der Sozialismus zu den weltweit verbreiteten Glaubensformen der normalen Welt gehören. Obwohl

dieses Gesetz, im Gegensatz zu den anderen Religionen – z.B. zum Sozialismus –, sich keiner blutigen Siege über seine Gegner bzw. kritisch gesonnene Anhänger rühmen kann, obwohl es in seiner Geschichte keine Autodafés gab und obwohl die Anhänger dieses Glaubens bisher keine richtige Gebetsstätte erbaut haben, hat sich das ZM-Gesetz in weniger als 70 Jahren von einer winzigen Hypothese zu einer der Grundlagen der Forschung in den Humanwissenschaften entwickelt – den Andersdenkenden zum Trotz und seinen treuen Anhängern zur Freude.

Die quantitative Linguistik wurde von diesem Glauben besonders stark betroffen, da sie sich für das ZM-Gesetz besonders engagiert hat und es sogar als Gesetz der Gesetze, als *das Gesetz* interpretiert, erforscht und mit allen Mitteln in Wort und Schrift gelobt und gepriesen hat.

In den 70-er Jahren erlebte dieser Glauben seine goldene Zeit, die ihm die Erforschung literarischer Texte, aber auch Untersuchungen in Ökonomie, Soziometrie und Wissenschaftsmetrie verschafft hatten (siehe WMWS 1980; 1981; 1982; KATZIMA 1978). Romane und Armeebefehle, die Heilige Schrift und Schlagzeilen, aber auch Musik, Malerei, Graphik, die Verteilung des Einkommen der Zivilbevölkerung und der Farbunterschiede bei den Federn im Pfauenrad und vieles weitere wurden in diese Forschungen einbezogen (siehe ORLOV 1976; 1986 u.a.; BORODA 1977; 1982; KURZ & JANET 1979 und Tausende weiterer Publikationen im Abend- und im Morgenland). Schließlich kam man auf die Idee, daß es überhaupt keine anderen Gesetze gebe, die das (humanitäre) Bild dieser Welt, *die Realität*, den geheimen Plan des Reichtums Gottes mit solcher Eleganz, Toleranz und Intelligenz beschreiben könnten, wie es dieses Gesetz der Gesetze tat.

Dann aber ertönten die ersten Alarmsignale. Obwohl die nicht-zipfistisch gesonnene Minderheit innerhalb der Linguistik ihre Kollegen schon vor Jahren davor gewarnt hat, sich an dem Gesetz zu berauschen, sich allzu willig mit ihm einzulassen, ist es erst in den letzten Jahren dazu gekommen, daß sich auch unter den *Getreuen* das Gerücht verbreitete: „Irgendetwas stimmt nicht.“

Die weitere Entwicklung und neue Forschungen (die jüngsten – unter der Kontrolle der IKEW – siehe IKEW-89) haben dieses Gerücht zu der Auffassung verdichtet, daß nicht nur irgendetwas, sondern mehr als irgendetwas mit *dem Gesetz* nicht stimme und daß es keinen Anspruch auf die Rolle eines normalen Gesetzes und schon gar nicht auf die *des Gesetzes* erheben dürfe. Man hat sogar behauptet, daß es selbst literarische Texte von höchster Qualität gebe, die sich nicht nur geweigert hätten, diesem Gesetz zu folgen, sondern absolut nichts mit ihm zu tun haben wollten.

Diese Ereignisse brachten die treuesten Anhänger, die sich mit dem *Gesetz* in Jahrzehnten durch aktives Handeln identifiziert hatten, zur Verzweiflung. Sie fühlten sich getroffen, gekränkt, beleidigt und betrogen. Manche versuchten, um Schlimmeres zu vermeiden, in höchster Eile Rettungs-Komitees auf internationaler Ebene zu bilden (siehe APPELL 1987; 1989; 1990).

Bei anderen kam es zu einer ganz andersartigen Reaktion – so wurde etwa in der UdSSR die negative Beurteilung des Gesetzes (das zu dieser Zeit als eine Folge von LENINS *Reflexionstheorie* anerkannt war) als bürgerliche Propaganda abgestempelt und zurückgewiesen (ČUPROV, K., MICHAL'ČUK 1980; 1988). Das half aber ebensowenig wie die Appelle und Rettungs-Komitees oder gar die Versuche einzelner Personen, dem Gesetz treu zu bleiben (S.O. 1988 u.a.)

Kleine Auseinandersetzungen brachen aus, die sich trotz aller Bemühungen der friedlich gesonnenen Menschen von beiden Seiten im Laufe der Zeit immer mehr zuspitzten. Zwar besitzen die Parteien keine Waffen (Hilfe von den Nichthumanwissenschaften kann deswegen nicht kommen, weil sich die meisten Humanwissenschaftler, Gott sei Dank, weder in der Biologie noch in der Physik oder der Chemie auskennen), unabhängige Beobachter berichten aber dennoch, die Situation sei recht angespannt. Man behauptet, die Rivalen seien bereit, den jeweiligen Feind mit dem Beschuß von Zitaten zu belegen.

In dieser peinlichen Situation scheint es wichtig zu sein, neue Zugänge zum ZM-Gesetz auszuarbeiten, neue Forschungsmethoden vorzuschlagen, die auch in äußerst komplizierten Fällen wirksam sein sollten. Die vorliegende Arbeit enthält eine kurze Zusammenfassung einer solchen vom Autor ausgearbeiteten Methode.

## 1. Das Hauptproblem

Nimmt man das Häufigkeitswörterbuch eines Textes, ordnet diese Häufigkeiten in absteigender Reihenfolge und betrachtet den Zusammenhang zwischen der  $i$ -ten Häufigkeit  $F_i$  in dieser Reihe und ihrer Nummer  $i$ , so bemerkt man, daß dieser Zusammenhang einer Hyperbel irgendwie ähnlich ist und folglich mit einer Funktion

$$F_i = \frac{K}{i^c} \quad (1)$$

irgendwie beschrieben werden könnte. So stößt man auf das ZIPF-MANDEL-BROTSche Gesetz, da die Funktion (1) nichts anderes als eines seiner zahlreichen Gesichter ist.

Alles scheint unproblematisch zu sein. Die Funktion (1) sieht schön und ermutigend einfach aus.

Die Schwierigkeiten tauchen erst bei dem Versuch auf, mit dieser Funktion die Realität, d.h., die beobachteten Häufigkeiten zu beschreiben. Die letzteren lassen sich nicht von der ersteren beeindrucken. Beide verhielten sich, dem Forscher zum Trotz, reserviert und distanziert. Manche Texte zeigen zwar Kooperationsbereitschaft, sind aber literarisch so schwach, daß man sogleich bereit ist, dieses Kooperationsangebot sofort abzulehnen. Mehrere Versuche,

das Problem zu lösen, indem man neue Parameter in die Funktion (1) einsetzte (z.B.

$$F_i = \frac{K}{(B + i)^c} \quad (2)$$

- das *echte ZIPF-MANDELBROT'sche Gesetz*), erbrachten zwar eine Atempause, waren aber keine Endlösung: die Texte erwiesen sich als stärker und selbstbewußter denn die Parameter.

Alternative Ratschläge – z.B. die Idee, die Anzahl der Parameter bis hin zur Textlänge zu erweitern oder die Texte vor der Analyse-Prozedur verzaubern zu lassen oder überhaupt auf die ganze Geschichte zu pfeifen und weiter zu leben, da es sowieso keine richtigen Gesetze in diesem Leben gebe (KLAUS 1988; KLAUS & PETZ 1989; ZM-KOMPENDIUM 1990), wurden von den Forscher aus verschiedenen Gründen abgelehnt.

Die Frage lautet: *Was ist zu tun?*

### 3. Die Lösungen

#### 3.1. Die Mathematische Lösung

Betrachten wir das Hauptproblem noch einmal. Wie bereits bewiesen, tauchen die Schwierigkeiten nur dann auf, wenn man versucht, die realen Zahlen mit einer Kurve, d.h. mit einer Funktion anzupacken.

Es muß aber die Frage gestattet sein: Wozu der ganze Aufwand? Ist diese Generalisierungs- bzw. Unifikationssucht akzeptabel? Im normalen Leben geht es zwar nur mit dem eisernen Besen<sup>1</sup> – wer aber von den Humanwissenschaftlern kann sich einen solchen Besen leisten?

Die Lösung ist einfach und mathematisch elegant<sup>2</sup>.

---

1 Allerdings auch nur unter Schwierigkeiten - siehe „Perestrojka und der eiserne Besen. Bericht aus Moskau“. *Freie Meinung*, No 2, Januar 1991, 13–36.

2 Paßt aber trotzdem nicht mehr auf diese Seite (Anm. des Setzers).  
– Da kann man leider nix machen (Korrekturanm. des Autors).

Man nehme die Menge der Häufigkeiten aller Wörter in einem Text, im folgenden *H-Menge* genannt. Dann zerlege man diese Menge in etliche Submengen, im folgenden *H-Mengchen* genannt. Daraufhin versuche man, zu jedem dieser *H-Mengchen* die Kurve, die die beste Anpassung ergibt, zu finden (im folgenden *H-Kurvchen* genannt). Man gerate nicht in Verzweiflung, wenn die ersten Schritte nichts Erfreuliches erbringen. Man versuche es erneut, bis man die

### **Richtige Zerlegung**

(im folgenden die *H<sup>R</sup>-Zerlegung*) findet –  
das Glück des Tüchtigen.  
Man publiziere die Ergebnisse unverzüglich,  
bevor sich vielleicht eine noch Richtigere Lösung  
(im folgenden *H<sup>R!</sup>-Zerlegung*) findet.

Auf kritische Äußerungen – z.B. die, daß man bei einem solchen Zugang keine Generalisierung erreichen könne – reagiere man mit einer *knock-down-Konterfrage*:

### **Na und?**

Das versetzt den Kritiker sofort in Verwirrung. Nichtreagieren ist aber das beste – Schweigen ist Gold.

Wenn man aber trotz aller Bemühungen die *H<sup>R</sup>-Zerlegung* in einer vernünftigen Zeit nicht findet – was dann?

Dann schlagen wir

## **3.2. Die Linguistische Lösung**

vor.

Diese Lösung ist freilich komplizierter als die erste. Das Problem ist, daß man bestimmte Kenntnisse über Schöne Literatur besitzen und über einen nicht allzu geringen Wortschatz verfügen muß, was im Falle der mathematischen Lösung, zu deren unschätzbarem Vorteil, überhaupt nicht von Nutzen ist. Doch die Humanwissenschaftler sind bisweilen auch für ihre Intelligenz bekannt, was es uns ermöglicht, ihnen auch komplizierte Lösungen anzubieten.

Betrachten wir das Problem mit der *H-Menge*, also Häufigkeiten von Wörtern in einem Text, nochmals. Wo liegt hier der Störfaktor? Die Antwort ist klar – die Häufigkeiten sind schuld. Manche Wörter folgen dem ZM-Gesetz

deswegen nicht, weil sie zu häufig auftreten, während andere zu selten sind.  
*Was ist die Lösung?*

Man nehme das Häufigkeitsvokabular (kurz *H-Vokabular*) des gegebenen Textes. Man ersetze einige der zu häufig bzw. zu selten vorkommenden Wörter durch ihre Synonyme, so daß das erneuerte *H-Vokabular* dem ZM-Gesetz vollständig entspricht.  
 Man publiziere die Ergebnisse.

Auf Kritik reagiere man mit der (*knock-down*-)Bemerkung, daß man möglicherweise mehr als die übliche Intelligenz brauche, um die Ergebnisse verstehen zu können.

Die Frage lautet aber, was zu tun ist, wenn auch das nicht klappt oder wenn der Forscher zu fein oder zu fromm ist, um die Schöpfung eines anderen Menschen ohne dessen Erlaubnis anzutasten und zu verbessern?

Für solche Fälle gibt es glücklicherweise

### 3.3. Die Psychologische Lösung

(NB: Diese Lösung gilt nur für zeitgenössische künstlerische Texte relativ geringer Länge, wie Erzählungen, Gedichte in der Literatur und Sonaten, Variationen usw. für Soloinstrumente in der Musik etc.).

Folgendes ist zu empfehlen.

Man wähle einen Schriftsteller bzw. Komponisten, der einerseits relativ erfolgreich ist und sich andererseits von seinen Freunden eine literarische Richtung weisen bzw. beim Komponieren helfen läßt. (Nobelpreisträger taugen dafür überhaupt nicht, da sie der zweiten Bedingung nicht genügen können). Man nehme mit ihm Kontakt auf und schließe unter Umständen mit ihm Freundschaft. Man trinke mit ihm Bier und diskutiere über Politik und Kultur, aber auch über die Wissenschaft. Man widerspreche keiner seiner Meinungen, wie immer sie auch beschaffen seien. Man führe ihn langsam und geduldig zu der Idee, daß er mit seinem großen Talent nicht nur der schönen Literatur, sondern auch der Wissenschaft dienen könne, indem er solche Texte schreibt, die dem ZM-Gesetz, dem Gesetz der Gesetze, folgen. Für den Fall, daß der Auserwählte materielle Schwierigkeiten haben sollte, verspreche man ihm ein sechsmonatiges wissenschaftliches Stipendium, das die ZIPF-MANDELBROTSCHE Stiftung jährlich den treuesten Anhängern verleiht.

So bekommt man einen *ZM-Autor*, eine Quelle, aus der man regelmäßig schöne ZM-Texte schöpfen kann.

Dieser Fall hat auch den Vorteil, daß man die ZM-Kontakte mit dem Autor verschweigen kann. Dadurch ist diese Lösung *kritikfrei*.

Die Frage ist aber: was geschieht, wenn diese Lösung nicht in Frage kommt, wenn sie etwa dem Forscher zu aufwendig erscheint oder der Autor sich nicht locken läßt oder sich als nicht genügend begabt bzw. nicht hinreichend ZM-treu usw. erweist.

Dann schlagen wir die letzte –

### 3.4. Die Religiöse Lösung

– vor.

Diese Lösung ist zwar am einfachsten, da es sich hier um vorgeschriebene Regeln und sogar um vorgeschriebene Texte handelt, sie verlangt aber von dem Anwender viel Geduld und noch mehr Glauben.

Man bringe sich in einen höchst religiösen Zustand, indem man fastet und Klassiker liest – also die Werke der *Begründer* und der *treuesten Anhänger*.

Man lebe nach den Prinzipien der geringsten Anstrengung.

Man übe sich stundenlang im Memorieren der folgenden Formel:

*Ich bin vollkommen überzeugt, daß das Zipf-Mandelbrotsche Gesetz, gelobt sei sein Name, einzig ist und daß es kein Wesen gibt, das ihm gleicht. Ich bin vollkommen überzeugt, daß das Gesetz, gelobt sei sein Name, allein vor allem war und nach allem sein wird. Ich bin vollkommen überzeugt, daß diese Lehre, die sich jetzt in unseren Händen befindet, nicht abgelöst werden wird und keine andere Lehre nach ihr kommen wird.*

*Amen.*

Nach zwei Wochen solcher ununterbrochener Tätigkeit nehme man einen beliebigen Text und bete, daß er dem Gesetz entspreche.  
Man publiziere die Ergebnisse.

Die Lösung ist *kritikfrei*. Der einzigen Unbequemlichkeit – Schwächung durch andauerndes Fasten – kann durch entsprechende Ernährung begegnet werden.



Es ist einfach zu sehen, daß die vorgeschlagenen Lösungen ein vollkommenes System bilden, d.h., daß es keine Lösung des Problems gibt, die man nicht mit einer dieser vier Lösungen vereinbaren könnte. Doch taucht die Frage auf:

*Ist das Gesetz solcher Anstrengungen wert? Wäre es nicht besser, einfach nach einem anderen Gesetz zu suchen, anstatt sich mit so schwierigen Lösungen abzulagen?*

Doch sogar die genaue Formulierung dieser Frage, geschweige denn ihre Diskussion, überschreitet den Rahmen der vorliegenden Arbeit.

#### LITERATUR

- Appell 1987. An alle, denen das Gesetz teuer ist! *Flugblatt der Schweizerischen Abteilung der Internationalen Zipf-Mandelbrot-Gesellschaft*. Appenzell.
- Appell 1989. An alle, denen das Wissen teuer ist! *Flugblatt der Deutschen Abteilung der Internationalen Zipf-Mandelbrot-Gesellschaft*. Hamburg.
- Appell 1990. An alle! *Flugblatt*.
- Boroda, M.G. (1977). Das Zipfsche Gesetz in der Musik und die Sphärenharmonie. *Zipfometria* 18, 55–89.
- Boroda, M.G. (1982). *Einführung in die musikalische Zipfologie*. 359 S. Manuskript (mit der Hoffnung auf Veröffentlichung).
- IKEW (1989). *Jahresbericht der Internationalen Kommission für Ehrliche Wissenschaft*. Köln–Paris–London: Sokrates-Verlag.
- Katzima (1978). *Katechismus des Zipf-Mandelbrotschen Gesetzes*. 20. Auflage. Frankfurt: Verlag der Deutschen Zipf-Mandelbrot-Gesellschaft. 262 S.
- Klaus, Peter, Petz, Wolf (1989). *Nieder mit den Gesetzen – wir leben ohne sie! Philosophie und praktische Tips*. Augsburg: Geheimer Verlag<sup>3</sup>.
- Klaus, Rolf. (1988). *1000 Tips, wie man das Unverbesserliche verbessert und dadurch aus schwierigen Situationen mit einem blauen Auge davonkommt*. Stuttgart: Eigenverlag.
- Kurz, Abraham, Janet, Claude (1979). The Zipf law in simian behaviour. *Zipfometria* 20, 23–59.
- Orlov, Ju.K. (1976). Das verallgemeinerte Zipfsche-Gesetz in Moses Geboten als Beweis ihrer Echtheit. *Zipfometria* 17, 1–54.
- Orlov, Ju.K. (1986). *Meine Begegnungen mit dem Zipfschen Gesetz. Erinnerungen*. Frankfurt: Verlag der Deutschen Zipf-Mandelbrot-Gesellschaft. 437 S.
- S.O. (1988). *Be what may – I will not give up*. The All-American Union for the Zipf-Mandelbrot Law. Stanford: Ash.

---

3 NB: vergriffen.

- Čuprov, K., Michal'čuk, E. (1982). *Zakon Cipfa-Mandel'brot a Leninskaja teorija otraženija* (Das Zipf-Mandelbrotsche Gesetz und die Leninsche Reflexionstheorie). Kirovograd: Sovetskaja nauka.
- Čuprov, K., Michal'čuk, E. (1988). *Zakon Cipfa-Mandel'brot a naš zakon!* (Das Zipf-Mandelbrotsche Gesetz – unser Gesetz!). Kirovograd: Sovetskaja nauka.
- Weiß, D. (1990). Das ZM-Gesetz – ein faules Ei. *The 10th International Zipfological Conference, Proceedings V*, 17–52. Bloomfield: Scientia.
- WMWS (1980, 1981, 1982). *Wer macht was Schönes?* Vollständiges Kompendium der schönsten Ideen in den Humanwissenschaften. Herausgegeben von der Europäischen Gemeinschaft für wissenschaftliche Schönheit (EGWS). Stuttgart: Aphrodite.
- ZM-Kompendium (1990). *Kompendium aller Ratschläge, die das ZM-Gesetz retten könnten*, übersetzt aus dem Englischen, bearbeitet und mit kritischen Bemerkungen angereichert von Prof. Dr. M. Gall. 923 S. Frankfurt: Verlag der Deutschen Zipf-Mandelbrot-Gesellschaft.





**DAS NICHTS UND DIE NULL  
ODER:  
WEGE ZU EINER UNIFIZIERTEN THEORIE  
DES (VER)SPRACHLICH(T)EN MANGELS**

*Werner Enninger und Thomas Stolz, Essen*

„Die Kunst, Monsieur Hennessy, ist wie der  
Cognac und die Frauen: Man muß sie lieben,  
statt dauernd bloß darüber zu reden.“

„Ein guter Vorschlag, lieber Toulouse-  
Lautrec. Wovon wollen wir nach diesem  
Gläschen Cognac also schweigen?“

(Cognac-Reklame)

## **1. Einleitung**

### **1.1. Probleme, Annahmen, Ziele**

Der praktische und sprachliche Umgang des Menschen mit der Welt „da draußen“ ist dort am schwierigsten, wo ein NICHTS und nicht ein wahrnehmbares ETWAS ist. Diese Schwierigkeit zeigt sich gleichermaßen im Umgang mit „abwesenden“ Sachen und mit „abwesendem“ Verhalten, hier insbesondere Sprachverhalten. Das Eingangsmotto spielt mit dieser Schwierigkeit am Beispiel eines *verbum silendi* (VERSCHUEREN 1985).

Das „natürlichste“ Verfahren zur sprachlichen Widerspiegelung von „abwesenden“ Sachen und von „abwesendem“ Verhalten wäre der Verzicht auf deren sprachliche Repräsentation und somit die Beschränkung auf die Repräsentation von Wahrnehmbarem. Ginge die Versprachlichung der Welt „da draußen“ diesen strikt ikonischen Weg, so würde Wahrnehmbares sprachlich repräsentiert, während dem Nichtwahrnehmbaren genau keine sprachliche Repräsentation entsprechen würde. *De facto* geht die Versprachlichung jedoch andere und verschiedene Wege.

Auch dort, wo in der Welt „da draußen“ NICHTS Wahrnehmbares ist, hat die Sprache Zeichen. Denotatlose Abstrakta wie *Klugheit, Vergnügen, Sinn* haben Designata mit zugeordneten Zeichenträgern. Ein separates Problem bilden jene Wörter, die – soweit sie Denotate haben – den Mangel an (bestimmter) Denotat-substanz topikalisieren oder – sofern sie denotatlos sind – das Designat negieren. Diese sollen hier vorläufig NICHTS- bzw. NEG-Wörter heißen.

Unter den Repräsentationsweisen des NICHTS fällt die hohe Frequenz von monosyllabischen Morphemwörtern auf: *Loch, hole, cave, NICHTS*, u.s.w. Sie sind morphologisch nicht motivierte „basic level concepts“, denen der Status von Primes ebenso zukommt wie *Stein, Fels, Ding, res*, u.s.w. Wenn morphologische Motivation sowohl für *NICHTS* u.s.w. als auch für *Stein* u.s.w. aus-

scheidet, dann wäre für beide Klassen außersprachlich-referentielle Motivation anzusetzen, was jedoch für *NICHTS* u.s.w. nicht plausibel ist, insofern dann ein außersprachliches  $\langle$ NICHTS $\rangle$  seine sprachliche Repräsentation in **genau keinem Zeichen** motivieren müßte. Zur Lösung dieses Problems setzen wir eine alternative Hypothese an, die dem NEG-NICHTS in der kognitiven Konstruktion der Welt „da draußen“ denselben epistemologischen Status wie dem POS-ETWAS zuschreibt: ETWAS und NICHTS sowie POS-NEG sind einander wechselseitig bedingende Ko-Primes. „For its organization nature relies on the opposition of something with something else (*land: sea*), but nature can content itself with the opposition of something with nothing (*mountain: cave*)” (CHAUSSURE 1915: IV). Die Opposition  $\langle$ Sache $\rangle$  :  $\langle$ NICHTS $\rangle$  in der Welt „da draußen“ erscheint als die Bedingung der Möglichkeit des handelnden Umgangs mit den  $\langle$ Sachen $\rangle$  in der Welt „da draußen“, und diese Opposition muß in einer sprachlichen Opposition repräsentiert werden, wenn der angemessene kognitive Umgang mit der Welt „da draußen“ möglich werden soll.

Die Versprachlichung von Welt hypostasiert prinzipiell die Designata zu „Dingen“, indem sie (substantivische) Individuativa, Kollektiva, Partitiva u.s.w. und Privativa morphosyntaktisch analog zu Namen für Dinge behandelt. Für die NICHT-Konstituente des Prime-Paares ist die Hypostasierung jedoch radikalisiert, insofern sie die (bestimmte) abwesende Substanz (teils mit ihren Umgebungen) kognitiv zu „Dingen“ aufbaut.

Die als signifikant wahrgenommene Abwesenheit wird in den obigen Fällen jedoch nicht ikonisch als „abwesende Repräsentation“ gespiegelt, sondern in sprachlichem Material. Zur Unterscheidung von dem folgenden Repräsentationstyp soll dieser „un-ikonisch“ genannt werden.

Negation stellt **das** universelle sprachliche Verfahren zur Repräsentation des NICHTS mit Hilfe von phonischer Masse dar. Gleichzeitig bildet sie das Paradebeispiel für kontra-ikonische Symbolisierung von ETWAS-NICHTS-Relationen. Um mit diesen paradigmatischen ETWAS-NICHTS-Beziehungen (NEG vs. Null) die Abwesenheit von ETWAS zu signalisieren, muß mit dem Negationsmorphem zusätzliche phonische Masse zum Existenz Ausdruck für die negierte Entität hinzugesetzt werden, wie z.B. *Un-klugheit, Miß-vergnügen, Un-sinn*. Folge: Die Repräsentation von NICHTS nimmt mehr Raum ein als diejenige von ETWAS. Unter Voraussetzung eines ganz schematisch funktionierenden Ikonismus würde man eher subtraktive Verfahren zur Symbolisierung bis hin zur vollständigen Unterdrückung der Lautrepräsentation von ETWAS erwarten – was jedoch den Erfordernissen der kontrastiven Perzeption und Kognition und deren Stabilisierung in sprachlichen Konzepten zuwiderlaufen würde. Der Ikonismus wird der Notwendigkeit der Repräsentation geopfert, und für Sprache insgesamt scheint er somit weit weniger natürlich, als die Natürlichkeitstheorie gemeinhin annimmt. Ein rein schematisch verfahrenender Ikonismus würde die Repräsentation von  $\langle$ NICHTS $\rangle$  blockieren und somit basale Oppositionen zum Verschwinden bringen.

Letztlich rührt dieses Problem – wie auch andere näher zu bestimmende – daher, daß dem NICHTS nicht der gebührende Status unter den Konstruktionsprinzipien der Welt und der Sprache eingeräumt wird. Dem Satz „Gott hat die Welt aus NICHTS geschaffen, aber das NICHTS schaut durch“ halten wir den Satz entgegen „Hätte Gott nur die Sachen geschaffen und die Schaffung des NICHTS übersehen, dann gäbe es weder Raum für die Sachen noch für die Lautsubstanz“.

In der Sprache selbst nimmt das Problem des NICHTS teilweise spiegelbildliche Form an. Während es im Verhältnis von Sprache zur Welt darin besteht, daß ein weltliches NICHTS un-ikonisch oder kontra-ikonisch durch ein sprachliches ETWAS repräsentiert wird, geht es innerhalb der Sprache in vielen Fällen darum, daß ein konzeptuelles ETWAS durch ein formales NICHTS repräsentiert wird. Hier operiert die ETWAS-NICHTS-Relation auf der Ebene des phonischen Materials. Sprachgenetisch entsteht diese Umkehrung durch die konverse Replikation der Prozesse, die zur Repräsentation von außersprachlichem <NICHTS> führen. Während dort ein als kognitiv signifikant konstruiertes außersprachliches <NICHTS> in sprachlicher Substanzform repräsentiert wird, wird in der Sprache für ein aus dem Systemzusammenhang konstruiertes Konzept dessen Repräsentation durch eine substanzlose Form gesetzt. In Analogie zu den <ETWAS> : <NICHTS>-Oppositionen in der Sachwelt entstehen *ETWAS* : *NICHTS* -Oppositionen im phonischen Material. Im resultierenden Strukturgefüge sind neben materiell besetzten Stellen komplementär zu diesen auch unbesetzte Stellen erkennbar. In Termini des bekannteren Chausseure-Nachfolgers: „Language can content itself with the opposition of something with nothing“ (SAUSSURE 1922: 124).

Während JAKOBSON (1971) die Validität und die Bedeutsamkeit dieses – bereits von PANINI angesetzt und von COURTENAY und GAUTHIOT (*dégré zéro*) wiederentdeckten – Zéro-Konzepts für die Analyse aller Sprachebenen betonte und in der Folge die Existenz von Zéro-Phonemen (wie z.B. *internal open juncture*), Zéro-Morphemen, Zéro-Wörtern, Zéro-Bedeutungen und Zéro-stilistischen Formen postulierte, schwankte die Bewertung der Zéro-Formen unter britischen, deutschen und amerikanischen Morphologen zwischen völliger Zurückweisung (MEIER 1961: 181) über partielle Akzeptanz (NIDA 1970: 6–8; HAAS 1957: 39–41; BLOCH 1947: 2–3) zu JAKOBSONs nachdrücklicher Forderung (vgl. BERGENHOLTZ & MUGDAN 1979: 67–71).

Der in diesem Bereich herrschende Dissens rührt zum Teil daher, daß – in Fortsetzung des mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Streites um den *horror vacui* – die materiell leeren Stellen der Sprache von den Vakuisten (KAUFFELD 1968; SHAPIN & SCHAFFER 1985) als systemangemessen, von den Plenisten als systemunangemessen gewertet werden, weil leere Stellen die Symmetrie des Zeichens aufheben und somit das Bauprinzip von Zeichensystemen zerstören, wodurch die Sprache zu einem „Ausreißer“ oder genauer, zu einem Unikat unter den Zeichensystemen würde. Diese Skizze schließt sich der ersteren Sicht an, und zwar mit folgender Begründung: Die Organisation der Sprache mit Rückgriff auf materielle Leerstellen ist kein Unikat. Die kognitive Organisation

der Dinge der Welt und die Organisation der Materialisation der Sprache sind gleichermaßen auf die Oppositionen von **ETWAS mit ETWAS** und von **ETWAS mit NICHTS** gegründet. <ETWAS> und <NICHTS> sind irreduzible Primes der Organisation der natürlichen Dinge und der gemachten Sachen der Welt „da draußen“. *ETWAS* und *NICHTS* sind gleichfalls irreduzible Primes der arbiträr-konventionellen Organisation der universell verfügbaren Sprachsubstanz. Anders: Sowohl im Material der Welt als auch in der Materialisation der Sprache bestehen Lücken, die als signifikant für die Organisation der jeweiligen Ebene wahrgenommen werden.

Diese Analogie stützt nicht nur Positionen, die Zéro-Materialisationen als unabdingbar für die Sprachanalyse fordern, sondern sie sind zugleich das Motiv für den Versuch, die Privativa des Lexikons und die Zéros sowohl des Sprachsystems als auch des Redesystems gleichartig zu fundieren. Daher sei hier gewagt, den Weg zu einer unifizierten Theorie des (ver)sprachlich(t)en NICHTS zu eröffnen.

Die Ziele dieser Pilotstudie sollen als erreicht gelten, wenn anhand von typologisch verschiedenen Sprachen exemplarisch für alle Sprachebenen gezeigt worden ist, daß die ETWAS-NICHTS-Oppositionen den ETWAS-ETWAS-Oppositionen systematisch vorgeordnet sind. Gelingt dies, dann soll der erreichte Befund als zureichende Begründung für das Postulat des **fundamentalen und universellen Prinzips der Substanz-vs.-Mangel-Opposition** gelten, das **auch** die Basis für eine unifizierte Theorie des (ver)sprachlich(t)en Mangels bildet.

## 1.2. Definition des Gegenstandsbereiches

„Ein Loch ist das, wo etwas nicht ist.“  
(TUCHOLSKY 1952: 32)

Mit diesem Diktum illustriert Tucholsky auf der Denotatebene das, was John LOCKES semantischer Kategorie der lexikologischen Privativa auf der Designatebene entspricht. LEISI nutzt diese Kategorie – entsprechend seinem Erkenntnisinteresse – für seine kontrastive Wortinhaltforschung:

„Unter dem Begriff *Privativa* fassen wir diejenigen Wörter (hier Substantive) zusammen, welche weder ein Individuum, noch eine Gruppe, noch einen Teil bezeichnen, sondern eine *Abwesenheit von Substanz*, z.B. Wörter wie ‚Loch‘“ (LEISI 1952: 39). Hiermit bezieht LEISI sich unmittelbar auf John LOCKES „Essay Concerning Human Understanding“.

„Die Wörter werden also zu Zeichen unserer Ideen gemacht; sie sind allgemein oder einzeln, je nachdem die Ideen, die sie vertreten, allgemeine oder einzelne sind.

Außer diesen Namen, die für Ideen eintreten, gibt es noch andere Wörter, die man nicht verwendet, um eine Idee zu bezeichnen, sondern um das Fehlen oder die Abwesenheit bestimmter einfacher oder komplexer Ideen oder aller Ideen überhaupt auszudrücken. Dazu gehören zum Beispiel *nihil* im Lateini-

schen, *Unwissenheit* und *Geistesleere* im Englischen. Von all diesen negativen oder privativen Wörtern kann man eigentlich nicht sagen, daß sie keiner Idee zugehörten oder keine Idee bezeichneten; denn sonst wären sie völlig bedeutungslose Laute. Sie beziehen sich jedoch auf positive Ideen und bezeichnen deren Abwesenheit“ (LOCKE 1976 Band II, Drittes und viertes Buch: 2).

Solche Lexeme bilden den ersten Teil des Gegenstandsbereiches dieser Skizze. Es wird jedoch zu zeigen sein, daß diese Lexeme verschiedenen onomasiologischen und wortbildungsmäßigen Subklassen angehören und daß diese Klassen Probleme für verschiedene Theorien darstellen. Diese Fragen werden in den Abschnitten 2.4.1. bis 2.4.2.1. angesprochen.

Der von TRUBETZKOY in der Phonologie benutzte Terminus „privative Opposition“ verweist darauf, daß die Kategorie „Privativum“ zumindest auch in der Phonologie mit Erkenntnisgewinn angewendet werden kann: [t] = ([d] – voice). Dies stützt fachgeschichtlich die obige Annahme, daß – neben der Ebene des Denotats – sowohl die Ebene des Designats als auch die Ebene des Signans durch Substanz-vs.-Substanz-Oppositionen **oder** durch Substanz-vs.-Mangel-Oppositionen strukturiert sein können. Zwischen den auf beiden Zeichenebenen genutzten Strukturmitteln besteht Familienähnlichkeit. Hieraus leitet sich die Berechtigung ab, eine große Zahl von weiteren Erscheinungen in den Gegenstandsbereich dieser Studie einzubeziehen und analog zu den privativen Lexemen zu behandeln: offene Junktur, stilistische Schwa: Null-Variation, Abessiva, Prohibitiva, fakultative vs. obligatorische Numeralklassifikation, Pause, Schweigen, Nulloktion, Ellipse, u.s.w.

## 2. Repräsentation des designativen und Setzung des signalisierenden Mangels

In der Sprachanalyse begegnet man dem Mangelproblem bei zwei Prozessen, nämlich einmal bei der sprachlichen Repräsentation des außersprachlichen Mangels (z.B. durch denotatlose Zeichen, die zwar ein Signans und ein Designat haben, aber eben keine Substanzentsprechung in der außersprachlichen Realität) und zum anderen bei der arbiträr-konventionellen Setzung von Mangel auf der Ebene des Signans (was zu signanslosen Zeichen führt, die zwar ein Designat – und möglicherweise sogar ein Denotat – haben, aber eben kein Signans). Letzterer Prozeß repliziert ein Bauprinzip der physischen Welt, insofern als er die dort vorhandene Opposition von  $\langle$ Substanz $\rangle$  vs.  $\langle$ Substanzmangel $\rangle$  auf die Organisation der Substanzebene von Zeichen ausweitet, auf der dann  $\langle$ Signans $\rangle$  vs.  $\langle$ Signansmangel $\rangle$  Oppositionen bilden.

Angesichts dieses universellen und – streng genommen – nicht nur basalen sondern sogar banalen Prinzips der Substanz-vs.-Mangel-Opposition überrascht die späte Entdeckung des Zéro-Konzepts für die Sprachwissenschaft weniger als dessen isolierte Behandlung. Die hier erstmalig angestrebte unifizierte Behandlung des **fundamentalen und universellen Prinzips der Substanz-vs.-Mangel-Opposition** auf der Ebene der Sprache bildet sich in der ana-

log gewählten Terminologie ab. „Graphematisierung des Mangels“ z.B. soll die arbiträr-konventionelle **Setzung des sprachlichen Substanzmangels** bei der Organisation von Graphematik thematisieren, während „Lexikalisierung des Mangels“ auf die **sprachliche Repräsentation des außersprachlichen Mangels abhebt**.

## 2.1. Graphematisierung des Mangels

In den Bereich der *inversen* Ausprägung von *ETWAS-NICHTS*-Beziehungen gehören die uns besonders aus dem semitischen Raum bekannten Konsonantenschriftsysteme, die regelmäßig auf eine separate offene graphematische Repräsentation von grammatisch relevanten Kurzvokalen verzichten; vgl. das dreiradikalige klass. arab. *q-t-l* als Wurzel für das Wortfeld *TÖTEN* mit den in üblicherweise unvokalierter arabischer Schreibung homographen Formen *qatala* PERFEKT AKTIV ‚getötet haben‘, *qutila* PERFEKT PASSIV ‚getötet worden‘, *qtul* IMPERATIV ‚töte‘ etc. Hier wird das ganz unzweifelhaft auf phonetischer, phonologischer **und** morphologischer Ebene vorhandene *ETWAS* gewissermaßen verschwiegen, unterdrückt und auf kontra- bzw. un-ikonische Weise durch das alle *ETWASSE* neutralisierende *NICHTS* vertreten. Damit wird nicht der Mangel graphematisiert, sondern die prinzipielle Ersetzbarkeit des *ETWAS* durch das *NICHTS* zur Regel gemacht.

Der umgekehrte Fall, nämlich daß einem *ZUVIEL* auf der Graphemebene ein phonisches *NICHTS* entspricht, begegnet besonders häufig bei (un-)systematisch angewandter *archaisierender Orthographie*; das dann aktuelle graphematische *ETWAS* hat insofern eine historische Dimension, als es ein gegenwärtig nicht mehr gegebenes, aber vormals sehr wohl existentes *ETWAS* auf der Lautebene repräsentiert, synchron jedoch nurmehr ein lautliches *NICHTS* vertritt (vgl. auch 2.2.3.). Im Irischen reicht dieses Prinzip der „Ausbuchstabierung“ des *NICHTS* bis in die schriftliche Wiedergabe grammatisch relevanter morphologischer Oppositionen hinein: *an tslat fhada* [adE] ‚der lange Stab‘ *na slata fada* [fadE] ‚die langen Stäbe‘ – der Anlaut des nachgestellten Adjektivs erhält im Nominativ Singular des Femininum die sog. Aspiration, graphemisch durch Hinzufügen von *h* zu *f* gekennzeichnet, womit ein älterer Lautstand des Irischen reflektiert wird, in der modernen Sprache entspricht *fh* stets einem lautlichen *Zéro*. So sind zwei Schriftzeichen in Kombination nötig, um eine Nullrealisation zu verzeichnen, während im Nominativ Plural Femininum einfaches *f* mit [f] auch phonetisch ein *ETWAS* vertritt.

## 2.2. Phonologisierung des Mangels

### 2.2.1. Offene Junktur

Das einzige *Zéro* des Sprachsystems, das sich in der Redekette manifestiert und das zugleich in der Alltagssprache keinen Namen hat, ist die offene Junktur: *an*

*iceman* : a nice man; *night rate* : nitrate; *ice cream* : I scream; *that stuff* : that's tough; *keep sticking* : keeps ticking (vgl. PALMER 1971: 47).

Die in der Alltagssprache fehlende sprachliche Repräsentation dieser minimalen Redelücke spricht für die Annahme, daß hier ein subtiles NICHTS vorliegt, das der Wahrnehmung leicht entgeht. Genauer: Es wird nicht wahrgenommen, aber zunächst richtig verstanden. Durch die verminderte Wahrnehmbarkeit ist die Gefahr groß, daß sich Verständnisprobleme einstellen. Die Disambiguierung wird im Rückgriff auf den Kontext in der Regel erfolgreich (vgl. DROMMEL 1980: 237). Für reduzierte Wahrnehmbarkeit der Junktur spricht ebenfalls die Tatsache, daß ihre Dislozierung zu heutigen Wortformen führte, die nicht mehr transparent sind, wie z.B. zum „dritten Mann im englischen Ring“ o.Ä.: *an umpire* < *a non-pair*; *a nannie* < *an Annie*;

### 2.2.2. Stilistische Schwa/Null-Variation im Französischen

Das Nebeneinander von Allegro- und Lentoformen ist über die einzelnen Sprechstile so verteilt, daß längere Vollformen zumeist einer höheren Stilebene als die kürzeren Reduktionsformen angehören. Sozio-semiotisch manifestiert sich hier das universelle Verhaltensmuster, nach dem in sozial bedeutsameren Kontexten (besonders in Zeremonien und Ritualen) ein höherer (Zeichen-)Aufwand betrieben wird als in sozial weniger ausgezeichneten Kontexten, wobei das Kosten-Nutzen-Verhältnis konstant und optimiert bleibt. Die Verwendung von phonischem ETWAS und/oder NICHTS kann auf diesem Wege zu einem pragmatisch einsetzbaren Stilmittel werden. Ein typisches Beispiel bietet hier die französische Sprechsprache, die für die graphematische Phrase *je parle* ‚ich spreche‘ die beiden extremen Artikulationsvarianten [ʒə 'paʁlə] in Lento und [ʃpaʁ] in Allegro kennt. Ein und derselbe Sprecher rechnet beide Versionen zu seinem aktiven und passiven Sprachschatz, d.h., daß er durch den mehr oder minder gesteuerten Einsatz der *Schwa-Zéro*-Opposition ETWAS und NICHTS als lediglich pragmatisch konnotierte, ansonsten jedoch freie Allophone behandelt. Ihr *sprachimmanentes Gegeneinander* ist stilkonstitutiv, ihr wortphonologischer *Status* ist – evtl. mit Abstrichen – identisch. Ihr *sprachpragmatisches Gegeneinander* ist situationskonstitutiv, wobei ein völliges Fehlen jedweder Lautsubstanz eben genau eine kommunikative Null-Situation nicht nur anzeigt, sondern konstituiert.

### 2.3. Grammatikalisierung des Mangels

Verdächtig ist, wer auffällt; noch  
verdächtiger ist, wer nicht auffällt.

(DIE ZEIT)

Während die Abwesenheit von Rede im Kontext von Rede auffällt, sind Zéros des Sprachsystems – bis auf die offene Junktur – in der Rede unauffällig; ein

suffixloses Nomen wird in seiner grammatischen Bedeutung für jenen Hörer erschließbar, der weiß, daß an anderen Stellen der Rede alternativ zum NICHTS ein ETWAS stehen könnte. Dieser unauffälligen kryptotypischen alternativen Potentialität trägt der naive Sprachbenutzer dadurch Rechnung, daß er diese nur potentielle Alternative in der Alltagssprache unbenannt läßt. Angesichts des Streites um den Status von Zéro-Formen fragt sich, ob der vermeintlich naive Sprachbenutzer nicht nachdrücklich ein Argument gegen JAKOBSON naiv praktiziert, ohne es explizit formulieren zu können.

### 2.3.1. Abessiva

Das Fehlen von Dingen, das NICHTStattfinden von Ereignissen wird in der Sprachenwelt nicht nur auf analytischem Wege, etwa durch Adpositionalphrasen mit Entsprechungen von deutsch *ohne* o.ä., versprachlicht, sondern ist wiederholt in die gebundene Morphologie eingegangen und hat dort einen festen Platz in den Flexionsparadigmen erhalten. Im nominalen und im verbalnominalen Bereich sind dies vornehmlich Kasus wie der Karitiv oder Abessiv.

Im modernen Finnisch hat der regelmäßige Abessiv auf *-tta/-ttä* der Nomina – wie in *Olen aivan rahatta* ‚ich bin ganz ohne Geld‘ – an Produktivität verloren und wird zusehends auf die höhere Stilebene und Rechtstexte u.a.m. eingeschränkt. Teile seiner Domäne hat der ohnehin in negierten Existenzsätzen etc. übliche Partitiv, hier zusammen mit der Präposition *ilman* ‚ohne‘, übernommen: *Olen aivan ilman rahaa* ‚ich bin ganz ohne Geld‘. Beim sog. Infinitiv III ist hingegen die Verwendung des Abessivs (häufig als eine Art Nebensatzersatz) überaus geläufig und auch umgangssprachlich weiterhin produktiv; vgl. *Voitko olla vähän aikaa puhumatta?* ‚Kannst Du eine Zeitlang still sein (= Ohne zu sprechen sein)?‘.

In solchen und ähnlichen Fällen kann man aus der Eingliederung der Abessive in den regelmäßigen Formenapparat eines Nomens schließen, daß zu den gewöhnlichen Erscheinungsformen einer beliebigen Entität auch immer ihre Abwesenheit gerechnet wird. Das NICHTS, das aus dieser Abwesenheit resultiert, hat damit einen gleichartigen Stellenwert wie das ETWAS, das sich aus dem Vorhandensein der jeweiligen Entität ergibt.

### 2.3.2. Prohibitiva

Verbote auszusprechen stellt in einer ganzen Reihe von Sprachen eine besondere grammatische Kategorie dar. Dabei fällt auf, daß es wiederum einen erheblichen Mehraufwand bedeuten kann, Handlungen zu untersagen, statt zu ihnen aufzufordern. Im Walisischen wird dies ob der periphrastischen Bildweise des Prohibitivs gegenüber der einwortigen des Imperativs augenfällig: *cerddwch!* ‚geht!‘ – *peidiwch â cherrded!* ‚geht nicht!‘. Die Prohibitivkonstruktion stellt eigentlich eine Kombination aus dem regelmäßigen Imperativ von *peidio* ‚aufhö-

ren', der instrumentalen Präposition *â* ‚mit' und dem Verbalnomen *cerdded* ‚gehen' mit regulärer Aspiration nach der Präposition dar. Trotz dieser transparenten Etymologie handelt es sich nicht um einen reinen Cessativ im Sinne von ‚hört auf mit dem Gehen!'

Im klassischen Aztekisch geht es auf den ersten Blick anders; denn für eine sehr große Klasse von Verben zeichnet sich der Vetativ (= Prohibitiv) gegenüber dem Optativ (= Imperativ) u.a. durch geringere phonische Masse aus; vgl. *mā cochi* ‚er soll schlafen' – *mā coch* ‚er soll nicht schlafen', *mā quichī hua* ‚er soll es machen' – *mā quichī uh* ‚er soll es nicht machen'. Neben diesen wegen ihrer Ableitung vom Stamm II wie subtraktiv, d.h. ihrer vetativischen Funktion gemäß ikonisch gebildet scheinenden Formen gibt es jedoch zwei weitere Großklassen, in denen das Merkmalhaftigkeitsverhältnis zwischen Optativ und Vetativ genau umgekehrt geregelt ist; vgl. *mā cuī ca* ‚er soll singen' – *mā cuī câ* ‚er soll nicht singen' mit zusätzlichem auslautenden Glottalverschluß als distinktivem Merkmal.

Um also ein *NICHTS* durch Nichtvollzug einer potentiellen Handlung zu erreichen, bedarf es in der Regel eines höheren Artikulations-, Rede- oder Kodierungsaufwandes, das entsprechende *ETWAS*, also der tatsächliche Vollzug einer Handlung, läßt sich hingegen auf relativ einfachem sprachlichen Wege „anordnen“. Dabei ist der Umstand bemerkenswert, daß sowohl Prohibitiva als auch Imperative ja Handlungen betreffen, die zum Zeitpunkt der Äußerung noch nicht realisiert sind; Prohibitiva würden also die Konservierung eines Handlungs*NICHTS* bewirken, Imperative hingegen den Ersatz eines solchen *NICHTS* durch ein *ETWAS* fordern.

### 2.3.3. Vom Fehlen zum Wollen (*horror vacui*)

Mit lexikalischen Vollverben, die wie deutsch *mangeln*, *fehlen* die Abwesenheit von Entitäten bezeichnen, konstatiert man für gewöhnlich eine realweltliche Lücke, eine Leere, die möglicherweise als auffüllenswert empfunden wird. Dies gilt zunächst auch für niederländisch *mankeren* ‚mangeln', ‚fehlen', das als altes Lehnwort auf das gleichbedeutende französische *manquer* zurückgeht. In Sätzen wie *'t mankeert hem aan geld* ‚es mangelt ihm an Geld' ist kein Unterschied zum Deutschen zu entdecken.

Dies ändert sich, wenn wir mit dem unlängst ausgestorbenen Negerholands der US Virgin Islands eine kreolische „Tochtersprache“ des Niederländischen zum Vergleich heranziehen. Das etymologisch aus *mankeren* herzuleitende Verb *mangkée* ‚wollen' hat dort einerseits Funktionen eines transitiven Vollverbs, indem es wie in *weni ju mangkéé ju téé* ‚wenn Du Deinen Tee (haben) willst' ein nominales Komplement erfordert, andererseits fungiert es als volitives Modalverb, das anders als sein niederländisches Etymon auch verbale Periphrasen bilden kann, wie z.B. *mi no mangkéé loo himun* ‚ich will nicht in den Himmel kommen (= gehen)' mit dem Vollverb *loo* ‚gehen'.

Im älteren Negerhollands soll *mankeer*, der schriftsprachliche Vorläufer von *mangkée*, noch die Bedeutung ‚benötigen‘, ‚nötig haben‘ getragen haben. Damit ließe sich eine diachron-semantische Kette bilden, die von der Feststellung eines Mangels durch Benennung des *NICHTS* über das Bedürfnis nach einem das *NICHTS* verdrängenden *ETWAS* zu der Willensbekundung zur Durchführung von Handlungen führt, die der Ersetzung von *NICHTS* durch *ETWAS* dienlich sein könnten. Das vorgefundene *NICHTS* ruft somit anscheinend das Verlangen hervor, ihm ein *ETWAS* gegenüberzustellen. Hier wirkt offenbar die Furcht vor dem Vakuum.

## 2.4. Lexikalisierung des Mangels

Die Lexikalisierung des Mangels ist prototypisch die Domäne der Privativa. Hier seien zwei Aspekte analytisch unterschieden, nämlich onomasiologische Aspekte einerseits und Aspekte der Wortbildung und der Morphologie andererseits.

### 2.4.1. Onomasiologische Aspekte

#### 2.4.1.1. Die Lexikalisierung des kontextfreien Mangels

Von den unter 2.4.1.2. zu besprechenden Typen der Lexikalisierung unterscheidet sich dieser Typus dadurch, daß erstens der Mangel an Substanz auf der Denotatebene nicht auf eine angebbare Umgebung begrenzt ist, und zweitens dadurch, daß die abwesende Substanz auch nicht implizit spezifiziert ist, *NICHTS*, *Vakuum*, *space* und *Raum* (vgl. aber das *All*, das als Summe von Allem leer ist?) stehen in kontradiktorischer Opposition zu einem beliebigen *ETWAS* in einer vom Lexem selbst nicht spezifizierten Umgebung.

Beide Kriterien unterscheiden diese Privativa von jenen, die in 2.4.1.2. zu behandeln sind. Dort geht es um Privativa, die in einer implizit mitgesetzten Umgebung (+/- einer bestimmten Form) die Abwesenheit der ‚normalerweise erwarteten‘ Substanz der Umgebung designieren, aber nicht die Abwesenheit von Substanz schlechthin. Privativa wie *Stollen* designieren einen konträren Gegensatz zwischen der Umgebung und dem Umgebene, wobei das Umgebene durchaus eine andere Substanz sein kann. Ein ‚Stollen‘ bleibt ein ‚Stollen‘ und seine Bezeichnung *Stollen* ein Privativum auch wenn das Denotat mit Wasser gefüllt ist. Diese konträre Opposition gilt für alle Privativa außer den unter 2.4.1.1. besprochenen. ‚Höhlen‘, ‚Ritzen‘, ‚Tunnel‘ u.s.w. sind in dieser Welt in der Regel mit Luft oder anderen Substanzen wie z.B. Wasser oder Schnee gefüllt.

### 2.4.1.2. Die Lexikalisierung des kontextualisierten Mangels

Das Merkwürdige an einem Loch ist der  
Rand. (TUCHOLSKY 1952: 33)

Was TUCHOLSKY für das Merkwürdige an einem Loch hält, wird von LEISI (1953: 38–39) für die systematische Typologisierung von substantivischen Privativa genutzt. Er zeigt an Konkreta, daß die Eigenschaften der Substanz, die einen Mangel an (bestimmter) Substanz umgibt, entweder alleine oder in Kombination mit einem oder mehreren Kriterien zu einer weiteren Typologisierung von Privativa herangezogen werden können.

Für eine große Klasse von Fällen gilt, daß sie durch Abwesenheit der Umgebungssubstanz auf begrenztem Raum zureichend charakterisiert sind: *Loch, hole, Öffnung, opening*. Die Art der umgebenden Substanz sowie deren Kontur sind nicht topikalisiert.

Ein weiterer Typus ist gekennzeichnet durch das Material der Umgebung. *Tunnel, Schacht, Stollen* (gewachsenes Erdreich); *Ritze* (präferent Holz); *Nut, groove* (Holz oder Metall); *Sprung* (Glas, Porzellan); *crack* (dito, dazu Fels); *crevisse* (Fels, Mauerwerk, Zahn); *crevasse* (Gletschereis).

Für eine andere große Klasse von Fällen gilt, daß die Kontur der umgebenden Substanz – aber nicht das Material der umgebenden Substanz – topikalisiert ist: *Schlitz, slit, slot, Spalte*.

Diese auf LEISI (1953: 38–39) fußende Typologie ist nicht erschöpfend, genügt jedoch, um zu zeigen, daß Privativa in ihrer Mehrzahl zwar das Archisem ‚Abwesenheit der erwarteten Umgebungssubstanz‘ haben, jedoch durch weitere Umgebungsmerkmale wie Form, Dimension (*Schacht, Stollen*: +/- vertikal/horizontal), natürlich/künstlich oder Zweck u.s.w. zu einem umfangreichen Feld von Lexemen aufgebaut werden, die den kognitiven Umgang mit <NICHTS> abbilden. Dabei kann die Anzahl von privativen Lexemen als ein Indikator für die Bedeutsamkeit des NICHTS in den Lebenswelten der Sprachgemeinschaften gelten. Hierzu soll der folgende Abschnitt ein Beispiel liefern.

### 2.4.1.3. Die kontextsensitive Realisierung des Null-Konzepts im Englischen

Nimmt man die Feinheit der Lexikalisierung als ein Maß für die Bedeutsamkeit der damit konstituierten kognitiven Distinktionen, so muß man schließen, daß das Null-Konzept ein Basis-Konzept der englischen Sprachgemeinschaft ist. Die lexematischen Optionen stehen nicht in freier Variation, sondern sie sind vielmehr komplementär über Referenzbereiche und verbale Kontexte distribuiert.

*Zéro* wird präferent im wissenschaftlichen Kontext verwendet sowie in den alltagssprachlich gewordenen Meßskalen von Temperatur. Die Mitternachtszeit ist jedoch nicht *zéro*, sondern *twelve midnight*. *Null* hat im britischen

Englisch seine noch engere Mathematik: *null point, null space, null element, null set, null vector*. Im amerikanischen Englisch ist auch hier *zéro* präferent. Im britischen Englisch findet man hier auch noch *nought*, das im nichtwissenschaftlichen Gebrauch seine Domäne gefunden hat, dort aber bereits die Assoziation ‚altmodisch‘ evoziert.

Wenn die Null in einer Zahlenreihe vorkommt, wird sie meistens wie der Buchstabe „O“ gelesen. In den Sondersprachen des Sports variiert die Realisierung des Null-Konzepts mit den Zählweisen von Sportarten sowie mit Region. Im Fußball, Rugby, Hockey ist *nil* der Name für ‚keine Tore/Punkte‘. Im amerikanischen Englisch wird dieser Kontext mit *nothing* abgedeckt: „1. FC Hintertupfingen nine, VfL Bochum nil/nothing“. Im Tennis zählt man bekanntlich *love* (vgl. BRUNT o.J.: 12–13).

In Analogie zu den kulturtypischen Über- und Unterdifferenzierungen darf man sagen: was dem Eskimo der Schnee ist, ist den Engländern das NICHTS.

## 2.4.2. Aspekte der Wortbildung

### 2.4.2.1. Die Schöpfung von “basic level terms” ex nihilo

Hinsichtlich der Wortbildung treten bei deutsch *NICHTS, Raum, Loch, Tunnel, Stollen* und englisch *hole, space, cave, slot, notch* Motivationsprobleme auf. Sie resultieren nicht aus Kompositions- oder Derivationsprozessen und sind also morphologisch nicht motiviert. Wenn man sie als motivierte Wörter fassen will, so muß man u.U. onomasiologisch-referentielle Motivation ansetzen. Doch: eine strikt onomasiologisch-referentielle Motivation scheidet aus, da in jenem Stück Welt, das sie „benennen“, ihnen genau ein NICHTS entspricht. Nach dem einleitend Gesagten gilt hier, daß solche *Simplicia* nicht ein <NICHTS> widerspiegeln, sondern mit den zu Dingen hypostasierten Designaten die für den praktischen und kognitiven Umgang mit der jeweiligen Lebenswelt fundamentalen ETWAS-NICHTS-Relationen sprachlich stabilisieren.

Die Simplex-Form der obigen privativen Lexeme macht sie – im Rahmen der Prototypentheorie zu “basic level terms”, was ebenfalls die zentrale These dieser explorativen Studie stützt, nämlich daß die ETWAS-NICHTS-Relation in der Fundierung des (sprachlichen) Handelns der ETWAS-ETWAS-Relation systematisch vorausgeht.

### 2.4.2.2. Affigierung des Mangels: Das *alpha privativum*

Unter die morphologisch transparenten – weil morphologisch motivierten – Fälle von Privativa sind jene Derivativa zu rechnen, die mit Hilfe eines Affixes die im Stamm ausgedrückte Idee explizit als ‚abwesend‘ kennzeichnen: *ignorance, unjust, nonconformist* etc. Die mit Hilfe solcher privativer Affixe wie *in-*,

*un-*, *non-* derivierten Privativa werfen das einleitend angesprochene Problem der Kontra-Ikonizität für die Natürlichkeitstheorie auf.

Das alpha privativum bzw. seine funktionalen Äquivalente erscheinen als Präfix und somit in der Determinans-Position von Derivativa. Nun spezifiziert das alpha privativum nicht das Determinatum, sondern annulliert es geradezu: *Un-Sinn*, *Null-Bock*, *Null-Wachstum*, *Null-Problemo* (beim Deutsch-Lernen mit Alf).

Im Prozeß von der Phrase zum Derivatium (*kein Bock* > *Null-Bock*, *Kein Wachstum* > *Null-Wachstum*) unterliegt es der De-Konkretisierung. Dies macht solche privativen Derivationen zu einem wohlfeilen Instrument für Täuschung. Jeder versteht *kein Wachstum* als die explizite ‚Negierung von Wachstum‘, aber *Null-Wachstum* wird für eine durch das Determinans präzierte ‚Form des Wachstums‘ gehalten, also für eine *differentia specifica* des *genus proximum* ‚Wachstum‘, – eine vom Wortbildungsmodell nahegelegte Lesart. Im Rahmen des hier entwickelten Arguments heißt dies, daß das *alpha privativum* – und damit das Nullkonzept – konstitutiv für Akte des kamouflierten Lügens ist.

Aus Raummangel wird hier auf die Besprechung derivierter privativer Verben und Adjektive (*null-ify*, *de-humanize*, *de-militarize*, *dis-arm*, *in-animate*, *im-material*) verzichtet. Komplexe Verben mit ablativer oder reversativer Bedeutung (*de-bark*, *dis-em-bark*, *dis-cage*, *un-case*) stellen Randphänomene des Null-Problems dar.

## 2.5. Die Syntaktisierung des Mangels

### 2.5.1. Obligatorische vs. fakultative Setzung des Mangels

Auf der Ebene der Morpho-Syntax kann auch in völlig grammatikalisierten Kontexten *NICHTS* fakultativ mit *ETWAS* alternieren, etwa dann wenn die Setzung von Markern grammatischer Kategorien auch implizit erfolgen darf. In zahlreichen Sprachen mit Numeralklassifikatoren, häufig über die lexiko-syntaktischen Merkmale der gezählten Objekte bestimmt, steht es den Sprachverwendern frei, eine NP mit oder ohne Klassifikator, d.h. mit *ETWAS* oder *NICHTS* zu konstruieren. Im klassischen Aztekisch war beispielsweise das *ETWAS* bei Inanimata präferent (*ōn-tetl ācalli* NUM-KLASS Schiff ‚zwei(-Stein) Schiff(e)‘), konnte aber fakultativ durch das gewissermaßen gleichwertige *NICHTS* ersetzt werden (*ōme-Ø ācalli* NUM-Ø Schiff ‚zwei Schiffe‘); bei der Zählung von Animata dagegen, speziell von Menschen, war das *NICHTS* unabdingbar, obligatorisch (*ōme(n-tin) tlācâ* NUM(-PL) Mensch-PL ‚zwei Menschen‘).

Während diese Zéros sinnlich nicht wahrnehmbar sind, sondern aus dem Lautkontinuum erschlossen werden müssen, werden die folgenden Zéros als sinnlich wahrnehmbare Lücken im Lautkontinuum gesetzt.

### 2.5.2. Die syntaktische Plazierung des Mangels

When an utterance is syntactically ambiguous, tone-grouping can function to provide information that is not otherwise available through lexical content.

(GUMPERZ 1982: 110)

Eine große Zahl von syntaktisch ambigen Äußerungen wird durch den Locus des NICHTS allein disambiguiert:

- *Kiesinger glaubt/Strauß wird es schon schaffen//*. vs.  
*Kiesinger/glaubt Strauß/wird es schon schaffen//*.
- *Ein Junggeselle ist jemand/dem zum Glück die Frau fehlt//*. vs.  
*Ein Junggeselle ist jemand/dem/zum Glück/die Frau fehlt//*.
- *I tell you:/Nothing//*. vs.  
*I tell you nothing//*.
- *Der gute Mensch denkt an sich selbst zuletzt//*. vs.  
*Der gute Mensch denkt an sich/selbst zuletzt//*.
- *Er kaufte für fünf Mark/zwanzig Blumen//*. vs.  
*Er kaufte für fünf Mark zwanzig Blumen//*
- *Are you eating/Sandra?* vs.  
*Are you eating Sandra?*
- *Bist Du Null-Wissenschaftler?* vs.  
*Bist Du Null/Wissenschaftler?*  
(Vgl. WODE 1968: 149, 168; DROMMEL 1980: 230, BALLMER 1980: 215; GUMPERZ 1982: 110).

WODE verwies bereits früh (1968: 169) auf ein weiteres Epiphänomen des hier postulierten universellen NICHTS-ETWAS-Prinzips. Damit verlängerte er das oben angesprochene Phänomen des obligatorischen und fakultativen NICHTS aus der Morpho-Syntax über die Syntax in die Pragmatik hinein. Die Stellen, an denen in der Rede Pausen auftreten **können**, sind festgelegt durch die morphologisch-syntaktische Struktur einer Äußerung. „Die Pausensetzung selbst, d.h. das Auftreten der Pausen an den Pausenstellen bleibt in vielen Fällen fakultativ. Daher ist es nötig, Bedingungen zu formulieren, wann eine Pause obligatorisch auftreten muß und wann nicht“ (WODE 1968: 169).

Im gegenwärtigen Kontext heißt dies NICHTS weniger, als daß beim produktiven Umgang mit Sprache in ad-hoc kodierender Rede das intentionale Setzen von NICHTS ebenso sinnkonstitutiv ist wie das Setzen von ETWAS.

## 2.6. Textualisierung des Mangels

The natural home of speech is one in which  
speech is not always present.  
(GOFFMAN 1963: 135)

Ebenso wie im Sprachsystem sind im Redesystem Nullstellen vorhanden, die sich teils aus universellen Bauprinzipien der Sprache ableiten, andererseits aber auch aus kulturspezifischen Konventionen.

### 2.6.1. Das gesprächsorganisierende NICHTS

Die omnidirektionale Ausbreitung des Redeschalls führt dazu, daß bei simultanem Reden jeder Sprecher für jeden anderen "noise" produziert. In den meisten Kulturen wurde dieses akustische Problem durch die soziale Norm gelöst, daß der Redezug des einen alle anderen zu Nichtreden verpflichtet. Die Diskursanalyse hat bisher übersehen, daß dadurch der bei weitem überwiegende Teil der Sprachnutzer nicht redet, sondern schweigt. Die NICHTS-ETWAS-Relation ist somit ebenfalls fundamental für das Redesystem, wobei hier ETWAS das markierte Glied ist.

Die mit obiger Norm erreichte komplementäre Verteilung von Rede und Schweigen macht den Sprecher-Hörer-Wechsel und dessen Organisation notwendig. Obwohl Redezugüberlappungen und *à point* Sprecherwechsel vorkommen, ist ein RedeNICHTS zwischen altem und neuem Redezug die Normallösung. Die Subklassifikation dieser NICHTSE in Pausen, Lücken und Schweigen (SACKS, SCHEGLOFF & JEFFERSON 1974) anhand von Kontextkriterien unterstreicht die Polyfunktionalität des universell identischen Zeichenträger „materials“, das ohne Zweifel **der formale Exponent des polysemen Zeichens schlechthin ist**. "None of these raw materials from which cultural elements are constructed (by selection and contrastive structuring) is more ubiquitous than silence" (SAMARIN 1965: 115; für die kulturspezifische Nutzung des ubiquitär identischen NICHTS in Redesystemen vgl. ENNINGER 1987).

### 2.6.2. Nulloktionäre Akte

«Is there any point to which you would wish to draw my attention?» – «To the curious incident of the dog in the night-time.» – «The dog did nothing in the night-time.» – «That was the curious incident,» remarked Sherlock Holmes (...) I had grasped the significance of the silence of the dog".

(DOYLE 1930: 347, 349)

Selbst ein WATSON kann durch den abduktiven Schluß seines Meisters HOLMES (ECO & SEBEOK 1985) davon überzeugt werden, daß sowohl Zeichenmaterial als auch dessen Mangel bedeutungstragend („der Hund kannte die Person“) und signifikant („der Hund vollzog einen Akt der Identifikation“) sein kann.

Beim Schritt vom *canis latrans* zum *homo loquens* wird die Revisionsbedürftigkeit der Sprechakttheorie unübersehbar. In Südschweden ist es üblich, das Blutwurstmachen mit Redeverbot zu assoziieren. Die Verknüpfung beider basiert auf dem Glauben an Ähnlichkeitsmagie. Die Ähnlichkeit zwischen der Wurstpelle und dem menschlichen Verdauungstrakt führt zu dem Rede- und ...-Tabu an den beiden Öffnungen des Verdauungstrakts (zu Thema-Ellipsen von Tabus und deren graphischer Repräsentation vgl. Abschnitt 2.6.3.), weil der Luftaustritt zum Platzen der Wurstpelle führen würde (BRINGÉUS 1975).

Dieses Beispiel legt eine Verkürzung der Sprechakttheorie offen. Diese geht davon aus, daß ETWAS gesagt werden muß, damit ETWAS getan wird – und übersieht dabei jene Fälle, in denen ETWAS getan wird indem NICHTS gesagt wird. Im obigen Beispiel wird ein illokutionärer/perlokutionärer Akt durch einen signifikant fehlenden lokutionären Akt vollzogen. Wir schlagen die Ergänzung der Sprechakttheorie um das Konzept des signifikant fehlenden lokutionären Akts vor und nennen diesen den „nullokutionären Akt“.

Mit dieser Terminologie werden weitere nullokutionär durchgeführte Akte faßbar. Juristen wissen, daß auch in unseren Gesetzbüchern vom NICHTS in Gestalt von ‚Schweigen‘, ‚Unterlassen‘ etc. geschrieben steht, etwa in BGB §§ 568, 612, 637, 653 und HGB § 362; besonders hervorzuheben sind dabei: die stillschweigende Willenserklärung (*qui tacet consentire videtur ubi loqui potuit et debuit*; vgl. PALANDT und Bearbeiter 1978: 78–87), der im britischen Rechtswesen durch Nulllokution hergestellte Tatbestand des ‚contempt of court‘, der durch Nulllokution des Angeklagten vollzogene Akt der Selbstbelastung oder des Schuldgeständnisses (vgl. LEVINSON 1983: 321).

Nullokutionäre Akte sind am auffälligsten bei routinisierten Äußerungspaaren (Gruß – Widergruß). Ein vorenthaltener Gruß (*ubi loqui debuit*) oder gar ein nicht erwideter Gruß sind nullokutionäre Akte mit der illokutiven/perlokutiven Wirkung von Beleidigungen. Unter dem Gesichtspunkt von Sprachökonomie wird damit das Kosten-Nutzen-Verhältnis extrem optimiert: ein Effekt wird mit Null-Aufwand erzielt.

### 2.6.3. Die Ellipse

Sätze können pragmatisch wohlgeformt sein, auch wenn sie nach einer Analyse ihrer Oberflächenstruktur einem generativen Ansatz ungrammatisch erscheinen sollten. Dies trifft speziell auf elliptische Konstruktionen zu, deren Wesensmerkmal darin besteht, daß ein Satz – meistens ein komplexes Satzgefüge – unvollständig belassen wird. Das Fehlen eines erwarteten Neben-, Halbsatzes

oder Satzgliedes etc. entzieht diese Äußerungsform einer an grammatischen Akzeptabilitätskriterien orientierten Betrachtungsweise.

Dessenungeachtet zählen Ellipsen wie deutsch *Halt bloß den Rand, sonst ... Ich hole gleich meinen großen Bruder, und dann ... Erst fängt es ganz langsam an, aber dann ...* etc. zu den häufiger produzierten und z.T. idiomatisierten Wendungen der Sprechsprache. Was hier durch beredtes Schweigen, durch phonisches NICHTS bezeichnet ist, kennt der jeweilige Hörer, ihm ist der verschwiegene Inhalt von vornherein bewußt und muß ihm daher nicht mehr durch ein ETWAS genannt werden. Man kann sogar schließen, daß das NICHTS in diesen Fällen wesentlich bedeutsamer, wirkungsvoller und expressiver als das entsprechende ETWAS ist. In den beiden ersten Fällen wird der illokutionäre/perlokutionäre Akt des Drohens durch ein lokutionäres NICHTS repräsentiert. Hier liegt ein weiterer Fall des nullokutionären Akts vor.

Mit der Ellipse verwandt sind tabumotivierte Anakoluthe vom Typ *Und dann hat er ... na, du weißt schon* oder *tja, dann kam, was kommen mußte – nämlich Pünktchen, Pünktchen, Pünktchen*; hier sollen bestimmte Dinge, Sachverhalte, Ereignisse nicht beim Namen genannt werden. Das reine NICHTS qua phonischer Leere bietet sich hier aber anscheinend nicht präferent an, vielmehr wird die Konstruktion abgebrochen, indem man eine Art Dummy-Phrase einfügt, die für sich genommen NICHTS besagt, aber kontextgebunden inhaltsschwer ausfällt.

### 3. Konklusion

Sprache ist wie ein Seil aus Schweigen mit  
Lauten als Knoten – wie bei einem  
peruanischen Quipu, bei dem die  
Zwischenräume reden.

(ILLICH 1975: 83)

Die von diesem Motto für die Sprache behauptete Bedeutsamkeit von NICHTS wurde vorab für die Sprachwissenschaft ansatzweise gezeigt. Die volle Bedeutsamkeit des Null-Konzepts für die Sprachwissenschaft erhellt jedoch am überzeugendsten aus einem Vergleich mit einem anderen Zeichensystem, nämlich der Mathematik, insbesondere der der Römer. Die Römer waren bekanntlich in der Mathematik genau darum metaphorische Nullen, weil sie die Null nicht eingeführt haben, was seinerseits die Einführung des Platzhaltersystems verhinderte. Der Untergang des Römischen Imperiums wird verschiedenen Ursachen zugeschrieben. Diese rangieren vom Verfall der Sitten bis zum verbleiten Wasser (durch die Bleileitungen). Hier sei die These gewagt, daß die Kalkulierbarkeit aller mundanen Probleme (Haushalt, Handel, Währungskonvertierung, feindliche Waffenarsenale etc.) mit einer Null-losen Mathematik nicht mehr gegeben war.

Es fragt sich, ob der heutigen Sprachwissenschaft – und insbesondere der Quantitativen Linguistik – nicht ein ähnliches Schicksal wie dem Römischen

Imperium bevorsteht, wenn sie nicht Ernst macht mit der Ernstnahme der Null und des NICHTS. So wie erst die aus indisch-arabischem Denken importierte Null aus der römischen Krypto-Mathematik die moderne Mathematik machte, so kann erst die Anerkennung der ETWAS-NICHTS-Opposition als Basis-Opposition aus einer Krypto-Sprachwissenschaft eine wahre Sprachwissenschaft machen. Die allein mit der 0–1 operierende Computerwissenschaft bestärkt die Forderung, die zukünftige Sprachwissenschaft auf die ETWAS-NICHTS-Relation zu fundieren. Was wir Linguisten in aller Bälde benötigen, ist eine „Hohe Schule des Nullifizierens“, ein Handbuchprojekt, zu dem die Autoren junge Nachwuchstalente sowie fördernde Institutionen nachdrücklich ermuntern wollen.

Wir haben gezeigt, daß sich die ETWAS-NICHTS-Relation auf verschiedenen Ebenen der Sprache manifestiert: Graphemik, Phonologie, Morphologie, Syntax und Pragmatik. Daraus sind abschließend folgende Thesen für eine zukünftige Sprachwissenschaft abzuleiten:

- ETWAS steht nicht unbedingt für NICHTS, ETWAS steht nicht unbedingt für ETWAS.
- ETWAS und NICHTS sind panchrone Konstituenten sprachlicher Strukturbildung.
- ETWAS und NICHTS sind vollkommen gleichwertige Bausteine sprachlicher Systeme.
- ETWAS und NICHTS sind je nach Kontext Synonyma oder Antonyma.
- ETWAS und NICHTS sind implizit oder explizit immer koexistent.
- ETWAS und NICHTS scheinen sich gegenseitig auszuschließen, können sich jedoch wechselweise vertreten und stets indexikalisch aufeinander verweisen.
- Die Sprache, systematisch, pragmatisch, poetisch u.s.w. gesehen, ist letzten Endes ein großes Wechselspiel von ETWAS und NICHTS.

SUMMA: So dürfen wir letztlich schließen, daß die menschliche Sprache durchaus auf ETWAS fußt, sich gleichzeitig aber auf NICHTS gründet. *Q.E.D.*

#### *BENUTZTE LITERATUR*

- Ballmer, Thomas T. 1980. "The Role of Pauses and Suprasegmentals in a Grammar". *Temporal Variables in Speech*. Edited by Dechert, Hans W. & Raupach, Manfred, 211–220. The Hague/Paris/NewYork: Mouton.
- Bammesbeger, Alfred. 1982. *A Handbook of Irish. 1. Essentials of Modern Irish*. Heidelberg: Carl Winter.
- Bergenholtz, Hennig & Mugdan, Joachim. 1979. *Einführung in die Morphologie*. Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz: Kohlhammer.
- Bloch, Bernard. 1947. "English Verb Inflection". *Language* 23, 399–418.

- Bringéus, Nils Arvid. 1975. "Food and Folk Beliefs: On Boiling Blood Sausage". *Gastronomy. The Anthropology of Food and Food Habits*. Edited by Arnott, Margaret L., 251–273. The Hague/Paris: Mouton.
- Brunt, Richard J. [o. J.] „Die Funktion und der Name der Null in der Mathematik“. Unveröffentlichtes Typoskript.
- Chaussure, Ignotus de. 1915. *Chose Zéro – Signe Zéro*. Erehwon: Editions Inédites.
- Drommel, R. H. 1980 "Towards a Subcategorization of Speech Pauses". *Temporal Variables in Speech*. Edited by Dechert, Hans W. & Raupach, Manfred, 227–238. The Hague/Paris/New York: Mouton.
- Eco, Umberto & Sebeok, Thomas. 1985. *Der Zirkel oder im Zeichen der drei Dupin – Holmes – Peirce*. München: Fink.
- Enninger, Werner. 1987. "What Interactants Do With Non-Talk Across Cultures". *Analyzing Intercultural Communication*, edited by Knapp, Karlfried, Enninger, Werner, & Knapp-Pothoff, Annelie. 269–302. Berlin/New York/Amsterdam: Mouton de Gruyter.
- Goffman, Erving. 1963. *Behavior in Public Places: Notes on the Social Organizations of Gatherings*. Glencoe, IL: Free Press.
- Gumperz, John. 1982. *Discourse Strategies*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Haas, William. 1957. "Zéro in Linguistic Studies". *Studies in Linguistic Analysis*. Oxford: Basil Blackwell.
- Illich, Ivan. 1975. *Schulen Helfen Nicht. Über das Mythenbildende Ritual der Industriegesellschaft*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Jakobson, Roman. 1971. "Signe Zéro". *Selected Writings II: Word and Language*. 211–219. The Hague/Paris: Mouton.
- Jakobson, Roman. 1971. „Das Nullzeichen“. *Selected Writings II: Word and Language*. 220–222. The Hague/Paris: Mouton.
- Kauffeld, Alfons. 1968. *Otto von Guericke. Philosophisches über den leeren Raum*. Berlin: Akademie-Verlag.
- Launey, Michel. 1981. *Introduction à la langue et à la littérature aztèques. Tome 1: grammaire*. Paris: L'Harmattan.
- Leisi, Ernst. 1953. *Der Wortinhalt. Seine Struktur im Deutschen und Englischen*. Heidelberg: Quelle und Meyer.
- Levinson, Stephen C. 1983. *Pragmatics*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Locke, John. 1976. *Über den menschlichen Verstand*. Hamburg: Meiner.
- Nida, Eugene. 1970. *Morphology*. Ann Arbor: The University of Michigan Press.
- Palmer, Frank. 1971. *Grammar*. Harmondsworth: Penguin.
- Palandt (und Bearbeiter). 1978. *Kommentar zum Bürgerlichen Gesetzbuch*. München: Beck.

- Posner, Roland. 1983. „Sprache – Schriftsprache – Plansprache“. *Zeitschrift für Semiotik*, 5, 4, 311–329.
- Sacks, Harvey, Schegloff, Emanuel & Jefferson, Gail. 1974. “A Simplest Systematics for the Organization of Turn-Taking for Conversation”. *Language* 50, 696–735.
- Samarin, William S. 1965. “Language of Silence”. *Practical Anthropology* 12, 115–119.
- Saussure, Ferdinand de. 1922. *Cours de linguistique générale*. Paris: Payot.
- Schall, Anton. 1988. *Elementa Arabica. Einführung in die klassische arabische Sprache*. Wiesbaden: Otto Harrassowitz.
- Shapin, Steven & Schaffer, Simon. 1985. *Leviathan and the Air-Pump*. Princeton, NJ.: Princeton University Press.
- Steiner, Marija-Liisa & Aßmann, Dietrich. 1971. *Finnisch Für Sie*. München: Max Hueber.
- Stolz, Thomas. 1986. *Gibt es das kreolische Sprachwandelmodell? Vergleichende Grammatik des Negerholländischen*. Frankfurt a. M/Bern/New York: Peter Lang.
- Tannen, Deborah & Saviile-Troike, Muriel. (eds.) 1985. *Perspectives on Silence*. Norwood, NJ : Ablex.
- Tucholsky, Kurt. 1952. „Zur soziologischen Psychologie der Löcher“. *Zwischen Gestern und Morgen*. herausgegeben von Gerold-Tucholsky, Mary. Hamburg: Rowohlt, 32–33.
- Verschueren, Jef. 1985. *What People Say They Do with Words: Prolegomena to an Empirical-Conceptual Approach to Linguistic Action*. Norwood, NJ: Ablex.
- William, Uriel. 1960. *A Short Welsh Grammar*. Llandybie: Llyfrau'r Dryw.
- Wode, Henning. 1968. „Pause und Pausenstelle im Deutschen“. *Acta Linguistica Hafnensia* 11, 147–169.



**UGOS TRAUM, ODER: EIN BEITRAG ZUR WELTBEWEGENDEN FRAGE  
NACH DER EXISTENZ VON DIALEKTEN  
(ALLEGRO CON BRIO TRAVESTITO)**

*Hans Goebel, Salzburg*

Da dem Festeggiando – wie allgemein bekannt – das Irdische und dessen Gegenteil gleichermaßen vertraut sind, wage ich es, mich in geraffter Form zur im Titel angezeigten Problematik zu äußern. Dabei weiß ich freilich heute nicht mehr, wie sich mir das Berichtete mitgeteilt hat. Habe ich das alles nur erfunden oder halluzinierend geträumt oder vielmehr – was mir am wahrscheinlichsten vorkommt – aus direkter Introspektion eines urplötzlich aus dem Nachlaß des weltberühmten Linguisten UGO STIEFLICH aufgetauchten Schriftstücks bezogen? Wie auch immer: das Dilemma, in dem ich mich als Angehöriger einer zu maximaler Nüchternheit verhaltenen Zunft befinde, ist peinlich genug. Damit dürfte freilich zur Genüge bewiesen sein, daß exzessive Lektüren von UMBERTO ECO oder GUSTAV MEYRINK auch die positivistischsten Linguistenweltbilder zu verrückten imstande sind.

### **1. Das, was zugrundeliegt, oder die Sukkubantien**

Andere mögen in *linguisticis* souverän mit Sub-, Ad- oder Superstraten hantieren. Ich für mein Teil halte mich an das Zugrunde-Liegende. *Alii strata sternant, tu, felix Austria, cuba!* Also: es liegt das *factum inexcussibile* zugrunde, daß vor rund 120 Jahren der weltberühmte UGO STIEFLICH, damals noch in Thüringens oder Sachsens Gauen beheimatet und noch nicht in die liebliche Stadt des Uhrturms übersiedelt, sich mit unvorgreiflich-prophetischen Gedanken zur Klassifikation der romanischen Idiome zu Wort gemeldet hat, in denen er – als Zweifler stets offen gegenüber dem Vagen – letztendlich zum Schluß kam, daß zwischen Lissabon und Bukarest – um es kurz zu machen – der Dialektgrenzpfähle zwar viele seien, es dagegen aber schwierig sei, bei näherem Zusehen diese Grenzpfähle leibhaftig im Auge zu behalten, da sie sich – je näher das Auge ihnen rücke – desto rascher in zerfließendes Nichts auflösten. Diese scholastische Meisterleistung – so richtig geeignet, ein akademisches Kollegium vor dem abschließenden Prost-Kolloquium in geistige Wallung zu versetzen – wurde, wie allseits bekannt, erst um die Jahrhundertwende veröffentlicht, als ein Gutteil jener Debatten, von denen in der Folge noch die Rede sein wird, bereits abgeführt und wie ehemals heißer Kaffee bereits schal und öde geworden war.

Wenig später lancierte UGOs langjähriger Brief-, Zank- und Versöhnungspartner, der neben aller Berühmtheit auch polyglott, föderal, weitläufig, doch auch bisweilen recht griesgrämig eingestellte Fra AIASI LICOSA in seiner Zeitschrift ASTOLCON eine mehrere Dutzend kluger und datenreicher Seiten umfassende Abhandlung, in der er – anders als der vorsichtige UGO – den Stier bei den Hörnern bzw. die Dialekte bei ihrer Existenz pakkend einen Makro-nein: Mega-Dialekt namens OIL-OCTAN in die Welt setzte. Es war dabei keineswegs die prophetische Vorwegnahme zweier onomasiologischer Strebe- pfeiler des Automobilzeitalters, die die Fachkollegen vorwiegend des Landes an Seine, Somme und Rhône (nicht aber bzw. nicht mehr am Rhein) reizte, sondern vielmehr die Chuzpe, die darin bestand, in ein vom Herrgott selber zu bindestrichloser Einförmigkeit bestimmtes Land die sachliche und terminologische Zwietracht gesät zu haben. Schon wieder eine Attacke aus dem Osten, diesmal nicht aus Borussiens, sondern aus Padaniens oder – wie andere zu vermelden wußten – Friaulens Gauen! An Seine oder Somme – weniger aber an der Rhône – waren Zorn und Unmut groß. Flugs entsann man sich einiger lang totgeglaubter Denkfigurinen des Mittelalters, für deren liebevolle Pflege die Zeitschriften NOMEN und OCKAM bereitstanden oder -lagen (auch solches gehört zu den Sukkubantien), und schmiedete daraus einen pluripotenten Rammbock, gegen den sich die damals hoch im Schwange stehende Lehre von der „Unausrinnbarkeit der Lautgesetze“ wie hahnebücherne Rabulistik ausnahm. Als erster Propugnator stürmte SAUL REYMER gegen LICOSAs oil-oktanische Anmaßungen an, wobei er sich des auch in Ritter- und Burgfräulein-Sagas hochspezialisierten Druckorgans ROMANZIA bediente (zur genauen Bibliographie siehe hier unter 4.). Sein Credo lautete: «A mon sens, aucun groupe de dialectes, de quelque façon qu'il soit formé, ne saurait constituer une famille naturelle par la raison que le dialecte (...) n'est lui-même qu'une conception assez arbitraire de notre esprit.» Offenbar war er eher ein Liebhaber von Natur und Dialektologie und weniger von esprit, ein epistemologischer Grüner also, wie wir heute sagen würden.

Hoch wogten Rede und Gegenrede – denn neben Fra AIASI LICOSA meldeten sich mit alles andere als grünen Argumenten zahlreiche Detrahenten und Konsputatoren der reymerschen Ansichten zu Wort, viele davon kurioserweise aus dem Süden des hexagonalen Fugenlosstaates, von dem einst JULIUS CAESAR schrieb, daß er „divisa“ sei „in partes tres, quarum unam incolunt Belgae“ und so weiter. Offenbar heilt die Zeit viele Wunden und straft auch Cäsaren Lügen, so wie damals auch zu hoffen stand, daß aus dem reymerschen Saul ein Paul (welchen Nachnamens auch immer) werde.

Doch an Seine und Somme gab es kein Wanken, auch wenn Rhône und Garonne unübersehbar trotzig in die Richtung flossen, aus der die Lehren des häretischen Fra AIASI LICOSA (*sit ei roigus levis!*) tönnten. Wenig später trat der große Sorbonnagre GNAFRON RAPIS mit Stentorsstimme an die Seite seines naturverbundenen Freundes SAUL REYMER und postulierte – seinerseits das Erbe der Kapetinger und der Jungfrau von Orléans mit nominalistischem Eifer umkränzend – «qu'aucune muraille imaginaire ne sépare les Français du Nord

de ceux du Midi», solcherart *in pectore* zum ersten *résistant* gegen die platonische (alias: imaginäre) Zerstückelung der allmütterlichen Jungfer Frankreich werdend.

Die Historie der Zunft lehrt, daß UGO STIEFLICH, der eigentliche *spirituum rector* dieses glottoschamanischen Trancetanzes, sich in jener veritablen Bataille erstaunlich kleinlaut oder – wie man auch sagen kann – bedeckt hielt. Aus dem Rückblick des mit der Gnade der ganz ganz späten Geburt Gesegneten wirkt UGOs Schweigen eher befremdlich. Um so bedeutsamer ist also das nunmehr ans Licht gekommene Protokoll von UGO STIEFLICHs Traum, aus dem hervorgeht, daß UGO zu einer nicht genau festlegbaren Zeit und an einem eher unklaren Ort hinter Vorhängen und schwankenden Kerzenflammen an der Seite von SAUL REYMER und GNAFRON RAPIS seinen ganz großen Auftritt hatte.

## 2. Das was geträumt wurde, oder: die Re-ex-vagantien

So wie im „Golem“ der Gemmenschneider ATHANASIVS PERNATH und im „Namen der Rose“ der Benediktinernovize ADSO(N) VON MELK beim Vergleich von Sein und Schein arg in die Bredouille kamen, so ist's auch mir

- *sit venia dialectometrae!* – unmöglich zu sagen, *wo* und vor allem *wie* ich jenen Zettel fand, auf dem in steiler und unverkennbar stieflichscher Kursive ein Protokoll eines Traumes oder einer damit vergleichbaren onirischen Reise enthalten war. Zwar kurz und bar aller rhetorischen Ausschmückung, aber detailreich und genau. Bedauerlicherweise sind etliche Tradierungslücken zu vermelden, so daß STIEFLICHs Botschaft an mehreren Stellen nur sehr unscharf zutage – oder sollte man eher sagen: zutraume? – tritt.

Alles schien sich nach UGOs onirischer Rekonstruktion wie auf einer Bühne abzuspielen, auf der zunächst unsere Helden GNAFRON und SAUL allein und später im Dialog mit Fra AIASI agierten. Es scheint auch Zwischenrufe gegeben zu haben, die von ADALBERT SCHWÄNZLE, einem unvergleichlichen Zeitzeugen, und wohl auch von UGO STIEFLICH selber stammten.

Hier also UGO STIEFLICHs Traumbotschaft im Klartext. Diplomatische Edition.

*SZENE: Vielleicht ein Studierzimmer, oder ein Vorraum zu einer großen Bibliothek. An den Wänden Regale voller Schwarten aus vielen Jahrhunderten. Eine Büste eines Potentaten im Hintergrund, aus Gips, bekrönt. Nationalfahne, nicht zu groß, ebenso im Hintergrund. Mildes Licht von links, Schlaglicht von rechts. Knarrendes Parkett, ein Tisch, drei Sessel, Vorhänge. Alles schmucklos. Links GNAFRON, rechts SAUL.*

**GNAFRON:** Mon cher, als guter Sensualist, Republikaner und Progressiver muß ich sagen: eine Anmaßung, dieses OIL-OCTAN, das dieser unverbesserliche Fra Aiasi in die Welt gesetzt hat!

**SAUL:** Nichts hat er in die Welt gesetzt, sein OIL-OCTAN existiert ja gar nicht, weder als „particular combinazione di alcuni tratti linguistici tipici“, noch sonstwie. Ceterum censeo omnes typos et typum istum esse delendos!

*Vorhänge bauschen sich. UGO STIEFLICHs Stimme ist für den Zeugen der Szene, offenbar aber nicht für GNAFRON RAPIS und auch nicht für SAUL REYMER vernehmbar.*

**UGO:** Ganz wie ich immer sagte! Sollten mich lesen! Plagiat...

*(Auf Ugos Protokoll befinden sich hier Brandlöcher.)*

*(Weitere Lücke: der Urheber der nächsten Antwort ist unklar. Vielleicht GNAFRON RAPIS.)*

**UNBEK. SPRECHER:** ... Condorcet lehrt – ganz wie Wilhelm von Ockam und andere -, daß nur konkrete Wesenheiten faßbar seien, und das sind – n'en déplaise à M. Licosa! – die tratti linguistici particolari. Und diese tratti linguistici particolari haben – jeder für sich – eine für jedermann erkennbare Verbreitung, ganz klar. Alles andere, Dialekte, Idiome, Sprachen, zu Klassen zusammensortierte Mundarten und Patois aller Art, werden von uns mittels Ockams Rasiermesser glatt hinwegesäbelt. Das ist saubere Wissenschaft: die beste und allerneueste, die es gibt. Nominalismus avant und après la lettre!

**SAUL:** Ex ungue leo. Oder: Ubi unguis, ibi leo. Bene ululasti, leo!

*Erneutes Vorhangrauschen. Knarren des Paketts. Über links tritt Fra AIASI LICOSA auf. Mildes Licht liegt über seinem mächtigen Bart.*

**GNAFRON UND SAUL** *(durcheinander, verwirrt):* Sie hier? Ja, aber! Könnten Sie uns erklären...?

- FRA AIASI** *(majestätisch, zugleich aber besorgt)*: Nominalistentröpfe! What about the classification of the Romance Languages?<sup>1</sup>
- GNAFRON**: Servez-vous d'une langue compréhensible à nous tous, Maître!
- SAUL**: Classifier, c'est faire la géographie non des dialectes, mais des traits linguistiques!
- FRA AIASI**: Ma, cari amici...!
- SAUL** *(sehr erregt)*: Nichts existiert, nichts existiert, nichts, außer klaren, positiven Einzelfakten!
- GNAFRON**: Und diese zerrinnen wie Dotter und Eiklar in der Eierspeis!<sup>2</sup> Die beiden ersteren sind biologisch und daher unlinguistisch, in letzterer sind die ersteren nicht wiederzuerkennen: quia undivisibilia, ergo in-existentia, wie auch unser guter Freund Bill Beaunichon mehrfach festgestellt hat!<sup>3</sup>
- Lichter flackern, Vorhänge rauschen.*
- STIMME** *(vielleicht von UGO STIEFLICH)*<sup>4</sup>: Laßt mir die Biologie aus dem Spiel! Auch die Eierspeis ist kein fait biologique sondern ein fait social! Wenigstens für mich als Junggesellen!
- FRA AIASI** *(schweigt, streicht den Bart)*: ---
- SAUL** *(erregt, laut, crescendo in der Stimme)*: Wo keine Dialekte, da keine Dialektgrenzen! Und, verehrter Licosä, nirgends fallen die Einzugsgebiete verschiedener Sprachmerkmale mathematisch genau, genau, genau *(man hört plötzlich Nachhall im Zimmer)* zusammen!
- FRA AIASI**: Aber der Raumtyp, der graduell abgestufte Raumtyp, das gequantelte Auf und Ab im Raum, die mehr oder weniger prägnanten Grenzzonen, Amphizonen; all das ist doch ...

---

1 Man beachte die frühe Verwendung des Englischen im Munde eines großen Romanen, Dialektologen und Mitteleuropäers!

2 Eigenartigerweise enthält UGO STIEFLICHs Onirogramm hier in der Tat das Inskript „Eierspeis“ (mit Apokope). Offenbar hat sich mit dieser Wortwahl die Steiermark gegenüber Thüringen durchgesetzt. Ein wichtiger Hinweis zum terminus post quem des ganzen Traums!

3 Der Publikationsort war nur mit großer Mühe zu ermitteln: cf. BEAUNICHON 1884.

4 Meine Vermutung in Richtung UGO STIEFLICH gründet auf dem ominösen Schibboleth „Eierspeis“.

**GNAFRON:** ... ein Beweis für meine Theorie des allumfassenden pánta rhéi! Verehrtester, lesen Sie nach, was ich vor Jahren zur Arbeit von Eve über die ko-lunaren Dialekte geschrieben habe! Ich kann nur wiederholen: nix is fix! Omnia vagantur!

*Stimmengewirr aus dem Hintergrund.*

**FRA AIASI:** Ihr Omnivagi- (*stockt, errötet*), Ihr Omnivaganismus hat etwas erregend Tiefschürfendes an sich.

*Stimmengewirr wird lauter. Bechergeklirr, Lärm von Zechern, vielleicht von Vaganten, Omnivaganten.*

*Bill BEAUNICHON tritt auf, ein Tablett mit vollen Gläsern balancierend. Reicht die Gläser herum.*

**BILL BEAUNICHON:** La coupo santo, la coupo santo de l'omnivaganisme antitypo-, antidialecto-, antiquantologique!

**GNAFRON, SAUL, BILL** (*erheben die Gläser und rufen*): Vive l'atomisme nominaliste!

*Eine Hand greift von der Seite nach einem der Gläser, prostet ebenso zu. Vielleicht gehört sie UGO, vielleicht auch ADALBERT.*

**FRA AIASI** (*wendet sich ab, will gehen*): ---

*Bill prostet erneut allen zu. Musik aus dem Hintergrund, näherkommend. Zum deutlich sichtbaren Erstaunen aller schwebt ein Nymphenchor herein und singt eine Art Studentenlied in mehreren Strophen:*

- 1) Gaudeamus igitur, virgines dum sumus! (*bis*)  
Post iucundam qualitatem,  
post molestam quantitatem,  
nos habebit numerus,  
nos habebit numerus.
- 2) Ubi sunt, qui ante nos scientiam fecere? (*bis*)  
Vadite ad infimos,  
transite ad calculos,  
sine cunctatione,  
sine cunctatione!
- 3) Vita nostra curta est, brevi finietur. (*bis*)  
Rodit ignorantia,  
premit nos atrociter.  
Nemini parcetur,  
nemini parcetur.

- 4) Furit atomistica, sine connexione. *(bis)*  
 Fulget factum unicum,  
 antisystematicum,  
 sine mensione,  
 sine mensione.
- 5) Vivat typologia, bona, mathematica. *(bis)*  
 Vivant et dialecti,  
 multis characteribus  
 et classificati,  
 et classificati!
- 6) Vivat typophilia, bona, polythetica! *(bis)*  
 Mala typophobia,  
 hebes et imbecilla,  
 rapide vanescat,  
 rapide vanescat!
- 7) Vivat glottometrica, vivat Celebrandus! *(bis)*  
 Crescant eius studia,  
 vivant omnes socii,  
 semper sint in flore,  
 semper sint in flore!

*Tumult, Schreien, Kichern, Umsturzgeräusche, Schatten huschen vorbei.*

**SAUL oder GNAFRON oder BILL oder UGO oder ADALBERT:** Aber, aber, Herr  
 Kollege...!

*Chor singt weiter.*

- 8) Fueramus virgines, tenerae, formosae...

*(Hier klafft eine weitere Lücke in Ugos Onirogramm.)*

*Text der 8. Strophe geht weiter:*

Nos habebat numerus,  
 nos habebat numerus!

*Blitzen, Krachen, Knistern der Zeitmaschine. In rascher Folge wird der abgerissene  
 Rand von UGOs handschriftlichem Traumprotokoll erreicht. Ruhe.*

### 3. Postludium

Ich muß die Leser für allfällige Ungereimtheiten um Entschuldigung bitten. Zu disparat sind meine Erinnerungen, zu lückenhaft die stieflischen Aufzeichnungen. Der Festeggiando wird sicherlich die *Deus-ex-machina*-Funktion des Chores entdeckt haben, wobei durch das leibhaftige Dazwischentreten eines gewissen „Numerus“ initiale Verheißungen (*Virgines dum sumus*) schlußendlich zu maturifizierender Falsifizierung (*Fueramus virgines*) gelangten. Ganz gewiß haben aber daran SAUL und Co. keinen wie immer gearteten Anteil. Damit erweist sich einmal mehr, daß dem Chor *in dramate* eine entscheidende Rolle zukommt. Unklar bleibt freilich der seherische Inhalt des Chorlieds, das immerhin auch von UGO STIEFLICH aufgezeichnet wurde. Bei diesem Fragezeichen muß ich es bewenden lassen. Nicht aber, ohne dem Festeggiando *infima ex anima totoque corde* ein dankbares „ad multos, permultos annos“ zugerufen zu haben.

### 4. UGO STIEFLICH'S BIBLIOGRAPHISCHE NOTIZEN (schwer Leserliches steht zwischen eckigen Klammern):

- ASTOLCON: Archivio [stolido]gnostico continentale, Mailand 1 (1875) f.
- Beaunichon, Bill: Besprechung zu: Roget, Jean: Des caractères et de [l'intension] du patois [vacho-purin], Paris 1883, in: NOMEN 13 (1884), 121–125.
- COCORICO: Congrès concordataire de la République indivisible et commune, Paris 1 (1887) f. (früher: ... du Royaume indivisible et commun).
- Eve, Lucas: Les patois co-lunaires, in: OCKAM 10 (1881), 106–309.
- Licosa, Fra Aiasi: Abbozzi oilo-ottanici, in: ASTOLCON 3 (1878), 16–102.
- NOMEN: Notices oniriques de méthodologie empirique nominaliste, Paris, Rom, München, Köln 1 (1871) f.
- OCKAM: Observations callinoémiques de kinésie atomiste moléculaire, Paris, Rom, Madrid, Berlin 1 (1870) f.
- Rapis, Gnafron: Besprechung zu: Eve 1881, in: ROZ 10 (1881), 107–111.
- Rapis, Gnafron: L'Hexagone et ses idiomes uns et indivisibles, in: COCORICO 901 (1888), 1–118.
- Reymer, Saul: Besprechung zu: Licosa 1878, in: ROZ 4 (1875), 392–396.
- ROZ: Romanzia, Paris 1 (1871) f.
- Schwänzle, Adalbert: Über Grenzpfähle im romanischen Dialektraum. Ein Beitrag zum vereinigten Euopa, in: ZrudPhi 17 (1893), 601–781.

Stieflich, Ugo: Die Klassifikation der romanischen Mundarten, Leipzig 1870  
(Manuskript).

ZrudPhi: Zeitschrift für rudimentäre Philoglotte, Halle 1 (1876) f.





# ERKUNDUNGEN ZUR PERSÖNLICHKEITSSTRUKTUR QUANTITATIVER LINGUISTEN: EINE EMPIRICO-SATIRISCHE ANALYSE\*

*Rüdiger Grotjahn, Bochum*

Though this be madnesse, Yet there is Method in 't.  
SHAKESPEARE, *Hamlet*

## Abstract

The present paper reports on an investigation into the personality structure of quantitative linguists ( $n = 13$ ) as compared to that of 'normal' students of philology ( $n = 13$ ). To measure extraversion, intelligence, creativity and anxiety, the following procedures were used: the Eysenck Personality Inventory, the Wechsler Adult Intelligence Scale, the Torrance Test of Creative Thinking, and the State-Trait Anxiety Inventory. In addition an in-depth interview was carried out with all subjects. It turned out that the quantitative linguists exhibited extremely high values on all variables under investigation and that the differences between the two groups were extremely significant. Furthermore the intercorrelations between the four measures were perfect ( $r = 1$ ). To explain these perfect correlations, the following underlying construct is postulated: *the quantitative ego*.

## 1. Einleitung

Wissenschaftler werden – verglichen mit einer eher unauffälligen Norm – in einer Reihe von Studien z.B. durch folgende bemerkenswerte Attribute charakterisiert: *autonom, selbstgesteuert, emotional stabil, hoch leistungsmotiviert, von hoher allgemeiner Intelligenz, Vorliebe für kognitive Beschäftigungen, weit gestreute Interessen* (vgl. z.B. CATTELL/BUTCHER 1968; TAYLOR/BARRON 1963).

Eine tiefergehende wissenssoziologische Analyse der quantitativen Linguistik zeigt, daß Vertreter dieser Disziplin eine Reihe von besonders bemerkenswerten Eigenschaften aufweisen. Quantitative Linguisten sind in zumindest zwei Kulturen zu Hause: sowohl in den sog. Geisteswissenschaften (Kulturwissenschaften) als auch in der Mathematik (Statistik). Sie betreiben keine normale Wissenschaft (sensu KUHN), sondern in der Tendenz eher revolu-

---

\* Ich danke zwei anonymen Gutachtern für die verständnislose Kritik des vorliegenden Beitrages. Alle (verbleibenden) Fehler sind natürlich den Gutachtern anzulasten. Weiterhin erkläre ich an Eides Statt, daß ich allein aus sprachästhetischen Gründen auf eine geschlechtsspezifische Differenzierung zwischen Linguistin und Linguist, Wissenschaftlerin und Wissenschaftler, Vertreterin und Vertreter, usw. verzichtet habe und daß die Verwendung der entsprechenden maskulinen Formen ohne jegliche geschlechtsdiskriminierende Absicht erfolgt.

tionäre Wissenschaft. Einige Vertreter der quantitativen Linguistik betrachten sich sogar als Vorläufer und Initiatoren einer kopernikanischen Wende in den Geisteswissenschaften. Aufgrund der genannten Merkmale ist zu erwarten, daß quantitative Linguisten auch durch ein besonders bemerkenswertes Persönlichkeitsprofil gekennzeichnet sind. So dürften quantitative Linguisten, verglichen z.B. mit einer Normalpopulation von Studenten, einen überdurchschnittlichen Grad an Kreativität aufweisen. Weiterhin dürften sie – als Vertreter einer anomalen (revolutionären) Wissenschaft – auch in überdurchschnittlichem Maße sozial und intellektuell unangepaßt sein (das Merkmal ‚sozial‘ ist hier in erster Linie auf die Institution ‚Wissenschaft‘ zu beziehen).

In der im folgenden dargestellten Untersuchung wird ein erster Versuch unternommen, auf objektive, reliable und valide Weise Einblick in die Tiefen der Persönlichkeit quantitativer Linguisten zu gewinnen. In Anbetracht der Komplexität der Aufgabe ist die Untersuchung notwendigerweise selektiv (bezüglich der Auswahl der Variablen und Versuchspersonen) und in hohem Grade perfunktorisch.

## 2. Methoden

### 2.1 Versuchspersonen

Die Untersuchung wurde im Zeitraum Herbst 1990 bis Herbst 1990 durchgeführt. Es wurden zwei Stichproben untersucht: (1) Quantitative Linguisten; (2) Eine Vergleichsstichprobe von Studenten der Philologie ohne ein Studium der quantitativen Linguistik (unauffällige Normalpopulation). Auf die wünschenswerte Untersuchung einer Vergleichsstichprobe von nicht-quantitativ arbeitenden Linguisten mußte aus pragmatischen Gründen leider verzichtet werden.

Beim Stichprobenverfahren handelte es sich um eine sog. „Auswahl typischer Fälle“, d.h. um eine Unterart der sog. „Auswahl nach Gutdünken“: Es hatten nur solche Versuchspersonen (Vpn) überhaupt eine Chance, in die Stichprobe zu gelangen, die dem Autor persönlich gut bekannt waren und die vom Autor als typisch für die Population eingeschätzt wurden. Die Repräsentativität der Stichprobe war damit *a priori* gesichert. Aufgrund von Faktoren wie Zeitintensität der gewählten Erhebungsverfahren, extreme psychische Belastung aufgrund der Untersuchung, außerordentlich starke berufliche Belastung und Heirat betrug die Mortalitätsrate (Versuchspersonenschwund) in beiden Gruppen mehr als 99%. Als Folge bestanden die finalen Stichproben lediglich aus 13 quantitativen Linguisten unterschiedlichster Provenienz und 13 Normalstudenten unterschiedlichster Haarfarbe. (Die Zahl 13 möge nicht als Unglücksbringer und mögliche Ursache für die Außerordentlichkeit der vorliegenden Untersuchung gedeutet werden!)

Die 13 quantitativen Linguisten verteilen sich auf folgende 13 Länder bzw. Regionen: Seychellen, Nepal, Bali, Ladakh, Madagaskar, Yucatán, Alaska,

Osterinseln, Kenia, Hawaii, Fidschi, Ayers Rock und Wanne-Eickel (Herne 2).<sup>1</sup> Bei den Studenten handelt es sich in allen Fällen um Studierende an der Ruhr-Universität Bochum.

## 2.2 Verfahren

Alle Meßinstrumente wurden vom Autor persönlich administriert. Es wurden folgende Instrumente verwendet:

### (1) *Extraversion und Introversion*

Zur Messung von Extraversion und Introversion wurde das Eysenck Personality Inventory (EPI) sowie die deutsche Bearbeitung des EPI durch Eggert (1974) benutzt (vgl. auch AMELANG/BARTUSSEK 1985, S. 291ff.). Das EPI erfaßt neben Extraversion und Introversion auch noch andere Persönlichkeitsvariablen wie z.B. Neurotizismus oder soziale Erwünschtheit.

Personen mit extremen Meßwerten im EPI werden von EYSENK/EYSENK (1968) folgendermaßen beschrieben:

„Der typische Extravertierte ist gesellig, mag Veranstaltungen gern, hat viele Freunde, braucht Menschen, mit denen er sprechen kann, und ist nur ungern allein. Er sehnt sich nach Anregung, nützt günstige Gelegenheiten stets aus, agiert oft spontan, wagt viel und ist allgemein impulsiv. Er mag handfeste Späße, hat immer eine schnelle Antwort und liebt allgemein Veränderungen; er ist sorglos, leichtmütig, optimistisch, lacht gern und ist gern fröhlich. Er neigt dazu, sich andauernd zu bewegen und Dinge zu tun, aggressiv zu sein und seine Geduld schnell zu verlieren; zusammengefaßt sind seine Gefühle nicht immer unter enger Kontrolle und er kann nicht immer als zuverlässige Person gekennzeichnet werden.

Der typische Introvertierte ist ruhig, eine eher zurückhaltende Person, introspektiv, liebt Bücher mehr als Menschen; er ist reserviert und distanziert, außer bei sehr engen Freunden. Er neigt dazu, Pläne im voraus zu machen, ist behutsam und mißtraut den Impulsen des Moments. Er liebt die Erregung nicht, nimmt die Dinge des täglichen Lebens mit gewisser Ernsthaftigkeit auf und schätzt einen geordneten Lebensstil. Er hält seine Gefühle unter enger Kontrolle, verhält sich selten aggressiv und verliert seine Geduld nicht leicht. Er ist eher zuverlässig, eher pessimistisch und legt großen Wert auf ethische Normen.“ (EGGERT 1974, S. 11)

Der vorliegenden Arbeit liegt die Hypothese zugrunde, daß quantitative Linguisten eher im mittleren Bereich der EPI-Skala einzustufen sind.

---

1 Ich danke der Deutschen Gesellschaft für Quantitative Linguistik und Persönlichkeitsbildung für die Gewährung von 13 großzügigen Reisebeihilfen. Für die selbstlose Unterstützung der Anträge auf Reisebeihilfe bin ich insbesondere Reinhard Köhler (Trier) zutiefst verpflichtet.

## (2) *Intelligenz*

Zur Messung der Intelligenz wurde die Wechsler Adult Intelligence Scale (WAIS) bzw. der Hamburg-Wechsler-Intelligenztest für Erwachsene (HAWIE) verwendet (vgl. WECHSLER/HARDESTY/LAUBER 1964).

Auf die Erhebung von kranio-metrischen Indizes habe ich aus ideologischen Gründen verzichtet (zur ideologischen Basis der Vermessung des Menschen und insbesondere des (europäischen) Mannes vgl. die grundlegende Arbeit von GOULD 1988).

Da WAIS bzw. HAWIE eher konvergentes (reproduktives) Denken und weniger divergentes (produktives) Denken im Sinne des Intelligenz-Struktur-Modells von Guilford (1967) erfassen, erschien mir die zusätzliche Administrierung eines Kreativitätstests dringend geboten.

Dies gilt um so mehr, als sich in nicht wenigen Untersuchungen gezeigt hat, daß Intelligenz und Kreativität zwar in einer unselektierten Population in gewissem Umfang korrelieren, daß die Korrelation jedoch im oberen Intelligenzbereich weit schwächer als im unteren und mittleren Bereich ist. Dieser Sachverhalt kann folgendermaßen interpretiert werden: Hohe Kreativität setzt zwar eine überdurchschnittliche Intelligenz notwendig voraus, eine hohe Intelligenz geht jedoch nicht notwendigerweise auch mit hoher Kreativität einher. Dies erklärt auch, warum bei Untersuchungen des Verhältnisses von Intelligenz zu Kreativität *innerhalb* einer bestimmten wissenschaftlichen Disziplin wie z.B. Physik oder Mathematik, deren Vertreter meist einen weit über dem Durchschnitt liegenden IQ aufweisen, in der Regel nur ein relativ geringer Zusammenhang zwischen den beiden Variablen gefunden worden ist (vgl. z.B. BARRON/HARRINGTON 1981; PERKINS 1988). Es ist eine interessante Frage, inwieweit dieser Befund für die Population der quantitativen Linguisten repliziert werden kann.

## (3) *Kreativität*

Die Kreativität im Sinne von originalem und imaginativem Denken (vgl. AMELANG/BARTUSSEK 1985, S. 235ff.) wurde über eine Auswahl von Items aus dem Torrance Test of Creative Thinking (vgl. z.B. TORRANCE 1968; 1974) gemessen. Dieser Test erschien mir zum einen deshalb geeignet, da im Gegensatz zu nicht wenigen anderen Kreativitätstests für den Torrance-Test in einer Reihe von Studien eine halbwegs zufriedenstellende Validität nachgewiesen werden konnte (vgl. TORRANCE 1980). Zum anderen erscheint mir der Test aufgrund seiner Items für die Erfassung der Kreativität quantitativer Linguisten besonders geeignet zu sein. So werden im Torrance-Test die Vpn z.B. aufgefordert, sich möglichst viele interessante, gescheite und einmalige Verwendungsweisen für eine Konservendose auszudenken oder einen Spielzeughund gedanklich so zu verbessern, daß das Spielen mit ihm mehr Freude macht!

Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß nicht selten prinzipielle Einwände gegen die Messung der Kreativität vorgebracht werden. So findet sich insbesondere das folgende zweiteilige Argument: (a) Wahre Kreativität überschreitet definitionsgemäß in nichtvorhersehbarer Weise irgendwelche *a priori* festgelegten Grenzen. (b) Ein Modell der Kreativität als Grundlage für Kreativitätstests enthält Regeln, die kreatives Verhalten präterminieren. Da sich (a) und (b) logisch widersprechen, ist Kreativitätsmessung nicht möglich (vgl. HAUSMANN 1985 und den Widerlegungsversuch bei PERKINS 1988).

Zudem gibt es z.B. noch folgende weitere Probleme bei Kreativitätstests: fehlende Eichung, mangelnde Objektivität bei der Auswertung, mangelnde Repräsentativität der Items.

Trotz dieser potentiellen Einschränkungen erschien mir in Anbetracht der Wichtigkeit des Konstrukts ‚Kreativität‘ im Zusammenhang wissenschaftlicher Leistungen der Versuch der Messung der Kreativität quantitativer Linguisten mit Hilfe von Tests unabdingbar.

#### (4) Angst

Unter den Sammelbegriff ‚Angst‘ fallen in der psychologischen Literatur sowohl mehr spezifische, temporäre, situationsbedingte Zustände - häufig als Zustandsangst (*state anxiety*) bezeichnet - als auch erworbene, relativ zeitstabile und habituelle Verhaltensdispositionen - häufig als Angstneigung oder Eigenschaftsangst (*trait anxiety*) bezeichnet (zur Angstforschung vgl. z.B. FRÖHLICH 1983).

Wie weithin bekannt ist, führen nicht selten schon wenige Zahlen und einfachste mathematische Formeln bei vielen Studenten der Philologie zu heftigen Angstreaktionen (sog. Mathematikophobie). Bei quantitativen Linguisten sind entsprechende Reaktionen (erwartungsgemäß) sehr viel seltener. Es ist deshalb u.a. zu fragen, ob quantitative Linguisten speziell in bezug auf mathematische Objekte weitgehend angstfrei sind (fehlende Zustandsangst) oder ob sie auch insgesamt gesehen mit einer deutlich geringeren Angstneigung gesegnet sind.

Zur Messung der Angst wurde das State-Trait Anxiety Inventory (STAI) von SPIELBERGER/GORSUCH/LUSHENE (1970) bzw. dessen deutsche Version von LAUX/GLANZMANN/SCHAFFNER/SPIELBERGER (1981) benutzt. Der STAI erlaubt, mehr oder weniger spezifische Angstneigungen erlebnisdeskriptiv zu erfassen. Für den Zweck der Untersuchung mußte allerdings der STAI um einige situationsspezifische Items erweitert werden. So wurde u.a. das Ausmaß der Angst vor UFOs, vor kanonischen Korrelationen, vor ansteckenden Verteilungen und vor Gummibärchen auf einer siebenstufigen Likert-Skala erfaßt. Die Sinnhaftigkeit dieser Items für den Zweck der vorliegenden Untersuchung dürfte unmittelbar einsichtig sein.

Auf die Durchführung von Angsttests auf der Basis physiologischer Aktivierungsmeßmethoden wurde aus technischen und humanitären Gründen verzichtet.

Nach SCHWARZER (1981) verfügt Angst auch über eine sprachlich vermittelte öffentliche Bedeutung und ist deshalb über Fragebögen nur sehr bedingt zu erfassen. Schwarzer schlägt aus diesem Grund für eine valide Erfassung von Angst trotz der damit verbundenen Subjektivität gesprächsbasierte introspektive Verfahren vor. In Anbetracht der von Schwarzer skizzierten Problematik schien es mir angebracht, zusätzlich zum STAI Tiefeninterviews durchzuführen.

Ein ähnliches Argument kann übrigens auch gegen andere ‚objektive‘ Meßverfahren und die jeweils zugrundeliegenden expliziten Persönlichkeitstheorien vorgebracht werden. Denn nach SEMIN (1984) geben auch explizite Persönlichkeitstheorien wie EYSENCKs Introversion-Extraversion-Theorie keine direkte Auskunft über die Persönlichkeit der getesteten Person, sondern ermöglichen lediglich Widerspiegelungen des Sprachgebrauchs der getesteten Person über das Konstrukt ‚Persönlichkeit‘. Das durchgeführte Tiefeninterview ist deshalb auch als Ergänzung zu den übrigen Testverfahren aufzufassen (im Sinne einer methodologischen Triangulierung).

### 3. Analysen und Ergebnisse

Es wurden eine Vielzahl von statistischen Analysen durchgeführt. Aufgrund des exploratorischen Charakters der vorliegenden Arbeit wird auf eine detaillierte Darstellung aller Berechnungen und Ergebnisse verzichtet. Der an weiteren Einzelheiten interessierte Leser sei auf GROTJAHN (im Computer) verwiesen.

**Tab. 1** zeigt die Mittelwerte und Standardabweichungen für die verwendeten Testverfahren. Bei der Berechnung der Standardabweichungen wurde eine von mir neu entwickelte Formel verwendet (vgl. GROTJAHN, erscheint nie), die stets 1 ergibt und damit die weiteren Rechnungen erheblich vereinfacht. Um die Werte aus unterschiedlichen Tests vergleichbar zu machen, wurden alle Werte auf eine Skala mit dem Mittelwert 100 transformiert.

	Extraversion		Intelligenz		Kreativität		Angst	
	M	S	M	S	M	S	M	S
quant. Ling.	195	1	192	1	294	1	30	1
Studenten	190	1	122	1	98	1	123	1
t-Test	12.8		179.5		502.6		-238.5	

**Tab. 1:** Mittelwerte (M), Standardabweichungen (S) und Ergebnisse des t-Tests

Die hohen Werte der quantitativen Linguisten für alle vier Variablen fallen sofort ins Auge. Bemerkenswert sind insbesondere die hohen Werte für

Kreativität und Extraversion, wobei die hohen Extraversionswerte der eingangs geäußerten Vermutung widersprechen, daß quantitative Linguisten eher dem mittleren Bereich der EPI-Skala zuzuordnen sind. Der hohe Angstwert der Studenten bestätigt hingegen die eingangs geäußerte Vermutung einer Mathematikphobie.

Der extrem hohe Wert der quantitativen Linguisten auf der Kreativitätsskala kann möglicherweise dadurch erklärt werden, daß die Realisierung kreativen Potentials nachgewiesenermaßen eng mit Persönlichkeitsmerkmalen wie Ich-Stärke, Unabhängigkeit, Konflikt- und Frustrationstoleranz, Flexibilität, Spontaneität, Risikobereitschaft oder auch Freude an Komplexität verknüpft ist (vgl. z.B. PREISER 1976). Unsere Daten deuten darauf hin, daß quantitative Linguisten auch in diesen Variablen sehr hohe Ausprägungen aufweisen.

Die Mittelwertunterschiede in **Tab. 1** wurden mit Hilfe von t-Tests auf Signifikanz getestet. In Anbetracht des Charakters der vorliegenden Studie wurde auf eine Korrektur des Signifikanzniveaus nach BONFERRONI oder HOLM verzichtet. Die Ergebnisse der t-Tests sind in der letzten Zeile der Tabelle aufgeführt. Wie nicht anders zu erwarten war, führte der t-Test in allen Fällen zu einem höchst signifikanten Resultat. Die quantitativen Linguisten sind somit eindeutig extravertierter, intelligenter, kreativer und angstfreier als die Studentengruppe. Ausgesprochen deutlich ist der Unterschied zwischen den beiden Gruppen im Fall der Variablen ‚Kreativität‘, weniger deutlich im Fall der Variablen ‚Extraversion‘.

**Tab. 2** zeigt die PEARSON-Produkt-Moment-Korrelationen zwischen den untersuchten Variablen für beide Stichproben. Alle Korrelationen sind signifikant mit  $p \gg .99$ .

	Extraversion	Intelligenz	Kreativität	Angst
Extraversion	0	1	1	-1
Intelligenz	1	0	1	-1
Kreativität	1	1	0	-1
Angst	-1	-1	-1	0

**Tab. 2a:** PEARSON-Produkt-Moment-Korrelationen bei quantitativen Linguisten

	Extraversion	Intelligenz	Kreativität	Angst
Extraversion	0	.5	.5	-.5
Intelligenz	.5	0	.5	-.5
Kreativität	.5	.5	0	-.5
Angst	-.5	-.5	-.5	0

**Tab. 2b:** PEARSON-Produkt-Moment-Korrelationen bei Studenten

Wie zu erwarten war, korrelieren die einzelnen Maße mit sich selbst zu Null. Dies kann als ein Beleg für eine sehr hohe Reliabilität der verwendeten Verfahren gewertet werden. Erstaunlich ist, daß in allen Fällen die Werte in der

unteren Dreiecksmatrix gleich den Werten in der oberen Dreiecksmatrix sind und daß alle Korrelationen mit der Variablen ‚Angst‘ ein negatives Vorzeichen aufweisen. Weiterhin ist bemerkenswert, daß die Korrelationen in **Tab. 2b** genau halb so groß sind wie in **Tab. 2a**. Eine wissenschaftlich akzeptable Erklärung für diesen Sachverhalt konnten mir nicht einmal die Kollegen vom Bochumer Lehrstuhl für Stochastik liefern.

Insgesamt gesehen deuten die Korrelationen darauf hin, daß sich quantitative Linguisten durch eine perfekte Beziehung zwischen Extraversion, Intelligenz, Kreativität und Angst auszeichnen.

Zur weiteren Analyse der Interkorrelationen wurde u.a. eine Faktorenanalyse gerechnet. Hier ergab sich jedoch ein kleines Problem: Das Programm bezeichnete die Eingabematrizen als ‚entartet‘ (*degenerate*) und verweigerte jegliche weitere Zusammenarbeit.

Die Korrelationen in **Tab. 2a** stehen zumindest im Fall der Variablen ‚Intelligenz‘ und ‚Kreativität‘ in gewissem Gegensatz zu den in Abschnitt 2 angeführten Befunden bei Physikern und Mathematikern, wo nur eine schwache Korrelation zwischen den beiden Variablen nachgewiesen werden konnte. Auf eine weitergehende Interpretation dieses Sachverhalts sei wegen gewisser methodologischer Mängel der zitierten Literatur verzichtet.

Abschließend möchte ich noch kurz auf die Auswertung des Tiefeninterviews eingehen. Zusätzlich zu der qualitativen Interpretation der erhaltenen Daten wurde auch eine quantitativ-linguistische Textanalyse durchgeführt. Es wurden u.a. folgende Indizes berechnet: Der Aktionsquotient von BUSEMANN, Wiederholungsrate und Entropie sowie das *type-token*-Verhältnis (vgl. ALTMANN 1988). Es ergaben sich einige erstaunliche Befunde, von denen zumindest folgender erwähnt werden soll: Die von den quantitativen Linguisten im Tiefeninterview produzierten Texte wiesen eine Redundanz von Null auf – ein in der quantitativen Linguistik bisher noch nicht nachgewiesenes textuelles Phänomen. An einer psychoanalytischen Deutung dieses Sachverhalts wird zur Zeit gearbeitet.

#### 4. Schlußfolgerungen

Trotz einiger geringfügiger methodologischer Schwächen der vorliegenden Untersuchung, die dem aufmerksamen Leser sicher nicht entgangen sind, scheint mir folgende zusammenfassende Würdigung nicht zu weitreichend: Quantitative Linguisten sind deutlich extravertierter und um ein Vielfaches intelligenter, kreativer und angstfreier als der Normalstudent der Philologie. Zudem ist die Korrelation zwischen den Variablen Extraversion, Intelligenz, Kreativität und Angst in der Population der quantitativen Linguisten perfekt. Als Erklärung für diese perfekte Korrelation postulieren wir folgendes zugrundeliegende Konstrukt: *das mathematische Ich*.

Quantitative Linguisten sind halt ganz besondere Menschen! (*q.e.d.*)

## LITERATUR

- Altmann, G.: *Wiederholungen in Texten*. Bochum: Brockmeyer 1988.
- Amelang, M./Bartussek, E.: *Differentielle Psychologie und Persönlichkeitsforschung*. Stuttgart: Kohlhammer 1985 (2., erw. Aufl.).
- Barron, F./Harrington, D.M.: Creativity, intelligence, and personality. *Annual Review of Psychology* 32, 1981, 439–476.
- Cattell, R.B./Butcher, H.J.: *The prediction of achievement and creativity*. New York: Bobs-Merrill 1968.
- Eysenck, H.J./Eysenck, S.B.G.: *The manual of the Eysenck Personality Inventory*. San Diego: Educational and Industrial Testing Service 1968.
- Eggert, D.: *Eysenck-Persönlichkeits-Inventar*. Göttingen: Hogrefe 1974.
- Fröhlich, W.D.: Perspektiven der Angstforschung. In: Thomae, H. (Hg.): *Enzyklopädie der Psychologie*. Themenbereich C, Serie IV, Band 2: Psychologie der Motive. Göttingen: Hogrefe 1983, 110–320.
- Grotjahn, R.: *An empirical analysis of the desire to be a quantitative linguist: a follow-up study* (im Computer).
- Grotjahn, R.: *A short-cut estimate of the variance of arbitrary populations* (erscheint nie).
- Gould, S.J.: *Der falsch vermessene Mensch*. Frankfurt: Suhrkamp 1988 (engl. Orig.: *The mismeasure of man* (1981)).
- Guilford, J.P.: *The nature of human intelligence*. New York: McGraw-Hill 1967.
- Hausman, C.R.: Can computers create? *Interchange* 16(1), 1985, 27–37.
- Laux, L./Glanzmann, P./Schaffner, P./Spielberger, C.D.: *STAI. Das State-Trait-Angstinventar: Theoretische Grundlagen und Handanweisung*. Weinheim: Beltz 1981.
- Perkins, D.N.: Creativity and the quest for mechanism. In: Sternberg, R.J./Smith, E.E. (Hg.): *The psychology of human thought*. Cambridge: Cambridge University Press 1968, 309–336.
- Preiser, S.: *Kreativitätsforschung*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1976.
- Semin, G.: Eine Überprüfung der Beziehung zwischen Persönlichkeitskonstrukten erster und zweiter Ordnung. In: Irle, M. (Hg.): *Sozialwissenschaftliche Entscheidungsforschung. Probleme, Resultate, Perspektiven*. Bericht über das Abschlusssymposium des Sonderforschungsbereiches 24, 15–16.9. 1983. Universität Mannheim 1984, 294–309.
- Schwarzer, R.: *Stress, Angst und Hilflosigkeit*. Stuttgart: Kohlhammer 1981.
- Spielberger, C.D./Gorsuch, R.L./Lushene, R.E.: *STAI. Manual for the State-Trait Anxiety Inventory*. Palo Alto: Consulting Psychologist Press 1970.
- Taylor, C.W./Barron, F. (Hg.) *Scientific creativity: Its recognition and development*. New York: Wiley 1963.

- Torrance, E.P.: Neue Item-Arten zur Erfassung kreativer Denkfähigkeit. In: In-  
genkamp, K./Marsolek, Th. (Hg.): *Möglichkeiten und Grenzen der Testan-  
wendung in der Schule*. Weinheim: Beltz 1968, 325–343.
- Torrance, E.P.: *The Torrance Test of Creative Thinking:  
Norms - technical manual*. Bensenville, IL: Scholastic Testing Service 1974.
- Torrance, E.P.: Growing up creatively gifted: A 22-year longitudinal study. *Cre-  
ative Child and Adult Quarterly* 5, 1980, 148–159.
- Wechsler, D./Hardesty, A./Lauber, L.: *Die Messung der Intelligenz Erwachsener*.  
Bern: Huber 1964 (3. Aufl.).



# UNVERBINDLICHE RATSCHLÄGE FÜR SPRACHWISSENSCHAFTLER

*Rolf Hammerl, Bochum*

**S**o sollten Sie Ihre Forschungen vorbereiten:

## **1. Erstellung einer Datenbank**

Da die „Statistiker“ unter den Sprachwissenschaftlern ja schon seit Jahrzehnten zu kleine Stichproben beklagt haben, muß diesem Problem nun endlich Abhilfe geschaffen werden!

Sammeln Sie deshalb so viel empirisches Material, wie Sie nur finden können. Schaden kann es nie! Hinterher können Sie sich ja immer noch überlegen, wozu das gut ist.

## **2. Technische Absicherung der Forschungen**

Verwenden Sie unbedingt einen „Com-puuuh!-ter“, das ist modern, auch wenn er vorrübergehend nur als Bücherregal dienen sollte.

## **3. Klärung von Grundsatzproblemen**

Treffen Sie viele axiomatische Aussagen, das ist praktisch, denn die brauchen Sie nicht zu überprüfen. Somit arbeiten Sie auch umweltbewußt, weil Sie ganze Berge von Papier einsparen können.

Arbeiten Sie nie mit „Hypo“thesen, denn wie es diese Bezeichnung schon sagt, sind Hypothesen vage, bloße Annahmen, leeres Geschwätz.

Hypothesen müßten Sie - wenn wir es einmal ganz streng nehmen - immer überprüfen, und dazu fehlt Ihnen sicher nicht nur die notwendige Zeit.

Mathematik ist gut, keine Mathematik ist leichter. Sprachwissenschaftler „wissenschaftlichen“ die Sprache, nicht die Mathematik. Lassen Sie deshalb die Finger (und nicht nur die Finger) von der Mathematik.

Verwenden Sie viele Symbole, denn das erspart Schreiarbeit. Grundsätzlich sollten Sie aber nicht irgendwelche Symbole auswählen, sondern nur solche, die vorher noch niemand außer Ihnen verwendet hat.

Dieses Problem können Sie weder in einigen Tagen noch in einigen Jahren lösen, denn wer kann schon von sich behaupten, daß er einen perfekten Überblick über alle Symbole dieser Welt besitzt?

**S**o finden Sie ein aktuelles Forschungsthema:

Führen Sie in Ihrem Kollegenkreis eine groß angelegte Umfrage durch, die Ihnen einen Überblick darüber verschaffen soll, welche Forschungsthemen von Ihren Kollegen in den letzten beiden Jahren „angegriffen“ wurden.

Wählen Sie dann für Ihre eigenen Untersuchungen immer ein solches Thema aus, welches schon mindestens die Hälfte Ihrer Kollegen (vielleicht auch ihre Kolleginnen) „beschäftigt“ hat; außerdem kann dadurch sichergestellt werden, daß *Sie* nicht benachteiligt werden.

**S**o können Sie das Thema abhandeln:

Bilden Sie den invarianten Teil aller schon vorliegenden Arbeiten zum gewählten Thema; auf diese Weise haben Sie den wichtigsten Teil Ihrer Untersuchungen schon gesichert. Und neu sind die so erhaltenen „Theorien“ allemal, denn das ist ja gerade der große Vorteil der angewandten Methode.

Wählen Sie nun nach dem „3-Wege-Prinzip: alles ist geeignet, nicht zu viel, nicht zu wenig“ empirisches Material aus Ihrer Datenbank aus, denn nur aus einer solch uneingeschränkten und freien Zusammenstellung von Stichproben kann etwas Geniales resultieren.

Verwenden Sie dieses Material zur Illustrierung einiger Ihrer Aussagen, vor allem aber der Aussagen, die ohnehin so klar und verständlich sind, daß die Anführung von empirischem Material keinen großen Schaden anrichten kann.

Bringen Sie nun ein „Symbolkarussell“ zum Laufen; wählen Sie möglichst komplizierte Symbolketten aus, denn einfache Symbolkonstruktionen ersetzen eben nur einfache Aussagen und komplizierte ...

Da Sie es mit der schon erwähnten Umweltverträglichkeit der von Ihnen angewandten Forschungsmethoden ernst meinen, ersetzen Sie nun die wichtigsten Ihrer Aussagen durch besonders elegante Symbolfolgen. Außerdem können Sie auf diese Weise den Leserkreis Ihrer Publikationen auf natürliche Weise einschränken, denn zufällige Leser haben dann mit Sicherheit keine Chance mehr!

**A**chten Sie bei der serienmäßigen Produktion Ihrer Publikationen auf folgende editorische Raffinessen:

Zitieren Sie grundsätzlich alles, was Rang und Namen hat, vor allem aber potentielle Rezensenten; dies hat wiederum den großen Vorteil, daß Sie um die Veröffentlichung Ihrer Arbeiten nicht bangen müssen, denn wer würde schon ein Meisterwerk ablehnen, in dem er selbst die erste Geige spielt.

Schreiben Sie möglichst umfangreiche Arbeiten, denn auf weniger als 600 Seiten können keine echten „schaf/wissen/tlichen“ (exakt: wissen/schaft/lichen) Probleme abgehandelt werden. Ein wissenschaftlicher Aufsatz ist nun eben keine Wochenendzeitung.

Vergessen Sie nie, Ihren „wissenschaftlichen Dienstgrad“ an einer dafür besonders geeigneten „Stelle“ ihrer Aufsätze anzugeben, denn sonst könnten ja einige Leser an der Bedeutung Ihrer Forschungen Zweifel üben.

Beginnen Sie immer mit den wichtigsten Titeln und dann nach abnehmender Hierarchie; bei gleicher Wichtigkeit nach dem alphabetischen Prinzip.

Sind Sie aber noch kein „Unter-durchschnitts-assistents-anwärter-kandidats-vertreter“, so verwenden Sie trotzdem großzügig diesen Titel, denn früher oder später wird er Ihnen bestimmt verliehen.

*Ihr Prof. Ade (a.D.?)*





## THE IMPORTANCE OF THE ENGLISH QUALITY IN THE FUTURE ACADEMIC COMMUNICATIONS

*István Versztendlisz, Bokhoum*

The English has become, in recent years, the international means the most important for scientists, who communicate between themselves. With the opening of European borders in January, 1992, a gigantic need grows, for the purpose of communication between the involved nations. But it is well known, that perception reacts slowly to changing factors: The workers in the European groves of academia, find themselves in large numbers totally unprepared for this situation, thus the dynamics of failure are as well as pre-programmed, if we will not in appropriate manner and soonly react.

In more general case, it is clear, that, with the exception of Finnish and Hungarian the European languages are closely related, being Indo-Germanic in history. There is a great place here for the autonomous learner, who, if he knows Italian, can quickly learn to read Spanish, or if he knows German and English, can quickly learn to read Dutch. To read alone can be done for Indo-Germanic languages with simple tools, the dictionary, and the table of verbs. But this ability, to deal with language passively, is not to be sufficient in the world of the coming millennium.

Above all, this is no help in the situation scientists now face, who, coming in the generality from school with good passive knowledge of English, must now communicate in it active.

The teaching of English in public school of most European countries, being as she is directed, since decades, solely to the end of communication competence, while sufficient for purpose of tourist agencies and museum guides, does not reach for specialized needs. It is clear, that an elevated standard must obtain for information transmissions in realms of academic and technical subjects - one thinks in particular in medicine, where life of the patient may be depending on how exact the reader (= doctor or nurse) may comprehend the details of directions for to save life of the patient and ameliorate his pain and anxiety! Not alone this but may be jeopardize the life of hundreds of travellers when, for example, misunderstanding intervene in construction of airplanes and control of the air spaces, increasingly crowded.

There is, presently, an enormous amount of material in English, but in many cases of a quality so, that in particular the non-native speaker alone can bear to read. Near to mistakes in concord and form, wellknown from school, are choice of wrong tense or aspect, wrong preposition. Much more deleterious are a kind of mistakes not found in school and university grammars and handbooks, like article for speakers of Slavic languages. Even in courses in English for special purposes, little attention pays itself to where the important informa-

tion in a sentence is put (theme/rheme), or to pluralia/singularia tantum nouns. Most important violations are perhaps in area of collocation and idiom. English is a language, which has become poor in inflectional forms, and is thus apparently a simple instrument. This brings with it, that to learn to write and speak English is alike to learn to play the fipple-flute, or recorder: While it is in the beginning the most easy, to play very well is the reservation of a half-dozen specialists of the world.

Naturalwise, a great burden of the communicative necessity will fall upon the translators, more so that it was ever in past. To this there is great body of literature (cf. f.e. GROOTE-TEPELS 1977) into which we here cannot go, but most important is, that translation can not, in the world we face tomorrow, further be a matter of the "lonely wolf". In the mentioned work by GROOTE-TEPELS the prerequisite to find the solution, as so often, is to arrive at translation in form of team of translators. The task of the one or the one group is to form text intervening between original and interim text, which can be only comprehensible to one, who knows both original language and language of target. Both in the case of X, or Y is of course desirable that he, or they, has, or have, spend time in the country where language of target is spoke.

A task of the second member or group of the team, is to turn such interim text to one such than a native reader does not know the difference at the end. Is moreover desirable, if not mandatory, that this second member must be native speaker, or possess English of at least native speaker quality.

What is the explanation why, in many case, the distinguished scientist gives the work of translation to person of presumable good school English who with use of a dictionary produce – often at great cost – a text of while surface adequance, which, however, prove not only in high degree unidiomatic, but finally impossible of comprehension to native reader? Of far greater danger even, is the hybris of the author, and in overbelieving of the quality of his English submits manuscript citing any work from Upanishad to Shakespeare but in unadmissible quality. For this see KILLIM & LOPPISKHEDOFF 1976.

When one is dealing with matters academic, is particularly most important, the message not only is comprehensive but – more than this even – in good language!

I – as English editor of reknown international scientific journal over many years, have almost daily had opportunity to see products of scientists of international reputes who have, in spite of to have have indubitable qualifications and much of importance to communicate in clear manner their contents. More bad even, was it often to find sentences, which communicate opposite of the intended, or sentences of those, which while seeming correct prove under closer investigation not to be, that, which was intended. Total impression is in such cases often such, that one loses entirely lust to read to completion the text: a great loss in view of the often importance of the contents, and minimizing some chance to be disseminated in the scientific world.

This is, I know, implicit attack on teaching of English as she is practice today, but level of language à propos youth hostel, and popular song text, cannot – as we have said – be enough for needs of the future. We must view to the future.

It is to hope, that this short text may serve as example of optimal result of such teamwork, in spite of fact, that due to exigencies of money and time it not was possible to provide perhaps final polish of the quality of native speaker, to which it is to be hoped that the reader will bring up understanding.

#### BIBLIOGRAPHY

- Groote-Tepels, Annegret. *A Comprehensive Bibliography of Translation Theory*. Khartoum, Isfahan, etc.: Hemath-Arabs Press, 1977.
- Killim, Jürgen and Athansios Loppizkhedoff. *A qualidade de tradução com finalidade da nossa revolução*. Luang/Prabang, The New Dawn Press, 1976.
- Methangas, Ethyl. „Die grenzenlosen Möglichkeiten und die möglichen Grenzen der kommunikativen Kompetenz – die Glücksspirale zu Zweit – oder zu Mehreren“, *Journal of Applied Language Teaching/Learning Research*, new series 26 (1973), 234–372.
- Negovskij, V.A. „Metodologičeskie problemy sovremennoj reanimatologii“. *Voprosy filosofii* 8, 1978, 64–73.
- Solano, L., Daini, S., Galimberti, B., Coletti, M., Calzolari, M., di Giannantonio, M. „La comunicazione nei soggetti psicosomatici in funzione dello stato di coscienza e di interazione“. *Archivio di psicologia, neurologia e psichiatria* 2, 1981, 308–318.
- Touw, M. „The religious and medical use of cannabis in China, India and Tibet“. *Journal of Psychoactive Drugs* 1, 1981, 23–34.





## AUS DEM NOTIZBUCH EINES LINGUISTEN, DER AN DER GLÜCKLICHEN ZUKUNFT DER MENSCHHEIT BAUTE

*Luděk Hřebíček, Prag*

Irgendwann vor langer, langer Zeit, ganz am Beginn jenes Weges, der zu einer glücklichen Zukunft des ganzen Volkes führen sollte, kam zuweilen noch der Verdacht auf, die Linguistik sei eine bürgerliche Pseudowissenschaft, so wie etwa die Genetik, mit der die verräterischen Imperialisten das Volk köderten, um es zu täuschen. Glücklicherweise hatte *unser großer Klassiker*, der das Erbe dreier verstorbener großer Klassiker angetreten hatte und mit aller denkbaren Brutalität verehrt wurde, eine Schrift über den Marxismus in der Sprachwissenschaft verfaßt. Dadurch war die Linguistik auf gewisse Zeit gerettet und – anders als die Kybernetik – energischen Verurteilungen entzogen. Unser großer Klassiker freilich nahm schließlich auch ein schlechtes Ende, doch ist dies ein anderes Kapitel.

Uns interessiert hier, auf welche Weise die Linguistik an der glücklichen Zukunft des Volkes mitwirken konnte (und wohl auch mußte). Bewußt oder unbewußt, aber jedenfalls *de facto*.



Aufgrund reicher Erfahrungen behaupten wir: eine glückliche Zukunft errichten heißt eigentlich, einen besonderen semantischen Raum mit individueller Struktur und Dynamik zu schaffen. Dieser Raum ist zwar zumeist intuitiv, nicht fachgemäß geschaffen worden, dafür aber energisch und ganz konsequent. Stellen wir nun Überlegungen zur Problematik dieses Raumes an.

Am besten ist es, stets mit einer Definition zu beginnen. Die nun folgende Definition eines Optimisten ist sehr populär geworden:

*Ein Optimist ist ein schlecht informierter Pessimist.*

Dies klingt zwar ein bißchen marktschreierisch, die semantische Beziehung in dieser Definition ist zwischen antithetischen Begriffen gegeben, doch steht unbestreitbar fest, daß sie das Wesen der Sache, ihre Faktizität, trifft.

Auch der entschiedenste Gegner einer glücklichen Zukunft muß eingestehen, daß diese Zukunft nicht mit Leuten errichtet werden kann, die vorübergehend unglücklich, also Pessimisten sind. Im Gegenteil, für einen solchen Zweck braucht man *massenweise* Optimisten. Wie erreicht man das nun? Die Antwort darauf bietet obige Definition: durch eine Eindämmung des Informationsflusses. Damit steht fest, worin die Aufgabe der dümmsten Propaganda beim Aufbau einer glücklichen Zukunft besteht. Die Propaganda war so geführt worden, daß man potentiellen Informationsempfängern wirkliche Informationen von Grund auf verekelte.



Während der Aufbau einer glücklichen Zukunft seinen Fortgang nahm, wurde einem jeden, d.h. auch dem größten Einfaltspinsel, plötzlich klar, daß es in Wirklichkeit um die Abgrenzung eines abstrakten, erdachten Raumes ging und nicht um die Verwirklichung irgendeiner Zukunft. Man brauchte sich ja nur umzuschauen.

Dieser environmentale Akt hätte unter normalen Umständen – d.h. eine glückliche Zukunft der Menschheit stünde nicht auf der Tagesordnung – eine eindeutige Interpretation hervorgerufen: man hätte sich umgeblickt und seine Interpretation in das sprachliche Zeichen SCHLAMPEREI gefaßt. Beim Aufbau einer glücklichen Zukunft hingegen ist es unerläßlich, auf der Grundlage von Zeichen eine solche Transformation vorzunehmen, die zu einem anderen Zeichen führt - beispielsweise dazu, was von *unserem* (zwar etwas kleineren, mit der Zeit aber ebenfalls verschmähten) Klassiker, auch Deformator genannt, eingeführt worden war: zu der HOCHENTWICKELTEN SOZIALISTISCHEN GESELLSCHAFT (später gebrauchte man das Äquivalent REALER SOZIALISMUS).

Dieses Vorgehen kann wie folgt formalisiert werden:

Die Interpretation

$$I_1 = \text{Schlamperei}$$

mit der Bedeutung

$$B_1 = \text{„Schlamperei“},$$

die von dem Zeichenträger

$$Z_1 = \text{SCHLAMPEREI}$$

befördert wird, wird der semantischen Transformation

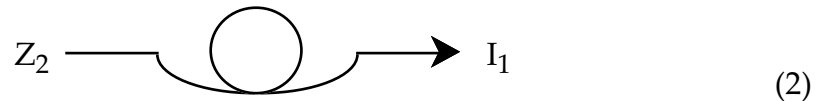
$$Z_1 \square Z_2 \tag{1}$$

unterzogen, wobei

$$Z_2 = \text{HOCHORGANISIERTE SOZIALISTISCHE GESELLSCHAFT}$$

ist.

Hieraus geht hervor, daß man die Transformationsregel (1) als Ausdruck für die Struktur einer Metapher verstehen kann („Struktur“ sagen wir besser nicht, dies wäre bürgerlicher Strukturalismus). Das heißt, daß bei jedem wirklichen Sprechakt, z.B. wenn ein Politiker sprach, die Interpretation  $I_1$  durch den Hörer ganz automatisch und unbewußt jedem  $Z_2$  zugeordnet wurde:



Mit Nachdruck sei betont, daß wir beim Aufbau einer glücklichen Zukunft den Zeichenträger  $Z_1$  niemals der Interpretation  $I_1$  zuordnen dürfen: dies brächte dem Sprecher keine glückliche Zukunft. Ein Mißverständnis braucht dabei übrigens nicht befürchtet zu werden, denn alle Beteiligten denken sowieso dasselbe - Dummköpfe vielleicht ausgenommen.



Der oben angeführte linguistische Formalismus deutet freilich an, daß die Linguistik auf dem Weg ins Glück aller Menschen eben doch eine potentiell gefährliche Wissenschaft ist. Die Transformation (1) muß nämlich ein streng gehütetes Staatsgeheimnis bleiben, in der Praxis aber von allen angewendet werden, d.h. auch von jenen, die keine Träger von Staatsgeheimnissen sind. So ist nun einmal die Kraft der Dialektik!

Sehr bald kam man darauf, daß das werktätige Volk eigentlich gar keine Linguistik benötigt. Und obwohl man dies nicht laut sagen darf (angesichts des stillschweigend respektierten Erbes *unseres großen Klassikers*), so ist sie doch nur eine bürgerliche Pseudowissenschaft. Dafür gibt es zwei Gründe:

1. Unser werktätiges Volk will überhaupt gar keine Fremdsprachen kennen und schon gar nicht irgendwelche imperialistischen Sprachen. Je mehr Sprachen, desto mehr Kenntnisse, mehr Informationen und - weniger Optimisten. Das geht nicht an.

2. Unsere Klassiker haben über Sprachen zu wenig geschrieben, als daß die Linguisten daraus zitieren könnten. Und zitieren muß man, stellt doch das Werk unserer Klassiker die einzige wahre Wissenschaft dar, wie übrigens einer unserer Klassiker treffend bemerkte.



So entstand das humanistisch ausgerichtete Umschulungsprogramm von Linguisten zu Historikern. Auf geschichtswissenschaftlichem Felde haben sich unsere Klassiker äußerst nützlich gemacht. Mit der Umschulung von Linguisten zu Historikern ist die Umwandlung des realen Sozialismus zum surrealen Sozialismus noch weiter vorangetrieben worden.

Was blieb dem Linguisten unter diesen Umständen anderes übrig? Er war bestrebt, Lehren zu ziehen aus einem Vorfall, der sich auf ganz anderem Gebiet ereignet hatte:

Ein berühmter Regisseur erhielt ständig Aufführungsverbot. Er war davon schon fast wahnsinnig geworden. Und als es bei einer Vorpremiere, die extra für den Zensor veranstaltet wurde, wieder einmal klar war, daß die einstu-

dierte Aufführung mit dem ‚Nein‘ der Zensur belegt werden würde, tat der wütende Regisseur den Ausspruch: „Vergessen sie nicht, daß einen Intelligenzler in seiner Arbeit zu stören eine Schweinerei ist, wie Lenin gesagt hat!“ Wer die Atmosphäre der Zitatomanie nicht selbst kennengelernt hat, begreift das nicht, doch der Zensor erlag dieser Äußerung und bewilligte die Vorstellung. Er unterlag der Genialität des zitierten Klassikers, obwohl jener Ausspruch eine reine, auch für den Zensor ganz evidente Täuschung war; doch was wäre geschehen, hätte sich das Zitat zufälligerweise als richtig erwiesen? Der Zensor gab sicherheitshalber nach.

Damals galt, daß die Anzahl von Zitaten aus bislang unverschmähten Klassikern die Qualität einer wissenschaftlichen Arbeit bestimmte. Für Banalitäten aller Art reichte es, wenn man schrieb: wie NN gesagt hat - und selbst die geschmähte Linguistik wäre gerettet.



Eine Sonderstellung nahm die Mathematik ein. Die auf Zitate erpichten Zensoren der Wissenschaft wagten es nicht, direkt gegen sie zu Felde zu ziehen wie gegen die Genetik oder später gegen die Linguistik. Der Grund lag auf der Hand: die Mathematik war uns immerhin dabei behilflich, unsere Geschütze und Raketen gegen die bösen Imperialisten zu richten.

Die in der Linguistik angewandte Mathematik aber hatte offensichtlich den Charakter der bürgerlichen Kybernetik, die freilich später begnadigt wurde. Hatte der Linguist bei der unkritisierbaren Mathematik Zuflucht gesucht, konnte er noch einmal mit heiler Haut davonkommen, besonders dann, wenn er sein Werk mit Klassikerzitaten spickte. Doch woher nehmen und nicht stehen?

Der bekannte bürgerliche Gelehrte Immanuel KANT hat einmal sinngemäß gesagt, *daß eine Arbeit insofern wissenschaftlich sei, in welchem Grade sie mathematisch ist*. Einen bürgerlichen Gelehrten zu zitieren ist jedoch wirkungslos. Und so mußte dieses Zitat seinem Verfasser kurzerhand abgesprochen – der große Kant möge uns verzeihen! – und dem bärtigsten unserer Klassiker zugeschrieben werden.



Der Unbeleckte, der die Schriften unserer Klassiker nicht besonders eingehend studiert hat, könnte der naiven Meinung sein, er selbst entscheide, wann er glücklich ist und wann nicht. Weit gefehlt! Das Glück wird auf wissenschaftlicher Grundlage bestimmt und einem jeden zugeteilt.

Der naive Linguist beispielsweise könnte meinen, er sei dann glücklich, wenn er sich mit seiner Linguistik beschäftigt. Irrtum! Ein glücklicher Linguist ist der die glückliche Zukunft aufbauende Linguist, und dies ist nur ein solcher Linguist, der keiner mehr ist - *q.e.d.*



Höhepunkt der wissenschaftlichen Invention beim Aufbau einer glücklichen Zukunft war die Formulierung von Zitaten aus unseren Klassikern, die unsere Klassiker niemals formuliert hatten, mehr noch: die unseren Klassikern nie im Leben hatten einfallen können! Hierbei wurde in der Tat der Gipfel der Wissenschaft erreicht. Dies war keine Mystifizierung, dies war der Aufbau einer glücklichen Zukunft um jeden Preis, auch um den des Verstandes. Einige solcher Zitate seien hier wiedergegeben:

- Die Arbeiterklasse hat gegen die Bourgeoisie auch für die Entfaltung ihrer Sprache gekämpft.
- Das Kleinbürgertum hat sich nie um seine Sprache gekümmert.
- Durch das Sprechen reifen wir zur Wahrheit heran.
- Das Wesen des Allgemeinen, das der Staat verkörpert und garantiert, wird nicht mehr in einer bestimmten Religion gesucht; es muß in weltlichen Zielen oder in gemeinsamen Komponenten gesucht werden.
- Die neuen Werte mußten in die Gesellschaft getragen werden. Die Gesellschaft hat sie sich aber nicht zu eigen gemacht.
- Das Prinzip der Gleichheit ist mit der Anerkennung einer hierarchischen Ordnung der Gesellschaft verbunden, in der die Überzeugung von der Natürlichkeit sozialer Ungleichheit herrscht.

Etc. *ad infinitum*. Wie ersichtlich, ist es in einem errichteten abstrakten Raum irrelevant, ob Zitate und „Zitate“ sinnvoll sind.





# AUF DEM WEG ZU EINER MASCHINENGESTÜTZTEN THEORIEBILDUNG IN DER LINGUISTIK

*Reinhard Köhler, Trier*

## 1. Einführung

In der letzten Zeit hat in der Linguistik eine interessante Entwicklung in Richtung auf einen zunehmenden Einsatz von Rechneranlagen in theoretischen Bereichen eingesetzt, die bislang der menschlichen Forscher-Intelligenz vorbehalten waren. Anspruchvollstes Ziel in diesem Feld ist heute die maschinengestützte wissenschaftstheoretische Untermauerung der linguistischen Arbeiten bis hin zur *vollautomatischen Theoriebildung*.

Die Anstrengungen zur Erstellung funktionierender Hardware-/Software-Systeme für diese Aufgaben sind durch den Umstand motiviert, daß die wissenschaftstheoretische Reflexion und Diskussion in der Linguistik wegen eines außerordentlichen Mangels an Kapazität(en) schon immer stark eingeschränkt gewesen ist. Andererseits sind gerade die Linguisten in bezug auf den wissenschaftstheoretischen Status ihrer Arbeiten besonders anspruchsvoll: Während in anderen Wissenschaften wie der Physik sich oft mehrere Generationen mit dem Aufbau und der Überprüfung einer einzigen Theorie begnügen, ist ein Linguist nicht zufrieden, wenn er nicht wenigstens ein paar eigene Theorien vorzuweisen hat. Freilich ist dies nicht ohne eine leichte semantische Verschiebung, was den Begriff Theorie angeht, leistbar.

Dies wiederum versetzt Kritiker wie Gabriel ALTMANN in die Lage, der heutigen Linguistik vorzuwerfen, sie bezeichne jede halbwegs zusammenhängende Argumentation und jede bloße Formalisierung einer Aussage schon deshalb als Theorie, weil „das viel besser klingt, und die meisten Linguisten gar nicht wissen, was das eigentlich ist“<sup>1</sup>. Die Knappheit an qualifizierten Wissenschaftlern bei gleichzeitig geradezu inflationärem quantitativem Zuwachs an linguistischen ‚Theorien‘ also ist der Hauptgrund für die Beschäftigung mit den Möglichkeiten der Automatisierung der linguistischen Wissenschaftstheorie.

Der vorliegende Beitrag versucht, die aktuellen Ansätze vor dem Hintergrund der empirisch-korpuskelorientierten bzw. der generativ-introspektiven Auffassung vorzustellen.

---

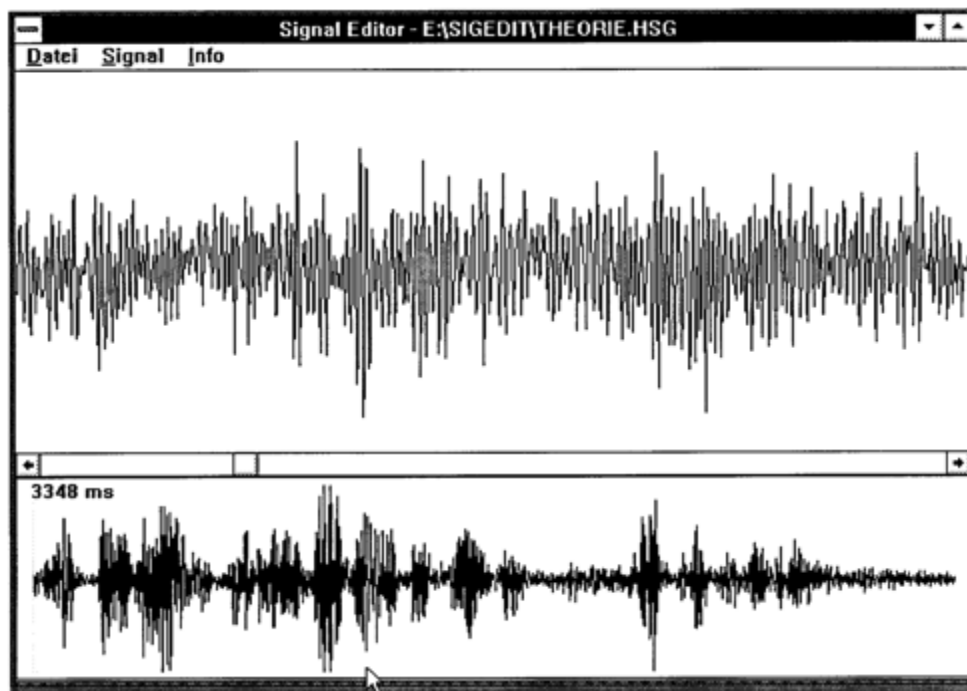
1 persönliche Mitteilung.

## 2. Der empirisch-korpuskelorientierte Ansatz

Als Gegenposition zur ALTMANNschen Kritik formierte sich sehr bald die sog. Korpuskel-Schule, deren Kerngedanke sich wie folgt zusammenfassen läßt:

Im Hinblick auf den Gegenstandsbereich der Linguistik, die Sprache(n), herrscht seit de CHAUSSURE weitgehende Übereinstimmung darin, daß Zeichen auf Konvktion beruhen. Selbstverständlich sind auch die im Rahmen einer wissenschaftlichen Disziplin verwendeten Termini sprachliche Zeichen – in der Linguistik die Elemente der Metasprache. Wenn wir nun wissen wollen, was z.B. der Ausdruck Theorie bedeutet, so bringen uns philosophische Haarspaltereien mit dem Rasiermesser nicht weiter; wir müssen vielmehr die entsprechenden Äußerungen von Linguisten in ihren Ko(n)texten, und zwar anhand möglichst kleiner Datenkorpora („Korpuskeln“), untersuchen.

Ausgehend von dieser Einsicht realisierten HENKEL und OFFENEIMER (1988) eine halbautomatische, digital-akustische Analysevorrichtung zur Identifizierung, Segmentierung und Klassifizierung von solchen Äußerungen für ihr Forschungsprogramm, dessen Resultate (vgl. das Oszillogramm in **Abb. 1**) in die Entwicklungsvorgaben für das Systems SATEM (System zur automatisierten Theoriebildung und Entwicklung von Modellen) eingingen.



**Abb. 1:** Eine Äußerung des Ausdrucks *Meine eigene kleine Theorie der neuhochdeutschen Konjunktionen mit trotz-* im Wortanlaut (Oben ein Detail-Ausschnitt).

SATEM ist ein reines Software-System, das auf allen handelsüblichen Mikrorechnern unter dem Betriebssystem DOMEST-OS eingesetzt werden kann. Es umfaßt einen komfortablen, lernfähigen, Regel-basierten Hypothesen-Editor

(einmal Gelerntes kann allerdings nicht wieder aus dem Regelspeicher entfernt werden), einen optimierenden Confabulator (der auch Koprofessoren<sup>2</sup> unterstützt) und eine Vielzahl von vordefinierten Ausnahme-Treibern.

Darüber hinaus enthält die aktuelle Version (IV.III) Komponenten zur Implementierung der wichtigsten wissenschaftspraktischen Prinzipien (vgl. HENKEL, OFFENEIMER 1989: 30ff; PROPPER, ECKES 1988), die im folgenden kurz skizziert werden sollen:

### **1. Das kognitive Prinzip**

Dieses ist eines der fundamentalen Prinzipien der modernen Wissenschaftspraxis; es besagt vor allem, daß ein/e Forscher/in nach Möglichkeit stets wissen sollte, womit er/sie sich gerade beschäftigt<sup>3</sup>. Durch Rückgriff auf den wissensbasierten Systemteil kann die Befolgung dieser Forderung mit Hilfe von KI-Techniken weitgehend automatisiert werden.

### **2. Das Label-Prinzip (oder „magisches“ Prinzip)**

Dieses sehr hilfreiche Prinzip macht sich das System – ebenfalls nach dem Vorbild der herkömmlichen, rein menschlichen Wissenschaft – zunutze, wenn die Befolgung des kognitiven Prinzips nicht möglich oder aufwendig ist; hierzu besitzt SATEM eine Komponente mit den entsprechenden Strategien zur Beherrschung von Phänomenen auf *terminologischem* Weg. Beobachtungen oder Vermutungen werden über Tastatur oder Scanner eingegeben. SATEM findet (im Normalfall innerhalb von maximal 25 Nanosekunden) eine geeignete Bezeichnung und läßt anschließend die Benennung der gleichzeitig produzierten Theorie entweder nach dem Phänomen oder nach dem Wissenschaftler (Voreinstellung) zu.

### **3. Das Transferprinzip**

Liegen für einen Teil des Gegenstandsbereichs keine Informationen oder nur unzureichende Daten vor, so ist SATEM aufgrund des Transferprinzips in der Lage, Evidenzen aus anderen Teilen des gleichen Gegenstandsbereichs (im Turbo-Modus sogar aus völlig fremden Bereichen) zu übertragen und zur Stützung einer sonst vielleicht schon verlorenen Hypothese heranzuziehen.

### **4. Das Syntheseprinzip**

Aus Effizienzgründen ist einer langwierigen empirischen Analyse die Synthese der zu einer Hypothese passenden Daten vorzuziehen. SATEM bietet

---

2 ab C2.

3 In striktem Widerspruch zur kognitiven Linguistik sieht sich die Inkognito-Linguistik, deren Vertreter einen anderen Aspekt betonen: Niemand muß wissen, welcher Assistent welche Teile zu einer gegebenen Arbeit beigetragen hat.

zu diesem Zweck einen flexiblen und sehr mächtigen Datengenerator an. Versierte Anwender ziehen dieses Instrument den oft mangelhaften „natürlichen“ Daten vor.

### 5. Das Harmonieprinzip

Um nur wissenschaftlich haltbare Aussagen bei der Theoriebildung und -verteidigung zuzulassen – also solche, die sich nicht im Widerspruch zu den Auffassungen der jeweils angesehensten Vertreter einer Disziplin (bzw. der jeweiligen Lehrstuhlinhaber) befinden – läßt sich SATEM auf einfache Weise in bezug auf die wichtigsten Parameter konfigurieren.

SATEM entfernt nach Auswertung dieser Voreinstellungen selbständig alle Gesetzesnovellen aus dem Theorienspeicher, die (oder deren Konsequenzen) das Harmonieprinzip verletzen würden. Als Ersatz durchsucht das System seine Datenbank und macht alle verfügbaren Definitionen zu Basis-Theorien.

### Die theorienverarbeitende Programmiersprache TOMBOLA-2

Zur Erstellung von SATEM wurde die eigens dafür entworfene Programmiersprache TOMBOLA-2 verwendet, auf die der Benutzer für eigene Erweiterungen Zugriff hat. TOMBOLA-2 ähnelt syntaktisch weitgehend Pascal; sie wurde jedoch um einige mächtige, theorienspezifische Konzepte erweitert. Typische Konstrukte dieser Art sind z.B. FOR-A-WHILE-DO, WHY-NOT und UNTIL-ANYBETTERIDEA-CONTINUE. Standard-Bibliotheksmodule liefern die wichtigsten Prozeduren und Funktionen: IRRITATION MODULE, SPECULATION MODULE und SALVATION MODULE.

Die bisher vorliegenden Erfahrungen mit dem Einsatz von SATEM lassen schon jetzt erkennen, daß mit dieser Entwicklung ein wesentlicher Schritt über die Leistungsfähigkeit des Vorläufers CENTUM (vgl. EGYSZÁZ, STO 1982) hinaus erreicht worden ist.

### 3. Der introspektive Ansatz

Nach der Lehre von GRALSKY und seinen Anhängern verfügt bekanntlich jeder Linguist von Geburt an über einen sog. Theorien-Erwerbsapparat (THEA), der auf genetisch festgelegte Weise die Parameter der sog. *Universaltheorie* determiniert. Aus dem Input der gängigen Theorien, die die werdenden Linguisten umgeben, schließt jeder gesunde THEA auf die richtigen Einstellungen, die erforderlich sind, um die Produktion möglichst konformer Theorien zu garantieren<sup>4</sup>.

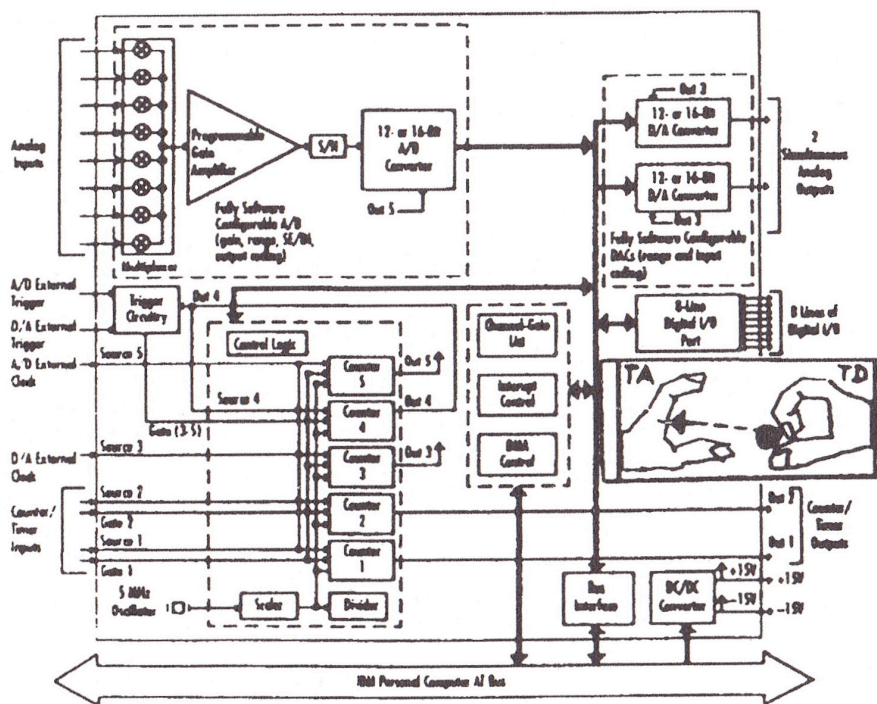
---

4 Unterschieden werden müssen in diesem Zusammenhang die *I-Theorien* (immanente Theorien) von den seltenen *E-Theorien* (die exotische Ideen verfolgen).

Diese Auffassung erklärt mühelos die marginale Bedeutung von Innovation und Kreativität in der Normalwissenschaft (*sensu* KUHN); die Entstehung wirklich neuer Gedanken ist reiner Zufall – und nicht etwa eine Funktion des Mechanismus. Daher bezeichnet man das GRALSKY-Modell auch als das der „ungeborenen Ideen“.

GRALSKYs „Default Theory“ (1952) und die spätere „Exaggerated Theory“ (1968) waren Grundlage für die jetzt abgeschlossene Entwicklung des *generativen Hardware-Prozessors* GA240591-60. Bislang üblich waren sequenziell arbeitende Prozessoren ohne Daten-Input (aber mit beliebig vielen WAIT-AND-SEE states).

Der GA240591-60 dagegen besitzt eine massiv-parallele Architektur, enthält einen selbstlöschenden 32KB-Begriffscache mit Hypothesen-Pipeline und Theorien-Peephole und stellt die erste Realisierung eines doppelt hybriden Anderthalbleiterbausteins dar (vgl. **Abb. 2**). Außer einem Assembler ist für den Prozessor eine Netz-verarbeitende, Subjekt-orientierte Hochsprache (Missinterpreter) verfügbar.



**Abb. 2:** Architektur des GA240591-60. Detail rechts im Schema: Die nano-mechanische Besonderheit dieses hochintegrierten Hybrid-Bausteins besteht aus dem Theorien-Donator (TD) und dem Theorien-Akzeptor (TA).

Verbreitet ist der neue Chip bisher vor allem im Bereich der experimentellen Neuro-Umbrellologie, wo er zur Simulation von Parallel- und Rundum-Kommunikation eingesetzt wird.

Durch neueste VLSI-Technik gelang es, auf dem Chip noch drei Peripherie-Schnittstellen unterzubringen: Ein paradigmatisches und zwei syntagmatische Interfaces (synchron und diachron verwendbar) decken den Normalbedarf ohne zusätzliche Bausteine ab.

#### 4. Zusammenfassung

Sowohl empirisch-korpuskelorientiert fundierte als auch generativ-introspektive Modelle sind grundsätzlich als Rahmen für die Entwicklung maschineller Theoriebildungssysteme geeignet. Augenblicklich ist noch nicht abzusehen, welche Forschungsrichtung der kognitiven Linguistik sich als fruchtbarer erweisen wird – die künstliche Intelligenz oder die natürliche Tumbheit. Um es mit den Worten von Gabriel ALTMANN zu sagen:

$$P_x = \begin{cases} e^{-b}, & x = 0 \\ \frac{be^{-a}a^{x-1}}{(a-b)^x} \sum_{j=x}^{\infty} \frac{(a-b)^j}{j!}, & x = 1, 2, 3, \dots \end{cases}$$

$$= \begin{cases} e^{-b}, & x = 0 \\ \frac{be^{-a}}{a} \sum_{j=x}^{\infty} \left(1 - \frac{b}{a}\right)^{j-x} \frac{a^j}{j!}, & x = 1, 2, 3, \dots \end{cases}$$

#### LITERATUR

- Egyszáz, E./Sto, L. (1982): *Hundert Computer-Experimente zur naturwissenschaftlich-technischen Umsetzung von Modelltheorie*. Dortmund-Derne.
- Gralsky, St. (1952): *The Default Theory of Linguistics*. New York.
- Gralsky, St. (1968): *The Default and the Exaggerated Theories*. New York.
- Henkel, C./Offeneimer, P. (1988): *Empirische Daten zum linguistischen Theorie-Begriff*. In: *Zeitschrift für angewandte Sprachwissenschaft* 66/4, 84–112.
- Propper, S. K./Eckes, K. (1988) : *A Brain of Myself*. London.



## DIE REINHEIT DES DENKENS UND DIE HIMMLISCHE RUHE

[Vorbemerkung der Herausgeber: Nachdem aus der ČSSR die ČSFR und ein Literat zum Präsidenten der Republik – der Frühling ist vorüber, jetzt kommt der Sommer! – geworden war, öffneten sich dort auch die Fenster und Türen vieler lange verschlossen gehaltener Archive. Im Scriptorium eines (ehemaligen) Klosters wurde in dem nun ungehindert hereinflutenden Sonnenlicht in einem der in mehreren Reihen aufgestellten Pulte unter einem Stapel schwerer Folianten ein offenbar heimlich und in großer Eile geschriebenes Manuskript entdeckt, das von außerordentlicher literaturwissenschaftlicher Bedeutung ist. Es klärt nämlich die Frage, die schon Generationen unserer Zeitgenossen, Rezensenten und Proseminaristen beschäftigt hat, nämlich die Frage nach den Quellen von ECCE HOMOs weltberühmtem Roman «Il nome della cosa». Bei dem von uns aufgefundenen Text handelt es sich offensichtlich um die einzige erhaltene Abschrift der Urfassung dieses Stoffes – das Original dürfte bei einem Brand untergegangen sein. Es ist bekannt, daß sich E. einige Zeit zu Studienzwecken im Kloster unseres Fund-Ortes Mlěk aufgehalten hat, auch wenn er selbst dies später stets bestritten hat und behauptete, sein Aufenthalt sei allein dem Irrtum eines Zugschaffners zu verdanken gewesen, der ihm eigentlich eine Fahrkarte nach dem österreichischen Melk habe ausstellen sollen. – Im folgenden drucken wir den vollständigen Text dieses einzigartigen Dokumentes ab, wobei nur einige schon vergilbte und unleserlich gewordene Stellen von uns rekonstruiert wurden.]

*Viktor Krupa, Bratislava*

Das ganze Institut wurde seit langem von gelehrten Streitigkeiten zerrüttet. Es hatten sich zwei verfeindete Lager gebildet, es ging um eine wichtige Frage, und die Angehörigen der beiden Kohorten konnten aus irgendeinem Grund keine Einigkeit erzielen. Schließlich kam mir der Verdacht, daß im Hintergrund etwas viel Gewichtigeres lauern könnte. Ja, lauern, aber auf wen oder worauf?

Es war kein Streit um des Kaisers Bart, es war ein Streit um das Zeichen, genauer gesagt, um das Sprachzeichen. Die gelehrte Gemeinde hatte sich in Unilateralisten und in Bilateralisten geteilt, die zwar dieselbe Sprache sprachen, besser gesagt, dieselben Wortformen verwandten, sich aber trotzdem nicht verständigen konnten und somit bewiesen, daß der Bilateralismus keine feindliche Erfindung ist. Natürlich drangen nur Schreie über die brückenlose Kluft an das gegnerische Ohr. Der Ärger der gegnerischen Parteien war vollkommen begründet, weil beide so taten, als ob nur sie und sonst niemand die festgegebene Wahrheit richtig deuten könnten.

Die Zukunft des Instituts sah sehr zweifelhaft aus, und noch zweifelhafter schien mir das Geschick des Chefs zu sein. Allmählich wurde er sich bewußt, daß seine Untätigkeit die Untätigkeit der Superchefs stören würde, und das war gefährlich, sehr gefährlich. Und so entschloß er sich, seinen angeborenen Ekel vor wüsten Spekulationen – ist Sprachwissenschaft etwas anderes als Spekulation? – zu überwinden und eine wissenschaftliche Tagung einzuberufen.

Ruhe kann nur von oben hergestellt werden, dachte er, ich muß mich in meinem Institut selbst darum kümmern, bevor mich jemand von oben überholt.

Die Tagung wurde plangemäß eröffnet, und der Chef hielt dies für ein günstiges Zeichen, daß man das Problem des Zeichens mit Hilfe seiner persönlichen Autorität schnell und eindeutig lösen würde. Er persönlich neigte den Unilateralisten zu, konnte dies aber nicht gleich zu Anfang sagen. Er erinnerte sich noch immer an die alten Zeiten, als man gefordert hatte, *audiatur et altera pars*. Selbstverständlich wollte er, trotz seiner Treue einzig zu einer Partei, auch die andere Partei anhören, oder eher ver hören, das könnte doch vielleicht noch von Nutzen sein.

Und so forderte er den Sprecher der Bilateralisten auf, seinen Standpunkt kurz zu formulieren. «Es gibt viele Anzeichen dafür», begann der Bilateralist, «daß das Zeichen zwei Seiten hat, eine materielle und eine ideelle Seite, und daß die materielle Seite der ideellen Seite dient, als Träger der Idee funktioniert.»

Das Lager der Unilateralisten glaubte provoziert zu sein. «Nein», unterbrach einer von ihnen den Bilateralisten, «das ist völlig falsch. Das Zeichen hat nur eine einzige Seite, die materielle. Nur die existiert, alles andere sind Redereien und Quatsch.»

Der Chef tat, als ob er überlegte. «Ich habe geglaubt, es sei schon längst vorbei mit dem Idealismus, und plötzlich sagt man mir, daß das Materielle dem Ideellen dient.» Es folgte eine Pause, und dann fuhr er fort, und zwar mit einer rhetorischen Frage: «Das ist doch philosophischer Dualismus, nicht wahr? Von uns erwartet man, daß wir philosophische Monisten sind. Und was den Strukturalismus betrifft: Gott bewahre uns davor! ER selbst weiß am besten, daß der Strukturalismus nichts von der Substanz, d.h. von der Materie hält, sondern nur an Beziehungen hängt. Ich persönlich glaube an keinen Formalismus und habe an ihm schon gezweifelt, noch bevor GÖDEL über Probleme mit der Formalisierung wissenschaftlicher Erkenntnisse sprach.»

Unglücklicherweise saß ich direkt vor dem Chef und konnte seinem Blick nicht ausweichen. Die nächste Frage war nicht rhetorischer Natur, sondern an mich gerichtet: «Du, Genosse», redete er mich an, «bist doppelt graduiert, du hast die Abenduniversität der einzigen wahren Lehre erfolgreich beendet.» Er sprach so laut, daß ich mich schämen mußte. Übrigens ahnte er nicht, daß ich damals, während der Vorträge, die Angewohnheit gehabt hatte, Horrorromane zu lesen. Irgendwie paßte es zusammen. «Was hältst du vom Bilateralismus des Zeichens?» – Meine Antwort war vorsichtig und glich einer Frage: «Schade, daß der große Meister über die Probleme des Zeichens so gut wie schweigt», meinte ich. – «Wieso schweigt er?», erwiderte der Chef, der sich für einen kleinen, aber treuen Anhänger des Meisters hielt. «Er schweigt nicht. Man muß ihn nur zu lesen verstehen. Er spricht über Zeichen, oder Anzeichen, aber das ist doch egal, daß es in Europa spukt.» – Erst jetzt leuchtete mir ein, warum die Horrorstories so ausgezeichnet zu den obengenannten Vorträgen gepaßt hat-

ten. Ja, dank dem Gespenst, das lange nach der Ära des gotischen Romans in einer neuen Gestalt Unfug getrieben hatte.

Der Chef gab sich tiefsinnigen Erwägungen über politische Zusammenhänge der Sprachwissenschaft hin. «Bilateralismus, das ist eine Art Pluralismus», posaunte er unermüdlich und widerstandslos in die Leere. «Ich meine, eine Partei ist genug», schloß er. «Ja, so eine ist sogar mehr als genug, mehr als man verdauen kann», dachte ich. «Zwei Parteien, das wäre wie zwei Seiten», wiederholte er noch einmal, und dann wandte er sich an meinen Nachbarn, der fast eingeschlafen war: «Wieviele Seiten hast du?»

Mein Nachbar erwachte und begann: «Ich ... zw...», aber verstummte sofort. Der Chef war rot. Der Osten ist immer rot. Der Chef wandte sich enttäuscht an mich: «Und du?» – Ich war verlegen. «Eine», begann ich, «ich meine, eine...» Ich wollte eigentlich hinzufügen «eine ist nicht genug», wagte es aber nicht. Es trat eine himmlische Ruhe ein, plötzlich gab es so viel Platz für sie. Die unglücklichen Zeichen und die unglücklichen Chinesen, ja, die Chinesen wissen etwas von Zeichen; sie haben sogar zuviele Zeichen, insbesondere in letzter Zeit.

Die Horrorromane waren immer meine Schwäche gewesen. Jetzt aber spürte ich, daß meine Schwäche der schlimmste Horror ist.

Bei der Tagung gewann keiner, auch der Sieger nicht, und die Verluste, die blieben unsichtbar. Das Gespenst ist uns noch immer treu geblieben.





**GIBT ES ETWAS, WAS ES NICHT GIBT?  
ODER:  
ZUR ENTDECKUNG EINES (NOCH) NICHT EXISTIERENDEN  
WISSENSCHAFTLICHEN GENRES**

*Werner Lehfeldt, Konstanz*

Es ist ein schon beinahe zur Banalität verkommener Gemeinplatz, von der Informationsrevolution der Moderne und erst recht der der Postmoderne zu reden. Und doch müssen wir diesen Gemeinplatz zum Ausgangspunkt der Betrachtungen machen, die den Gegenstand des vorliegenden Beitrags zu unserer Festschrift bilden.

Machen wir uns die Informationsrevolution, die Informationslawine, die uns nicht nur erst noch zu überrollen droht, sondern uns tagtäglich überrollt, einmal – ansatzweise – klar: In jeder beliebigen Bahnhofsbuchhandlung bieten sich uns Hunderte von Zeitungen und Zeitschriften zum Kauf an. Leser von Herrenmagazinen kommen dort ebenso auf ihre Kosten wie Computerfreaks oder Liebhaber alter Dampflokomotiven. Wer sein Haus endlich hat verkabeln lassen, soll – wie ich mir habe sagen lassen – in der Lage sein, 26 Fernsehprogramme zu empfangen, welche Zahl sich durch Installierung einer Satellitenantenne weiter erhöhen läßt. Von der Menge der uns zugänglichen Radioprogramme will ich gar nicht erst reden. Im Mozartjahr 1991 kann man auf 180 CDs sämtliche Werke des vor 200 Jahren gestorbenen Komponisten erstehen. (Die Zeit freilich, um sie alle anzuhören, ist im Preis nicht inbegriffen, die muß man selber mitbringen.) Betrete ich die Bibliothek unserer Universität, so stoße ich als erstes auf eine Ausstellung der Neueingänge, die wöchentlich ausgetauscht wird. Der regelmäßige Besuch dieser Ausstellung macht mir, zum Schaden meiner guten Laune, immer wieder klar, wie gering meine Chancen sind, auch nur in meinem engeren Fachgebiet *comme il faut* auf dem laufenden zu bleiben.

Bücher und Zeitschriften sind natürlich längst nicht mehr die einzigen ‚Medien‘ wissenschaftlicher und nichtwissenschaftlicher Information. Wer als Wissenschaftler auf sich hält, muß zumindest über einen PC verfügen und sich um die Beschaffung immer neuer hard disks bemühen, um all die Daten speichern und irgendwann vielleicht auch einmal verarbeiten zu können, die sich im Laufe seiner Karriere ansammeln. Wer sich nicht entscheiden kann, welche von zwei gleichzeitig gesendeten Fernsehsendungen er ansehen soll, findet aus seinem Dilemma eventuell einen Ausweg, indem er eine dieser Sendungen auf Videoband aufnimmt, um sie sich später zu Gemüte zu führen. Nicht auszudenken, in was für eine Situation man geraten kann, wenn auf den 26 Kanälen gleichzeitig etwa spannende Wild-West-Filme angeboten werden, wie sie, einem Ondit zufolge, unser Jubilar so sehr liebt.

Natürlich ist auch die Sprachwissenschaft von der Informationsrevolution der Neuzeit nicht verschont geblieben. Wir können das mit einigen Zahlen ausdrücklich belegen: Der für das Jahr 1962 gültige 17. Band der *Bibliographie Linguistique* verzeichnet genau 9257 bibliographische Einheiten. Der bisher letzte Band, der für 1987, umfaßt hingegen 19352 Titel – ein Zuwachs also um mehr als das Doppelte.

Die Informationsrevolution im allgemeinen und die der Sprachwissenschaft im besonderen führt zu einem unauflösbar scheinenden Dilemma: Mit der Zunahme der Menge der unser Interesse heischenden Informationen geht keineswegs eine entsprechende Zunahme unserer Möglichkeiten einher, das Informationsangebot zu bewältigen, d.h., die uns prinzipiell zugänglichen Informationen zur Kenntnis zu nehmen und zu verarbeiten. Das gilt selbst, wenn wir uns nur auf diejenigen Informationen beschränken, für die wir uns wirklich interessieren. Schließlich hat nicht jeder ein Faible für Dampflokomotiven. Die Aufnahmekapazität und seine zeitlichen Möglichkeiten sind schlicht und einfach begrenzt. Wer beispielsweise vor zwanzig Jahren in der Lage war, pro Tag linguistische Literatur im Umfang von durchschnittlich 150 Seiten aufzunehmen, wird heute kaum beträchtlich mehr Lesestoff bewältigen können, zumal ein Tag auch heute noch nur 24 Stunden dauert.

Um dieser höchst unbefriedigenden Situation zu begegnen, verbreitet sich in unserer Disziplin immer stärker ein Typ von Publikationen, an den sich unsere Kollegen aus den Naturwissenschaften schon seit langem gewöhnt haben. Ich denke an Zeitschriften wie „Linguistics Abstracts“, „Linguistics and Language Behavior Abstracts“ oder etwa das von der Sowjetischen Akademie seit 1973 herausgegebene „Referatenjournal“ zur Sprachwissenschaft – alles Zeitschriften, in denen die linguistischen Neuerscheinungen in äußerst komprimierter Form, sozusagen in leicht verdaulichen kleinen Portionen vorgestellt werden. Von der Teilnahme an Sitzungen zentraler Universitätsgremien ist mir das Bild von eifrig in ihren „Chemical“, „Physical“ oder „Biological Abstracts“ blätternen Naturwissenschaftlern im Gedächtnis, und ich sehe schon den Tag kommen, an dem ich selbst während einer Senatssitzung mehr oder weniger heimlich in den „Linguistics Abstracts“ lesen werde, statt aufmerksam den Darlegungen des Universitätskanzlers über die neuesten Modelle der Landesregierung zur Kapazitätsberechnung der Hochschulen zu lauschen.

Worauf zielt nun all das bisher Gesagte, der gewiß schwache Versuch, eine Vorstellung von den Folgen der Informationsrevolution zu vermitteln? Der geehrte Leser – natürlich auch die verehrte Leserin – möge bitte nicht erschrecken ob der ihm – bzw. ihr – sicherlich zunächst paradox anmutenden Konsequenz, zu der mich meine Beobachtungen speziell zur linguistischen Informationsrevolution geführt haben: Ich bin nicht zu dem Schluß gekommen, daß wir die Fülle sprachwissenschaftlicher Informationen etwa beschneiden oder in der Form von „Abstracts“ weiter komprimieren sollten. Nein, mir ist, im Gegenteil, deutlich geworden, daß es ein äußerst wichtiges Genre linguistischer Literatur bisher überhaupt noch nicht gibt. Ich verstehe daher meinen Beitrag als Plädoyer für die Notwendigkeit, uns schnellstens an die Schließung jener ver-

hängnisvollen Informationslücke zu machen. Wir werden sehen, daß dieses Plädoyer nur scheinbar auf ein weiteres Anschwellen der linguistischen Literatur abzielt.

Worum geht es? – Wandere ich zwischen den Regalen der Linguistikabteilung unserer Universitätsbibliothek umher, so fallen mir zahlreiche Titel ins Auge, in denen der Ausdruck ‚Einführung in...‘ vorkommt. Hier nur ein ganz unvollkommenes und ungeordnetes Verzeichnis solcher Buchtitel: Ch. SCHWARZE: Einführung in die Sprachwissenschaft (1986); L. TODD: An Introduction to Linguistics (1987); Eu. COSERIU: Einführung in die Allgemeine Sprachwissenschaft (1988); L.B. CRANE: An Introduction to Linguistics (1981); A. KRATZER: Einführung in die Linguistik (1982); Introducción a la lingüística actual (1983); V.A. KOČERGINA: Vvedenie v jazykovedenie (1979); V.I. KODUCHOV: Vvedenie v jazykoznanie (1979); F.P. DINNEEN: An Introduction to General Linguistics (1978); W. EICHLER: Einführung in die theoretische Linguistik auf fachdidaktischer Grundlage (1978); Einführung in die allgemeine Sprachwissenschaft und in die historische Phonologie des Deutschen (1977); A.A. REFORMATSKIJ: Vvedenie v jazykovedenie (1947); H.J. VERMEER: Einführung in die linguistische Terminologie (1971); A.A. HILL: Introduction to Linguistic Structures (1958); T. MILEWSKI: Introduction to Linguistic Structures (1973); W. v. WARTBURG: Einführung in Problematik und Methodik der Sprachwissenschaft (1970); J. LYONS : Introduction to Theoretical Linguistics (1968); È .B. AGAJAN: Vvedenie v jazykoznanie (1967); B.P. ARDENTOV: Vvedenie v jazykoznanie (1967); V.S. BONDARENKO: Vvedenie v jazykoznanie: Učebnoe posobie (1966); I.A. FIGUROVSKIJ: Vvedenie v obščee jazykoznanie. Kurs lekcij (1969); R.H. ROBINS: General Linguistics. An Introductory Survey (1964); I. IORDAN, M. MANOLIU: Introducere în lingvistică romanică (1965) ; B.N. GOLOVIN: Vvedenie v jazykoznanie (1966); V GRABE: Vvedenie v teoriju izučenija sintaksisa prostogo predloženija (1971); L. HJELMSLEV: Die Sprache. Eine Einführung (1968); N.A. KALAMOVA: Vvedenie v jazykoznanie. Morfologija (1966); A.F. LOSEV: Vvedenie v obščuju teoriju jazykovych modelej (1968); M. MINOVIĆ: Uvod u nauku o jeziku (1968); V. GEORGIEV: Introduzione alla storia delle lingue indoeuropee (1966); O. WERNER: Einführung in die strukturelle Beschreibung des Deutschen, Teil I (1970); N. RUWET: Introduction à la grammaire générative (1967) ... Ich halte ein, kann mich aber nicht entbrechen, noch zu bemerken, daß sich auch unser verehrter Jubilar in der Gattung der ‚Einführung in...‘ versucht hat. Zusammen haben er und ich im Jahre 1980 eine ‚Einführung in die quantitative Phonologie‘ publiziert, und sein ebenfalls 1980 veröffentlichtes Werk ‚Statistik für Linguistik‘ gehört auch diesem Genre an.

Ich habe mich bei meiner Aufzählung streng auf Einführungen beschränkt, die genau dieses Wort im Titel führen. Darüber hinaus gibt es selbstverständlich zahllose weitere Einführungen, die nur anders benannt sind, etwa J.H. GREENBERG's ‚A New Invitation to Linguistics‘ (1977) oder Ch. BAYLON'S ‚Initiation à la linguistique‘ (1975) usw. usw.

Wir sehen also: Man kann sich in alles mögliche einführen lassen, angefangen von der Sprachwissenschaft allgemein bis hin zu ihren ausgefallensten

Spezialdisziplinen wie etwa der Keilschriftkunde oder der quantitativen Phonetik. So weit so gut. Stellen wir uns nun folgende Situation vor: Ein froh gemuteter Adept – bzw., natürlich, eine noch frohgemutere (oder frohergemute?) Adeptin – hat sich in die Sprachwissenschaft einführen lassen und hat sich in einem weiteren Schritt dazu entschlossen, sich auch noch in ein engeres Gebiet zu wagen, eben anhand einer ‚Einführung in ...‘. Beispielsweise wendet er – bzw. sie; die FeministInnen mögen mir verzeihen: Hinkünftig soll, wenn ich ‚er‘ sage, ‚sie‘ immer mitverstanden sein – viel Zeit und Anstrengung darauf, sich in ein so reizvolles wissenschaftliches Gebilde wie etwa das der Government-and-Binding-Theory einweihen zu lassen. Das ist natürlich – ich wiederhole es, um Mißverständnissen zu begegnen – lediglich ein zufällig gewähltes, neutrales Beispiel. Stattdessen könnte man auch die linguistische Genetik o.ä. nehmen. Wer sich einmal auf das Studium dieser Theorie – oder der linguistischen Genetik o.ä. – eingelassen hat, weiß, welche Mühe erforderlich ist, um in sie hinein- und durch sie hindurchzu-,steigen‘. Wir nehmen aber an, daß sich unser idealer Adept – vergessen wir nicht: der Adept kann auch eine Adeptin sein – von keinem Strukturbaum oder anderen Formalismen schrecken läßt und es ihm tatsächlich gelingt, geleitet von einer ‚Einführung in ...‘, hinein- und durchzu-,steigen‘. Damit wäre also die Einführung gelungen, der Autor der entsprechenden ‚Einführung in ...‘ hätte wenigstens in diesem einen Fall sein Ziel erreicht.

Wie geht es nun aber weiter? Hier k a n n – muß freilich nicht – die Situation problematisch werden und k ö n n e n wir folglich auf die Informationslücke stoßen, um deren Aufweis es uns zu tun ist. Grundsätzlich gibt es zwei Möglichkeiten: Unser jetzt in die Government-and-Binding-Theory eingeführter Adept ist von derselben restlos überzeugt und begeistert und beschließt deshalb, während seines zukünftigen Daseins als Linguist nur noch – *sit venia verbo!* – zu ‚govern‘ und zu ‚binden‘, freilich nur solange, bis des erhabenen Meisters Gehirn eine andere Theorie entsprungen sein wird. Davon wollen wir aber absehen.

Die andere, logisch immerhin nicht ausgeschlossene Möglichkeit ist die, daß der in die Theorie erfolgreich eingeführte Adept aus irgendwelchen, hier nicht näher zu erörternden Gründen von einem Gefühl der Frustration befallen wird und von der Theorie, in die er sich gerade mühsam eingearbeitet hat, plötzlich nichts mehr wissen will. Ich sage nicht, daß diese Möglichkeit in dem von uns zur Illusion gewählten Beispiel wahrscheinlich sei. In dem Universum der möglichen Welten ist sie aber eben auch, wenngleich nur in abstracto, denkbar, und darauf müssen wir für den Fall der Fälle eingestellt sein. Wir sind es aber nicht – das ist jetzt zu zeigen.

Betrachten wir die ‚Frustrationsmöglichkeit‘ unter allgemeinem Aspekt. Die Frustration äußert sich in dem unbezwingbaren Wunsch: „Nur raus hier, weg von hier!“ Dieser Wunsch freilich ist leichter gedacht als verwirklicht. Was sich einmal in unserem Gehirn festgesetzt hat, ist von dort nicht so leicht zu vertreiben. Diese Erfahrung mußte schon Kant machen, nachdem er sich gezwungen gesehen hatte, seinen Diener Lampe, der ihm über lange Jahre aufge-

wartet hatte, zu entlassen. Rational war Kant von der Richtigkeit und Notwendigkeit seines Schrittes überzeugt, aber die Erinnerung an Lampe ließ ihn nicht los, und so schrieb er in sein Notizbuch die Aufgabe: „Lampe vergessen!“. Ob dieses Rezept geholfen hat, ist mir nicht bekannt; jedenfalls dürfte es kaum als allgemein anwendbares Hilfsmittel zu empfehlen sein. Der Eindruck, es sei uns gelungen, etwas bewußt zu vergessen, erweist sich nur zu oft als Täuschung, als bloße Verdrängung, worauf uns unser Unterbewußtsein bei irgendeiner unpassenden Gelegenheit stoßen wird.

Was ist also im Falle der ‚linguistischen Frustration‘ zu tun, wenn wir nicht einfach wie Kant im Falle Lampe verfahren wollen? Das ist eben die große Frage. Ich bin weit entfernt davon, diese Frage beantworten zu können. Vor allem geht es mir darum, sie überhaupt erst einmal in unser Bewußtsein zu heben und eine Richtung anzudeuten, in der vielleicht eine Lösung gefunden werden könnte. Einen Hinweis auf eine solche mögliche Richtung entnehmen wir dem uns vertrauten linguistischen Begriffsapparat. Denken wir an den Begriff der komplementären Distribution. Die Anwendbarkeit dieses Begriffes setzt das Vorhandensein von mindestens zwei Einheiten voraus, die eben komplementär verteilt sein sollen. Übertragen wir ihn auf unsere gedachte Situation, die, wie erinnerlich, dadurch gekennzeichnet ist, daß wir durch eine ‚Einführung in ...‘ in eine Frustrationslage geraten sind, dann sehen wir sofort, woran es uns mangelt: Von zwei Einheiten ist nur eine vorhanden, eben die Einheit mit der Bezeichnung ‚Einführung in ...‘. Vielleicht ist die Allgegenwärtigkeit dieser Einheit gerade dadurch mitbedingt, daß der zu ihr komplementäre Partner fehlt (s.u.). Um was für eine Größe könnte es sich dabei handeln? – Die Antwort ergibt sich nach dem Gesagten wie von selbst: Wenn es Einführungen in die Sprachwissenschaft im allgemeinen bzw. in deren Spezialgebiete gibt, so sind komplementär dazu auch entsprechende Ausführungen denkbar. Dieser Gedanke ist so zwingend, daß man sich fragt, wieso bisher noch niemand auf ihn gekommen zu sein scheint. Für den Fall der Fälle, von dem oben die Rede war, müßte also jeweils gewährleistet sein, daß der in die Sprachwissenschaft oder eines ihrer Spezialgebiete Eingeführte auch wieder einen sicheren Weg hinaus findet.

So zwingend diese Idee nach meiner Überzeugung auch ist, so schwierig ist es gleichzeitig, sich die Möglichkeiten zu ihrer Verwirklichung *in concreto* vorzustellen. Wer, so fragt sich als erstes, soll hierfür verantwortlich sein? Hier mag uns das Stichwort ‚Verursacherprinzip‘ weiterhelfen: Wir gewöhnen uns immer mehr an das Prinzip, wonach jemand, der sich eine Beeinträchtigung der Umwelt hat zuschulden kommen lassen, für ihre Beseitigung einzustehen hat, haftbar ist. Wenn wir dieses Prinzip so, wie das die historische Sprachwissenschaft in ihrem Bereich seit dem vergangenen Jahrhundert tut, *per analogiam* auf die hier zur Rede stehende Situation übertragen, so folgt daraus, daß jeder Linguist, der sich die Abfassung einer ‚Einführung in ...‘ hat zuschulden (Pardon!) kommen lassen, verpflichtet sein muß, für die ‚Entsorgung‘ der möglichen negativen Folgen dieses Tuns geradezustehen. Konkret gesprochen, bedeutet dies, daß in Zukunft jeder ‚Einführung in ...‘ eine ihr komplementäre

„Ausführung aus ...“ beigegeben werden muß, eine Art linguistischer Faden der Ariadne.

Indem man eine solche Forderung aufstellt, könnte man es sich sehr leicht machen, indem man alle Verantwortung den Verfassern von Einführungen zuschiebt und sich selbst um die geistige Anstrengung herumdrückt, die mit der Verwirklichung unseres Postulats notwendig verknüpft ist. Schließlich betreten wir hier Neuland, nicht nur linguistisches Neuland: Mir ist kein Buch bekannt, in dessen Titel der Ausdruck „Ausführung aus ...“ vorkäme. (Titel wie etwa „Ausführungsfehler am Bau“ (1988) oder „Ausführungsverordnung und Vollzugsschriften zum Bundes-Seuchengesetz für Bayern“ [1986] kommen in unserem Zusammenhang natürlich nicht in Betracht.) In manchen Bereichen wird es keine Schwierigkeiten bereiten, ein solches Buch zu schreiben; man denke etwa an das Komplement zu einer Einführung in die vegetarische Vollwertküche o.ä. In unserem linguistischen Bereich hingegen ist alles viel schwieriger. Wie könnte eine Ausführung aus der Government-and-Binding-Theorie aussehen oder etwa auch eine Ausführung aus der quantitativen Phonetik?

Generell scheint es nur eine Möglichkeit zu geben: Man hat linguistisch-systematisch vorzugehen, indem man – die Idee des Destruktivismus aus der Kunst auf die Wissenschaft übertragend – nach Erreichung des Einführungsziels gleichsam den Rückwärtsgang einlegt und alle in der Einführung verwendeten Argumente ebenso überzeugend destruiert, wie man sie vorher entwickelt hat. Wir wissen nicht, wie das funktionieren könnte. Das liegt aber sicher nur daran, daß es bisher noch keine einzige „Ausführung aus ...“ gibt. In dem Moment, in dem ein Autor, der sich an die Abfassung einer „Einführung in ...“ machen will, stets daran zu denken hat, daß seiner Einführung mit Notwendigkeit eine Ausführung zu folgen hat, wird er bei jedem „positiven“ Gedanken von vorneherein sein eigener advocatus diaboli sein und nichts niederschreiben, was er nicht sogleich selbst widerlegen könnte. Hier, so scheint mir, zeigt sich die Fruchtbarkeit des Ausführungsgedankens: Warum gibt es so unendlich viele Einführungen, so daß wir von einem Wucherungsphänomen zu sprechen berechtigt sind? Doch wohl nur deshalb, weil bisher die Notwendigkeit, jeweils gleich eine passende Ausführung mitzuliefern, nicht anerkannt, ja nicht einmal als abstrakte Möglichkeit auch nur bewußt war. Damit ist es ab jetzt vorbei, wir sind gleichsam aus dem Zustand der linguistischen Unschuld herausgetreten.

Dies führt uns zum Ausgangspunkt unserer Überlegungen zurück, zur Informationsrevolution. Von diesem Ausgangspunkt aus sind wir zur Entdeckung einer Informationslücke gelangt, zur Entdeckung des Fehlens einer linguistischen Gattung. Nur auf den ersten Blick hat es den Anschein, als ob diese Entdeckung zu einem Anschwellen der Menge linguistischer Publikationen führen müßte. Das ist höchstens in der Theorie denkbar, nicht jedoch praktisch vorstellbar: Jeder Autor einer existierenden linguistischen „Einführung in ...“, der diesen Beitrag liest, frage sich, ob er in der Lage gewesen wäre, eine entsprechende „Ausführung aus ...“ zu schreiben. Ich habe dieses Gedankenexperi-

ment für mich selber gemacht und bin zu einem negativen Ergebnis gekommen. Es zeigt sich die dialektische List unserer Entdeckung: Indem wir auf ein Informationsdefizit aufmerksam machen, tragen wir indirekt, darum aber hoffentlich nicht weniger wirkungsvoll, dazu bei, die Informationsflut einzudämmen. Im Grunde genommen, lassen wir nur ein grundlegendes ökonomisches Prinzip in der Linguistik zur Anwendung gelangen, nämlich das Kostenprinzip.

*A propos* Dialektik. Ich muß gestehen, daß die in diesem Beitrag vorgetragene Entdeckung doch nicht ganz so originell ist, wie bisher suggeriert worden ist. Das moralische Prinzip der Gewissenhaftigkeit gebietet mir, zu bekennen, daß ich mich an dem Vorbild eines großen und unerreichbaren Vorgängers orientiert habe: 1950 publizierte der bedeutendste und genialste Sprachwissenschaftler seiner Zeit, Iosif Visarionovič DŽUGAŠVILI (1879–1953) sein epochemachendes Werk ‚Der Marxismus und Fragen der Sprachwissenschaft‘, in dem er die Fehlerhaftigkeit der sog. „Neuen Lehre von der Sprache“ N.Ja. MARRS und seiner Anhänger überzeugend nachwies. Dieser Nachweis gelang DŽUGAŠVILI so vollkommen, daß sich ohne Ausnahme alle übrigen Sprachwissenschaftler des sozialistischen Lagers von der „Neuen Lehre“ abwandten, nachdem diese jahrzehntelang das sprachwissenschaftliche Leben bestimmt hatte.

Im Titel von I.V. DŽUGAŠVILIS Werk kommt zwar das Wort ‚Ausführung‘ nicht vor. Aber um nichts anders als um eine ‚Ausführung aus der „Neuen Lehre“‘ MARRS handelte es sich bei diesem Buch. Der geniale Theoretiker des dialektischen Materialismus – dem wir übrigens, was in unserem Zusammenhang höchst signifikant ist (s.o.), auch eine tiefeschürfende Analyse der sozialistischen Ökonomie verdanken – nahm, bildlich gesprochen, die ihm blind vertrauenden Sprachwissenschaftler seiner Zeit an die Hand und führte sie aus dem Irrgarten der „Neuen Lehre“ hinaus und den lichten Höhen der wahren marxistischen Sprachwissenschaft entgegen.

Unser Ausführungsgedanke hat also ein Vorbild, und was für eines dazu! Kaum nötig, daran zu erinnern, wie aktuell dieses Vorbild gerade heute ist. Ich könnte mir denken, daß sich in Prag, Sofia, Warschau, Budapest, Bukarest, Tirana (?), Berlin (östlich des Brandenburger Tors), natürlich auch in Moskau und eines Tages vielleicht auch in Peking und Havanna nicht wenige dankbare Leser einer ‚Ausführung aus der marxistischen Sprachwissenschaft‘ finden würden, wenn es sie nur gäbe. (Um Mißverständnissen vorzubeugen, unterstreiche ich, daß sich das Pronomen ‚sie‘ selbstverständlich auf ‚Ausführung‘ bezieht.)

Ich darf zum Schluß persönlich werden und ein Geheimnis verraten: Der geplante zweite Teil der Einführung in die quantitative Phonologie, den unser Jubilar und ich schon vor Jahren erscheinen lassen wollten, ist deshalb nicht zustande gekommen, weil mir im Verlauf der Arbeit der Gedanke klar wurde, den ich in diesem Beitrag dargelegt habe. Womit der Beweis geliefert ist, daß die Entdeckung der Gattung der ‚Ausführung aus...‘ tatsächlich geeignet ist, die

Menge linguistischer Neuerscheinungen zu verringern. Es bleibt zu hoffen, daß unsere Entdeckung immer mehr ihre segensreiche Wirkung zu entfalten vermag.



# THEORETISCHE GRUNDLAGEN UND QUANTITATIV- LINGUISTISCHE ÜBERPRÜFUNG DER PSYCHOLOGISCHEN INTERVENTIONSMETHODE „SYMBOL-IMPRINTING“ (SYMBIP)

*Wolfgang Matthäus, Bochum*

## **Einführung**

Gemessen an einer interdisziplinären Gestalt wie Gabriel ALTMANN wird die desolate Interdisziplinarität der heutigen Linguistik deutlich. Seit nun bald 20 Jahren nehmen Linguisten nicht zur Kenntnis, welchen Rang ALTMANN beispielsweise in der klinischen Psychologie hat. Wo auch immer in der klinischen Psychologie über Innovationen der letzten beiden Jahrzehnte gesprochen wird, ist mit Sicherheit sogleich die therapeutische Methode des Symbol-Imprinting (SYMBIP) in aller Munde. Viele nennen sie der Kürze halber einfach die A-Technik. Man ist sich über Therapieschulen hinweg einig, daß diese anfänglich als „uncommon therapy“ apostrophierte Methode im Arsenal der Interventionsmethoden nicht nur die wohl wirksamste Technik ist, sondern daß es sich auch um die einzige handelt, die auf einer verifizierten exakten Theorie beruht. Seit der Einführung und Überprüfung der A-Technik haben die methodologischen Maßstäbe der klinischen Psychologie ein neues Niveau erreicht.

## **Zur Vorgeschichte**

Schon daß ALTMANN seine Innovation aus der Hypnosetechnik heraus entwickelt hat, verdient als ungewöhnlich hervorgehoben zu werden; erliegt doch in aller Regel, wer sich dieser Methode bedient, der Selbsthypnose: „Ich handhabe die perfekte aller Methoden.“ ALTMANN entging dieser Falle, indem er sich auf die Zufälligkeit und Labilität der hypnotischen Effekte konzentrierte. Sein linguistischer Scharfblick erschloß ihm, was den hypnotisierenden Psychologen verborgen geblieben war: Die Wirksamkeit der Hypnose hängt von der Tiefe der erreichten Trance ab - das wußten die Psychologen -, und diese ist von der Lebhaftigkeit der vom Hypnotiseur gelenkten Vorstellungsbilder abhängig - hier liegen die bisher nicht beachteten Grenzen. Aus hierzulande unzugänglichen Erhebungen indonesischer Schamanen konnte ALTMANN zweifelsfrei ableiten, daß nur 1% der deutschsprachigen Bevölkerung über derartige Imaginationsfähigkeit verfügen, daß sie sich gleichsam auf Befehl ein präzises, detailreiches, stabiles Bild vor die Augen zaubern können (ALTMANN & EFFENDI 1985). Daß ein Linguist sich nach dieser Einsicht von ikonischem Material ab und sprachlichen Symbolen zuwendet, ist selbstverständlich. Selbst Psychologen sind bereits dahin gelangt, wenn auch wohl zufällig: Im autogenen

Training werden sprachliche Formeln endlos wiederholt. Die Begründung für diese Praxis nachzuliefern, blieb einem Linguisten vorbehalten: „Ein Symbol ist von höherer psychologischer Mächtigkeit als ein Bild, weil es die faszinativen Potenzen einer ganzen Klasse von Bildern in sich konzentriert und den Ballast zerstreuer Details von sich abgestreift hat“ (ALTMANN 1970, 21).

Hier tat sich eine zweite Falle auf, der normalerweise die Autogentrainer verfallen. In selbstsuggestiver Verblendung verkennen sie nämlich, daß die autogenen Formeln von durchschnittlich 91.5% der an einer Sitzung Teilnehmenden als kontrafaktische Behauptungen erlebt werden (HAŠEK & LADA 1923, 521). Beispiel: „Ich mecht (gemeint ist: Ich bin verpflichtet. Anmerkung H & L) alleweil zu mir sprechen, meine Füße sind scheen warm, aber bei der Hundskälten in dem Zimmer da sterbens in den engen Stiefeln ab.“ (a.a.O.) Offensichtlich gelang es dem Informanten nicht, an ein Wahrwerden durch bloße Wiederholung zu glauben. Noch kritischere Naturen aus dem beschriebenen Material erwähnten sogar (zur Bestürzung des Beichtigers, so wird angemerkt) Sartre und seine „mauvaise foi“ (so ein gewisser O.L. LUKÁŠ, a.a.O., 522). Die Metaanalyse der Angaben von HAŠEK & LADA hat ALTMANN angeregt, ein Meßinstrument für Kritikalität (KRITIKALT) zu entwickeln, das auf folgender Formel beruht:

$$K' = \text{MKT}/\text{DTS} \times \ln W,$$

mit  $K'$  als Kritikalitätsscore,  $\text{MKT}$  der abendlichen Körpertemperatur des Probanden im Monatsmittel,  $\text{DTS}$  seiner differentiellen Wärmeempfindungsschwelle, und  $W$  der Anzahl von Wiederholungen bis zur ebenmerklichen Erwärmung der Füße.

Man beachte die Bipolarität der Skala: Sinkt die Wiederholungszahl unter 1, wird  $K'$  negativ. Dieser Pol der Skala wird als Panegyrismus bezeichnet.<sup>1</sup>

### Die theoretischen Voraussetzungen zur Entwicklung des SYMBIP

Wie ALTMANN mit der störenden Kontrafaktizität der autogenen Formeln fertig geworden ist, ohne ihre Sinnladung zu zerstören, kann nicht anders als genial genannt werden: Zerschlagung der propositionalen Form.

Zunächst ging ALTMANN darin einen Schritt zu weit. Er übersetzte die gebräuchlichen Formeln ins Indonesische (für Autotraineen, denen diese Sprache fremd war), und erzielte damit auch im oberen Quartil der KRITIKALT-Skala eine signifikante Verbesserung der Effekte (ALTMANN, TRULLALA & SCHNARCH 1972).

---

1 Zur theoretischen Begründung und Handhabung siehe: ALTMANN & ŠKODA 1989.

Überlegungen auf der Basis seiner universalen synergo-autopoietischen Systemtheorie (ALTMANN 1975) führten ALTMANN rasch zu der Einsicht, daß der Umweg über Verfremdung der Symbole nutzlos, ja hemmend ist. Positiv formuliert, kristallisierte sich diese Einsicht seitdem in fünf Axiomen (ALTMANN vielerorts).

*Axiom 1:* Autopoiese heißt auch, der Organismus produziert selbst die Symbole, für die er am rezeptivsten ist.

*Korollar:* Was er selbst produziert hat, beeinflußt ihn maximal.

*Axiom 2:* Die Symbolproduktion erfolgt unter constraints aus verschiedenen Persönlichkeitsschichten.

*Korollar:* Nicht alles ist gleich zentral in bezug auf die Sinnschicht.

*Axiom 3:* Die Zentralität sprachlicher Symbole wird vom momentanen Thema (current concern) moduliert.

*Korollar:* Bei Themenwechseln kann ein Symbol von der zentralen Position verdrängt werden.

*Axiom 4:* Die Produktion jedes Symbols erfolgt rekursiv, d.h. über eine Rückkopplungsschleife, so daß es mehr oder weniger periodisch wiederholt wird.

*Axiom 5:* Der Rekursionstakt ist desto starrer, je zentraler ein Symbol im Moment ist.

*Korollar:* Die Iteration peripherer Symbole wird stärker von der Peripherie bestimmt, ist also weniger geordnet.

Aus diesen Axiomen folgt, daß mit den Methoden der von ALTMANN entwickelten Wiederholungsanalyse (ALTMANN 1988) die zentralen Symbole bezüglich eines Themas aus einem Text zu dem Thema identifizierbar sein müssen.

Damit war die generelle Strategie einer neuen Verbindung von Linguistik und klinischer Psychologie vorgezeichnet. Ein entscheidendes Glied in der Ableitungskette zu einer neuen Therapieform fehlte noch. Angenommen, man hat die zentralen Symbole zum Thema Kopfschmerz bei einem Patienten eruiert - wie kann man sie therapeutisch einsetzen?

### **Die psychosomatische Achse des SYMBIP**

Die Ebene der hypnotischen und autogenen Formeln hat ALTMANN längst unter sich gelassen. Sein interdisziplinärer Genieblick nimmt einen Konnex zwischen Symbolautopoiese und Akupressologie wahr:

Muß es nicht eine Synergie zwischen funktionell spezialisierten Akupunkten und rekursiv erzeugten Zentralsymbolen geben? Wie, wenn man die thematisch zentralen Symbole auf die ihnen funktional zugeordneten Akupressurstellen setzte? Sobald es einem gelänge, eine Schwelle der Korrespondenz zu

überschreiten, müßte doch durch Resonanz ein gegenseitiges Aufschaukeln – eine Attraktion der funktionellen Systeme – stattfinden. Das bedeutet, das thematisch in gewissen Grenzen vagabundierende Symbol würde nun rekursiv festgelegt, zentriert. Die Wirkung der Resonanz müßte überwältigend sein – ähnlich den bereits in anderem Zusammenhang entdeckten kohärenten Zuständen (CECHMISTRO 1981). Die rekursive Potenzierung von Presso- und Symbolfunktion muß wohl die besten Effekte von Trance und Suggestion zusammen weit übertreffen, demnach den Aufwand des Hypnotisierens überflüssig machen.

Mit dieser Ableitung war die Idee zum SYMBIP geboren. Der Rest war professionelle Alltagsarbeit eines quantitativen Linguisten auf dem Terrain der experimentellen Psychologie (darum von Linguisten unbemerkt geblieben).

### **Konstrukt- und Kriteriumsvalidierung des SYMBIP**

Im folgenden wird das klassisch zu nennende Experiment von ALTMANN et al. geschildert, mit dem die Grundhypothese des SYMBIP bestätigt (ich wiederhole: bestätigt, nicht nur gestützt!) werden konnte. In Erwartung des Bandes 50 der QL (Hrsg. WIEDER, EBENSCHON & GLEICHNOCHMAL), der fast alle grundlegenden und sekundären Arbeiten zum SYMBIP vereinigen wird, kann ich mich hinsichtlich einiger mehr für Psychologen interessanter Details kurz fassen.

#### **1. Versuchspersonen**

Zur Sondierung der Indikationsgrenzen der Methodik wurden zwei extrem verschiedene Klientengruppen gewählt:

100 Bibliotheksstauballergiker (BSA),

100 Fremdsprachphobiker (FSP),

nahezu die Hälfte der Klientel des Studienbüros der RUB<sup>2</sup> in einem typischen Monat des SS 1986.

Jede Experimentalgruppe wurde mit einer eigenen Kontrollgruppe von je 100 Nichtteilnehmern am Experiment gematcht (KB resp. KF).

#### **2. Versuchsplan**

Die Untersuchung bestand aus einem Prätest zur quantitativlinguistischen Identifikation der optimalen Symbole, einer Intervention mit SYMBIP und einem Posttest zur Ermittlung der klinischen Wirksamkeit der Symbole.

---

2 Anmerkung d. Hgg.: Ruhr-Universität Bochum.

### 3. Die Durchführung des Prätests

Jeder Proband der Experimentalgruppen produzierte unter posthypnotischer Suggestion (d.h. nach einem hypnotischen rehearsal der thematisch zugehörigen Situation) nacheinander, in randomisierter Reihenfolge, drei Texte von je 2 Seiten Umfang:

- einen Text mit Leidensthematik (L),
- einen Text zu einem verwandten Thema (V),
- einen Text zu einem neutralen Thema (N).

Für die BSA-Gruppe z.B. lauteten die Themen:

„Hilfe ich erstickte in der Institutsbücherei!“ (L)

„QL auf Brockmeyers Ramschtisch – hatschi!“ (V)

„Vom Nutzen und Nachteil eines Campingplatzes an der Oesterendestraße“ (N)

Und hier zur Illustration die Instruktion zum Traumarehearsal für FSP:

«Und wieder sind Sie in dem Land angekommen, wo man das unheimliche ... spricht (Name der vom jeweiligen Klienten phobisch besetzten Sprache einsetzen). Sie stehen spät abends an der Rezeption des Hotels (sinnvollen Namen einsetzen) und suchen verzweifelt nach den Wörtern für: „Ich habe bei Ihnen ein Zimmer bestellt.“ Kein Wort fällt Ihnen ein. Ihr Kopf ist leer, absolut leer. Sie gestikulieren, rufen „Hallo!“ und „Bitte, helfen Sie mir!“ Niemand beachtet Sie. Besucher strömen herein. Sie verstehen nicht, was diese hervorgurgeln, -zischen, -zwitchern. Sie sehen nur, daß sie Schlüssel erhalten und in den weitverzweigten Gängen verschwinden. Man drängt Sie rabiat beiseite. Sie beginnen zu weinen... (Ausmalung von drei weiteren, zunehmend quälenden Details).»

### 4. Das quantitativlinguistische Analyseverfahren

#### a) Wahl der Analyseeinheit

Die Korngröße WORT schied aus, da nach ALTMANN (1988, 2) Wörter unter thematischem, also peripherem Zwang wiederholt werden, so daß keine stabile Periodizität zu erwarten ist. Das Alphabet der Buchstaben oder gar der Silben ist zu groß, als daß man es auf Periodizitäten der Wiederholungen durchprüfen könnte. Mit heuristischem Scharfblick wählten die Untersucher für jeden Text ein thematisches Schlüsselwort aus, indem sie uneingeweihte Beurteiler je drei für den Text besonders charakteristische Wörter vorschlagen ließen und dasjenige mit der höchsten Anzahl von Nennungen nahmen. Man begann die Analyse mit dessen Buchstaben, aufsteigend bis zu Trigrammen.

Beispiel: Bei Vp Mur aus der Gruppe FSP wurden die 6 Buchstaben, 5 Digramme und 4 Trigramme des Wortes FUCKEM der Wiederholungsanalyse unterzogen.

*b) Entscheidung über die Wiederholungsform*

Unter den von ALTMANN (1988, 3–6) aufgezählten Wiederholungsformen ließ sich die Aggregationswiederholung mit einer Selbststimulationsannahme am besten psychologisch begründen: Die Abhängigkeit zwischen den Erscheinungen des fraglichen Elements wird durch diesen Mechanismus geradezu erzwungen (a.a.O. 155).

*c) Wahl des Zufallsmodells*

Da *eine* Einheit gesucht wird, kommen Zufallsmodelle für binäre Daten in Frage. Die Annahme erzwungener Abhängigkeit legt Markovketten für die Distanzen jedes Buchstaben, Digramms und Trigramms nahe.

Die gesuchte Einheit soll sich durch die Dominanz einer Distanz auszeichnen. Konservative Zufallsmodelle sind also Markovketten höheren Grades mit aufgelockerter Klumpung (a.a.O. 162f.). Da diese in Vorversuchen eine verächtlich hohe Anzahl von Symbolen signifikant vom Modell abweichen ließen, erfanden die Untersucher den ingeniosen Ausweg der fraktalen Ordnungen. Es wurde ein Algorithmus konstruiert, der fraktale Modelle von der Ordnung 0.5 bis zur Ordnung 2.5 in Dezimalschritten an die Daten anpaßt und diejenige mit dem kleinsten signifikanten Chi-Quadrat (Signifikanz nach Alpha-Adjustierung) findet.

*d) Durchführung der Analyse*

Es wurden also je 21 fraktale Modelle an die Distanzverteilungen aller Buchstaben, Digramme und Trigramme des Schlüsselwortes aus je 3 Texten von 400 Personen angepaßt (wobei es keine Arbeitersparnis bedeutete, daß die Texte der Kontrollpersonen nicht existierten).

*e) Kriterium der Symbolauswahl*

Von den Symbolen, die das Kriterium der nur ebenmerklichen Abweichung von mindestens einer und höchstens 5 benachbarten nichtklumpenden (fraktalen) Modellverteilungen erfüllten, wurden durch Inspektion der empirischen Distanzverteilungen diejenigen mit scharfer Monomodalität selegiert (Kriterium: spitzer Winkel).

*f) Ergebnisse*

Bei 181 der 200 Klienten aus den Experimentalgruppen konnte aus den L-Texten genau eine monorhythmisch iterierende Einheit identifiziert werden. Die Klienten mit mehr oder weniger als einem solchen persönlichen, leidensbezogenen Symbol konnten bei verschärfter Nachfrage als Simulanten überführt und aus der weiteren Untersuchung ausgeschlossen werden. Der Unterschied zu den beiden anderen Texten und ebenso zu den Nichttexten der Kontroll-

gruppen war eindeutig: Die Verteilungen blieben einerseits im Konfidenzbe-  
reich vieler fraktaler Modelle, andererseits, wo Abweichungen signifikant wur-  
den, waren die deskriptiven Verteilungen nie spitzwinklig monomodal.

Bemerkenswert ist, daß sich die Zentralsymbole der Gruppe FSP fast  
durchgängig als Einzelbuchstaben herausstellten (2 Personen mit Trigrammen  
erwiesen sich als Mehrfachgeschädigte), während die Gruppe BSA fast durch-  
gängig mit Digrammen aufwartete (3 Abweichler mit Einzelbuchstaben litten,  
nach genauerer Prüfung, in Wirklichkeit an einer Kunstlichtallergie).

*g) Ausgewählte Befunde zur Illustration des Verfahrens*

Für Herrn P.Q. aus der FSP-Gruppe, mit einer Spanisch-Phobie, wurde  
folgende Tabelle aufgestellt (Tab. 1), in der Charakteristika für den kritischen  
Buchstaben s mit denen einiger anderer Buchstaben (die in allen seinen Texten  
auftraten) verglichen werden können. Die Charakteristika sind arithmetische  
Mittel und Standardabweichungen der empirischen Distanzenverteilungen so-  
wie Chi-Quadrate dieser Verteilungen bzgl. des optimalen fraktalen Markov-  
modells für s. Letzteres ist dasjenige mit dem zweitkleinsten signifikanten Chi-  
Quadrat. Dies wurde wegen seiner besseren Interpretierbarkeit bevorzugt. Es  
hat die Ordnung 1.32. Das bedeutet ein Mischmodell, bei dem 32% der Distan-  
zen der Markovkette 2. Ordnung und der Rest dem Markovmodell 1. Ordnung  
folgen. Die Ableitungen, von ALTMANN (1988, 156) aus verallgemeinernd, kann  
man so schreiben:

$$P(x=X)= \begin{cases} .78 & \left\{ \begin{array}{ll} (P(1 | 1)) & \text{für } x=0 \\ P(0 | 1) P(1 | 0) & \text{für } x=1 \end{array} \right. \\ .32 & \left\{ \begin{array}{ll} P(0 | 1) P(0 | 10) P(0 | 00)^{(x-2)} P(1 | 00) & \text{für } x=2,3\dots \end{array} \right. \end{cases}$$

Das interpretierbarste unter den Kleinst-Chi-Quadrat-Modellen wurde  
aufgrund einer von BOCHUMERAŠVILI (1986) beschriebenen Gesetzmäßigkeit  
leicht gefunden: Das Fraktal des einstellungsgesteuerten Oszillationsgenerators  
wird attrahiert von einer logarithmischen Funktion des Alters beim Abschluß  
des Grundwortschatzes und zugleich von einer Potenzfunktion des Tempos  
des Spracherwerbs:

$$d = \ln(A_g - A_v) \times \exp(-(A_s - A_m)).$$

Die Altersparameter A.. sind auf selbstevidente Weise leicht zu schätzen:

*A<sub>g</sub>*: gegenwärtiges Alter (in Jahren),

*A<sub>v</sub>*: Alter des Erwerbs des Wortes VIDEO, das den Abschluß des Grund-  
wortschatzes anzeigt,

*A<sub>m</sub>*: Alter, in dem das Wort MAMA zum ersten Mal benutzt wird,

As: Alter, wo das Wort SPOILER auftritt (im entarteten Fall, wo As kleiner als Am ist, muß der Exponent Null gesetzt oder die Annahme einer regressiven Entwicklung erhärtet werden, für die andere Formeln gelten).

Wie zu vermuten, hat eine kurze anamnestiche Befragung von P.Q. Schätzungen ergeben, die das Fraktal  $d=1.32$  berechnen ließen, das ganz nahe am Optimum nach dem Chi-Quadrat-Kriterium liegt.

**Tab. 1:** Charakteristika der Anpassung einiger empirischer Symbolverteilungen der Person P.Q. (FSP) an das Markovkettenmodell der Ordnung 1.32 (Chi-Quadrat mit 8 FG)

Text:		Buchst.:					
		e	f	g	l	s	t
L	D	2.3	7.9	11.4	13.8	5.8	8.7
	Sd	1.8	4.2	8.0	10.5	0.1	6.6
	X <sup>2</sup>	10.2	8.4	7.5	18.9	33.3	11.8
V	D				14.9	6.2	
	Sd				2.7	5.7	
	X <sup>2</sup>				22.7	8.2	
N	D				14.1	5.9	
	Sd				11.2	5.2	
	X <sup>2</sup>				7.6	10.7	

(D bezeichnet den Distanzmittelwert, Sd die zugehörige Standardabweichung, X<sup>2</sup> das Chi-Quadrat)

Die Tabelle enthält nur die nötigsten Eintragungen zur Illustration der typischen Verhältnisse. Die ausgelassenen Werte weichen nicht sehr von denen beim Buchstaben l ab, sieht man von dessen eben erreichter Signifikanz im Text V ab (Thema: Latein, das für die Vp von untergeordneter Bedeutung ist). Das Leidenssymbol s hebt sich von dem recht gleichförmigen Profil deutlich ab: minimale Streuung der Distanzen, ausgeprägte Signifikanz (*nota bene*: dennoch das zweitkleinste Chi-Quadrat unter allen ausprobierten Anpassungen).

Analoge Muster wie bei P.Q. fanden sich bei allen Probanden der Experimentalgruppen mit Ausnahme der schon genannten Ausreißer. Das Bild rundet sich, wie zu erwarten, aufs schönste ab beim Kontrast mit den Kontrollgruppen: In deren nichtvorhandenen Texten vermochte sich kein einziges Symbol entfernt so wie die Leidenssymbole der Experimentalgruppen zu profilieren.

#### *h) Fazit des Prätests*

Die bisher berichteten Befunde insgesamt kann man als vielversprechende Konstruktvalidierung eines neuen diagnostischen Instruments bezeichnen.

## 5. Die Interventionsphase

Alle noch verbliebenen Personen der Versuchsgruppen durchliefen individuelle SYMBIP-Sitzungen, in denen wiederholt ein und dasselbe Symbol auf einen und denselben Akupressurpunkt appliziert wurde. Die leidensspezifischen Punkte wurden dem Akupressuratlas des Tibetanischen Buchs der Toten entnommen.

Das Applikationsverfahren wurde denkbar einfach gestaltet: Der Versuchsleiter (immer G.A. selbst) zeichnete das Symbol in Großbuchstaben des Zeichensatzes Rockwell mit dem rechten Zeigefinger, rasch und mit leichtem Nachdruck, auf die entblößte Akupressurstelle.

Die Anzahl der Applikationen wurde individuell bestimmt aus der beim Schreiben des Textes registrierten Anzahl von Schluckreflexen (nach einer von SCHWINGREIM & WIEDERKÄU mündlich mitgeteilten Vermutung, deren subtile psychosomatische Herleitung der hier referierten Originalarbeit zu entnehmen ist). Schließlich durften auch die Pausen zwischen aufeinanderfolgenden Applikationen des Symbols (ISYMBIPI = Inter-SYMBIP-Intervalle) nicht der Willkür überlassen bleiben. Sie sollten, aus evidenten Gründen, dem Zeitabstand der Symbolrekursion beim normalen Vorlesen des Textes möglichst genau entsprechen; dieser wurde also in einem kurzen Vortest mit der Stoppuhr ermittelt. Beide Versuchsgruppen wurden je zur Hälfte randomisiert zwei Versuchsbedingungen zugeteilt:

*Bedingung R1 (Resonanz):* SYMBIP mit dem kritischen Symbol der Person, wie in Absatz 4 f ermittelt;

*Bedingung R2 (Rauschen):* SYMBIP mit einem zufällig gewählten Symbol, das vom kritischen verschieden war.

Mit den Kontrollgruppen wurde sinngemäß gleich verfahren. Jede Person erhielt in Abwesenheit, d.h. über mentale Fernapplikation, das Symbol ihres Match-Partners.

Nach der festgesetzten Anzahl von SYMBIPs wurde bei der Hälfte der Personen (wiederum innerhalb jeder Gruppe randomisiert) wie folgt fortgefahren: Es wurde die behandelte Stelle mit wasserfestem Lumoprintstift eingezirkelt, und die Versuchsperson erhielt die Verschreibung, selbst einmal täglich zu derselben Zeit eine gleichlange SYMBIP-SERIE (Stoppuhr verwenden!) zu applizieren. Daß die Symbole dabei auf dem Kopf oder, falls ein Spiegel benötigt wurde, spiegelverkehrt stehen würden, wurde als unerheblich erachtet (vgl. SHAUGHNESSEY & LOCHNESS 1987).

## 6. Nachtest

### a) Das Verfahren

Zur Evaluation der Wirksamkeit von SYMBIP wurden für jede klinische Gruppe je zwei Instrumente entwickelt:

- ein Verhaltensbeobachtungsbogen bezüglich der kritischen Situation (VEBEKRITSI),
- ein Befindlichkeitsfragebogen bezüglich der kritischen Situation (BE-FIFKRITSI), beide publiziert in HRDLIČEK, HRDLIČEK & HRDLIČEK (1990; dort auch Angaben über die Itemselektion nach Hauptkomponenten).

Als Beispiel sei hier nur ein Item aus dem VEBEKRITSI/BSA angeführt:

Der Proband wird in die Institutsbibliothek geführt und die Zeit  $t$ (hatschi) bis zum ersten Niesen (oder anderen Anzeichen einer Atmungsstörung) in Sekunden gemessen.

Beide Instrumente wurden bei jeder Person (Kontrollpersonen wieder in Abwesenheit) nach 2, 7, 21 und 60 Tagen angewandt.

### *b) Resultate*

Daß die Effizienz von SYMBIP alle Erwartungen übertreffen würde, war zu erwarten, nicht jedoch das tatsächliche Ausmaß der Effekte. Am Beispiel der BSA-Leidenden: Während vor dem SYMBIP kein einziger eine Institutsbibliothek auch nur betreten konnte, hielt die Mehrzahl der mit dem Zentralsymbol GeSYMBIPten (Resonanzbedingung) bei der ersten Nachttestserie (nach zwei Tagen) bereits mindestens 10 Minuten ohne zu niesen etc. aus. Danach divergierten die Anstiegskurven der fremdapplizierten und der selbstapplizierenden Personen; die letzteren standen nach der 3. Nachmessung (21. Tag) gar nicht mehr zur Nachuntersuchung zur Verfügung, weil sie ohne Gewaltanwendung nicht mehr vom Literaturstandort ihrer Fremdsprache losgerissen werden konnten.

Der geradezu schockartige Eindruck dieses Wandels versetzte die zu der Zeit als Humboldtstipendiaten in Bochum weilenden klinischen Psychologen O. HARDY & S. LAUREL aus Tschenstochau auf ein in der psychologischen Fachliteratur selten erreichtes Niveau frenetischer Begeisterung, nachzulesen in der ansonsten knochentrockenen Zeitschrift *Behavioral Research Methods, Instruments, and Computers*, Supplement 13, 1990 „Die Votivtafel“ (in German). Die Lektüre dieser Würdigung ersetzt das Studium Hunderter von graphischen Darstellungen der differentiellen Gesundungskurven (die auf Anfrage vom Redaktionskollegium der QL gegen eine vom Dollarkurs abhängige, zu erfragende Schutzgebühr zugeschickt werden).

Nicht ohne Interesse ist, daß auch einige scheinbar resistente Fälle aufgeklärt werden konnten. Bei Nachanalysen ihrer Daten entschied man sich für Markovketten geradzahlig-ganzer Ordnungen, fand für diese Klienten neue Symbole und konnte sie erfolgreich nachbehandeln. Es wird vermutet, daß die atypischen Schwingfrequenzen durch extreme Musikdauerbeschallung im 3. Schwangerschaftsmonat zustandekommen. BARABANŠČIKOV & HUNDEPFEIFE führen bereits ein von der Stiftung Volkswagenwerk finanziertes Projekt zu der Frage durch.

Konsistent mit den positiven Befunden, gleichsam ihre logische Kehrseite, sind die negativen: Die mit der Rauschversion geSYMBIPten Klienten weigerten sich nach wie vor, eine Bibliothek zu betreten bzw. ein Wort ihrer verhaßten Fremdsprache über die Lippen kommen zu lassen. Bei den Kontrollpersonen andererseits traten im Beobachtungszeitraum nur ganz vereinzelt Störungen auf, die mit den mentalen SYMBIP-Projektionen in Zusammenhang zu stehen schienen. Diese Ausnahmen sind insofern wertvoll, als sie für die lokale Geltung des umgekehrten Paracelsusschen Analogieprinzips sprechen: Was dich nicht gesund macht, kann dich krank machen.

## Ausblick

Hier nun müssen zwei Forschungsprogramme angeführt werden, die im 50. Band der QL aus unverständlichen Gründen nicht einmal erwähnt werden.

1. Mehrere Forschungsgruppen, u.a. in San Diego, Tartu und Tokio arbeiten fieberhaft an der Optimierung der Symbolgestaltung. Es liegen mehrere grundverschiedene Strategien im Wettstreit. Während die Tokio-Gruppe die Wärme und Sanftheit der applizierenden Therapeutenhand für ein unaufgebares Ingredienz hält, arbeiten die Forscher in San Diego erfolgreich mit gekühlten metallischen Prägestempelchen, und die Tartuer setzen auf die feuchte Kühle von Stempeln, die aus leicht angefrorenen und angefaulten Kartoffeln geschnitzt werden. Der 1. internationale Kongreß in Bochum, 28. – 30. Februar 1991, wird unter dem Thema „SYMBIP – streicheln oder stempeln, und wenn ja, wie?“ Hunderte namhafter Spezialisten versammeln und möglicherweise, das ist meine Prognose, die Gleichberechtigung aller Techniken erweisen – was zählt, sind Glaube der Therapeuten und Involvement der Klienten.

2. In einem hämischen Pamphlet, dessen Zitierung sich verbietet, hat OBORONOSPOBNOST (1990), leider auf unsäglichem Niveau, ein nicht abzuweisendes Problem angesprochen, das die Akzeptanz von SYMBIP eine zeitlang ernstlich gefährdete. Seine Unterstellung: Wenn SYMBIP ein so machtvolles Influenzverfahren ist, so hat sich die Menschheit damit zum wiederholten Male eine Technik aufgeladen, die ihr aus den Händen gleiten wird. Nicht nur daß mißbrauchlüsterne Diktatoren sich jetzt schon die Hände reiben (was nicht mit SYMBIP zu verwechseln ist), weil sie in Zukunft auf Giftgas gegen aufsässige Stämme verzichten können, da es Aufsässigkeit bald nicht mehr geben wird – hier ist die Waffe für den perfekten, weil spurlos bleibenden Mord geschmiedet worden. Wenn man durch Textanalyse das Todessymbol einer Person gefunden und damit ihr Alpha-Omega-Kommandoneuron (SOKOLOV & VAJTKJAVIČ JUS 1990) SYMBIPiert...

Glücklicherweise konnte diese apokalyptische Vision wenige Wochen nach ihrer Publikation in risikoreichen Selbstversuchen von KAMIKADZE, BEST & ATTER (1990) restlos in Nichts aufgelöst werden. Es ist sicher, daß ein gesunder Organismus keine Todessymbole erzeugt und folglich auch nicht für Sym-

bole mit intendierter Thanatosemantik rezeptiv sein kann. Damit hat auch dieses von ALTMANN längst schon formulierte Postulat seine Bestätigung gefunden.

Die grundsätzlichere Klärung blieb ALTMANN selbst vorbehalten (ALTMANN 1991). In einer soeben abgeschlossenen Versuchsreihe überprüfte er, ob die Gefahr besteht, daß SYMBIP sich als Instrument zur Gehirnwäsche anbieten könnte. Bei Studentengruppen mit diversen Beschwerden oder positiven psychologischen Trainingswünschen untersuchte er die Wirksamkeitsvoraussetzungen von SYMBIP. Es war eine Überraschung, wie eng die Grenzen der Effizienz dieser so mächtigen Methode gezogen sind. Wenn man die Probanden verstimmte, mit negativen Prognosen erschreckte oder wenn sie sich unter Zwang gesetzt fühlten (Reaktanz), blieben SYMBIP-Effekte vollständig aus. Schon die schlichte Einleitung: „Dies ist ein Test Ihrer Widerstandskraft gegen ungewollte Beeinflussungen“ machte die nachfolgende SYMBIP-Applikation unwirksam. Ebenso, wenn der SYMBIP-Applikateur beiläufige Zweifel am Sinn und Nutzen des Verfahrens verlauten ließ. Es scheint nur eine ganz spezifische Konstellation von Umständen zu geben, unter der SYMBIP wirkt: Zustimmung und Zutrauen der zu Behandelnden.

Hier muß der Referent (der übrigens mittels SYMBIP von einem hartnäckigen Methodenfetischismus geheilt worden ist) doch eine methodenkritische Bemerkung machen. Der Optimismus erscheint mir voreilig, solange nur Studenten getestet worden sind. Wer will ausschließen, daß es nicht doch Subkulturen oder gar ganze Gesellschaften gibt, die im Laufe der Evolution das Reaktanz-Gen verloren haben und darum leichte Beute für SYMBIP-Hirnwäscher wären? Ich meine dieses Problem ist eines internationalen Kongresses eher würdig als die Ornamentik des SYMBIP-Stempels.

#### LITERATUR

- Altmann, G.: Imago oder Symbolon – das ist hier die Frage. *Zentralblatt für den ganz entschiedenen Fortschritt der Geisteswissenschaften* 1970, 0, 33–20.
- Altmann, G.: Urphänomene und Urworte. *Enzyklopädie der Grenzwissenschaften*. Freiburg: Verlag Der Seher 1975.
- Altmann, G.: Wiederholungen in Texten. Bochum: Brockmeyer 1988 (QL Band 36).
- Altmann, G.: SYMBIP als Gehirnwäsche? Ein Mißverständnis. *Psychologische Rundschau*, im Druck.
- Altmann, G. & Effendi, R.: QL-basierte Ableitung der Imaginationsgrenzen einer deutschsprachigen Teilpopulation aufgrund von Haptikwortschatzdichten in indonesischen und deutschen Texten. *Kaleidoskop des Weltumseglers* 1985, 587, 1004–1011.
- Altmann, G., Fonemuchov, U.Ju., Konsonantenko, A.Ja. & Morfemščikova, Ja. E.: SYMBIP. *Vestnik Novosibirskogo un-ta* 1986, Nr. 3.

- Altmann, G. & Škoda, F. Psychosomatische Grundlagen der Kritikfähigkeit. Zur Veröff. angen. von: *Annalen für generative Haptik und Homiletik*.
- Altmann, G., Trullala, S. & Schnarch, T.: Boosting relaxation. *Journal of Clinical Psychology* 1972, 13, 126–141.
- Bochumirašvili, I.: Ganckhoba da änis ganvitareba. Tbilissi, Macne 1986, Nr. 2.
- Cechmistro, I.Z.: Poiski kvantovoj koncepcii fizičeskich osnovanij soznaniija. Char'kov 1981.
- Das Tibetische Buch der Toten. München: Barth 1990.
- Hardy, O. & Laurel, S.: Hurra, SYMBIP hat geholfen – bitte weiter helfen! *Behavioral Research Methods, Instruments, and Computers*. Supplement 13, 1990, Die Votivtafel (special volume, in German, edited in Konnersreuth).
- Hašek, J. & Lada, J. Aus den Beichtgeheimnissen des Feldkuraten O. Katz. Prag: Verlag Schwejksches Erbe 1923.
- Hrdliček, A., Hrdliček, B. & Hrdliček, C.: VEBEKRITSI-FSB, VEBEKRITSI-BSA, BEFIFKRITSI-FSP und BEFIFKRITSI-BSA in der Alltagsarbeit des SYMBIP-Therapeuten.  
SYMBIP am Morgen und SYMBIP am Abend: *Journal für die Heile Welt* 1990, 180. Lieferung, DLXI – DCXII.
- Kamikadze, N., Best, A.O. & Atter, X.: Heureka, there are no death symbols. Repressing the obscene „Vorstellung“ of O.P. Oboronosposobnost. *FBI-Bulletin of Psychoanalytic Criminality Research* 1990, 5, 856–912.
- Oboronosposobnost, O.P.: Schmieden Linguisten und Psychologen das Werkzeug für den perfekten Mord? *Warum eigentlich psychologie heute* 1990, 16, 41–53.
- Shaughnessy, G.R. & Lochness, L.G. Isotropy of the unconscious. *Neuropsychologia* 1987, 40, 265–279.
- Sokolov, E.N. & Vajtkjavičjus, G.G.: Nejrintellekt. Ot nejrona k nejrokomputeru. Moskva: Nauka 1990.





## PRODIGIA NATALICIA ORIENTALIA

*Erich Neu, Bochum*

1. Geburtstage pflegen mit Glückwünschen verbunden zu sein. Ein besonderer Geburtstag wie der jetzige meines langjährigen Bochumer Kollegen Ladislav G. Altmann verlangt daher auch Glückwünsche besonderer Art.

2. Im Alten Orient – auf diesen Kulturkreis beschränken wir uns hier – dienten Orakel als ein Mittel zur Schicksalsdeutung und -vorhersage. War der Orakelbefund günstig, sah die Zukunft für den, dem die Orakelanfrage galt, ebenso hoffnungsvoll aus. Unter den im Alten Orient praktizierten sehr unterschiedlichen Verfahren der Divination haben wir für den aktuellen Anlaß das Leberorakel<sup>1</sup> ausgewählt. Für die Leberschau darf mesopotamischer Ursprung als gesichert gelten. Seit altbabylonischer Zeit ist dieser Orakeltyp gut bezeugt und findet sich auch in Randgebieten Mesopotamiens, darunter auch in Kleinasien. Bei der Leberschau erfolgte die Weissagung normalerweise auf der Grundlage einer Schafsleber, die vom Opferschauer gründlich auf ihre äußeren Besonderheiten und (pathologischen) Veränderungen hin untersucht wurde. Dabei handelt es sich um eine recht komplexe Methode, die über ein ausgeklügeltes Kennzeichnungssystem mit speziellen Termini verfügt<sup>2</sup> und daher wohl nur den Eingeweihten, also den Wahrsagern, richtig vertraut war. Aus verschiedenen Regionen des Alten Orients sind uns Tonlebermodelle mit aus Protasis („Wenn ...“) und Apodosis („dann ...“) bestehenden Aufschriften (in Keilschrift), die den jeweiligen Orakelbefund und dessen Ergebnis und Deutung betreffen, überliefert. Mit Blick auf unseren Geburtstagsjubiläum habe ich einige Lebermodelle herausgesucht, die insgesamt Günstiges verheißen.

3. Mit dem ins 14. vorchristliche Jahrhundert zu datierenden, in der Hethiter-Hauptstadt Chattuscha (ca. 150 km östlich von Ankara bei dem türkischen Dorf Boğazkale, vormals Boğazköy, gelegen) gefundenen Lebermodell

---

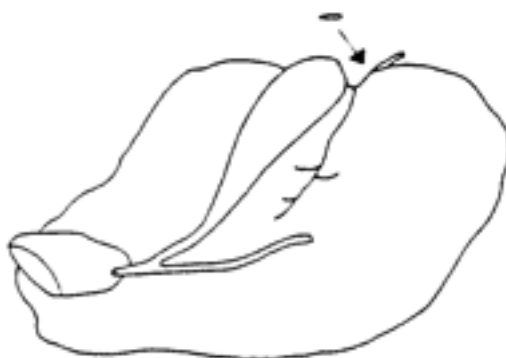
1 Darüber informiert ausführlich und gründlich J.-W. MEYER, Untersuchungen zu den Tonlebermodellen aus dem Alten Orient (= *Alter Orient und Altes Testament* 39). Kevelaer – Neukirchen-Vluyn 1987; vgl. R.D. BIGGS/J.W. MEYER, Lebermodelle. *Reallexikon der Assyriologie und Vorderasiatischen Archäologie* 6, 1980–83, 518–527; H.G. GÜTERBOCK, Hittite Liver Models. *Fs Reiner*, New Haven (Connecticut) 1987, 147–153; A. GOETZE, Kleinasien. München 1957, 149 (hier findet sich auch ein kurzer Überblick über andere Praktiken der Weis- und Wahrsagung); W. von SODEN, Einführung in die Altorientalistik. Darmstadt 1985, 145ff. 185ff.

2 Vgl. dazu J.-W. MEYER, a.a.O. 73 (babylonische Bezeichnung der einzelnen Lebertteile mit lateinischer und deutscher Entsprechung), 87ff. (zur Interpretation der Lebertteile) sowie Tafel 4 (Teilbereiche der Leber).

(Abb. 1)<sup>3</sup> möchten wir zum Ausdruck bringen, daß des Jubilars eigene Wünsche in Erfüllung gehen mögen. Die waagerechte Einritzung oben rechts am Modell kennzeichnet das Leberteil *padānu* „Pfad“, von dessen Anlage und Aussehen der Orakelbefund hier im wesentlichen abhängt.



4. Daß Herrn Kollegen Altmann göttlicher Segen und Schutz zuteil werden mögen, dafür spreche der Befund des zweiten hier vorgelegten Lebermodells (Abb. 2), das heute im Louvre aufbewahrt wird<sup>4</sup>:



Der Pfeil am oberen Rand der Abbildung weist auf das Leberteil *danā nu* „Verstärkung“ am inneren Rand des rechten Leberfleckens hin. Göttlicher Segen und Schutz sind offensichtlich dann gewährleistet, wenn, wie in der zu diesem Lebermodell gehörigen Protasis ausgeführt, eine solche ‚Verstärkung‘ vorhanden ist. Finden sich hingegen zwei oder mehrere derartige ‚Verstärkungen‘, scheint sich auch ganz wesentlich der Orakelbefund zu ändern.

5. Die Aussage der Apodosis auf einem anderen, nur unvollständig gestalteten und deshalb hier auch nicht abgebildeten Lebermodell (wiederum aus

3 = KBo VII 7. Die Skizze des Lebermodells haben wir von J.-W. MEYER (a.a.O. 124) übernommen, der auch eine Transliteration und Übersetzung der akkadisch verfaßten Protasis und Apodosis gibt sowie die Beschreibung des Fundes kommentiert. Abb. 1 und 2 stellen jeweils eine auf die Fundstücke bezogene abstrakte Modellskizze dar.

4 Auch dafür haben wir die Modellskizze von J.-W. MEYER, a.a.O. 132 (Museumsnummer AO 7028, 9) übernommen; dort auch zur Protasis und Apodosis. Zu Herkunft und Alter dieses Tonlebermodells s. J. NOUGAYROL, *Revue d'Assyriologie et d'Archéologie Orientale* 40, 1944-45, 56.

Chattuscha; 14. Jh. v. Chr.)<sup>5</sup>, wonach der König über seinen Gegner triumphieren wird, erlaubt im vorliegenden Zusammenhang vielleicht auch die Interpretation, daß der Jubilar gegenüber einem wissenschaftlichen Kontrahenten, also gegenüber möglichen Kritikern, einen Erfolg wird auskosten dürfen.

6. Um einen kleinen Eindruck von der Sondersprache (Fachsprache) der Leber- und Eingeweideschau zu vermitteln, sei in deutscher Übersetzung die akkadisch verfaßte Protasis eines bereits aus althethitischer Zeit (16. vorchristliches Jahrhundert nach der Kurzchronologie) von der Königsburg in Chattuscha stammenden Lebermodells wiedergegeben; auch wird die hethitisch abgefaßte Apodosis in deutscher Übersetzung zitiert<sup>6</sup>:

„(Protasis:) Wenn oben auf dem Standort eine Waffe wie ein Auge liegt,  
(Apodosis:) wird der Mann Gutes mit (seinen) Händen erfassen“.

Möge auch dem Jubilar unter seinen Händen<sup>7</sup> stets alles gut gelingen!

7. Unsere im Rahmen dieser ungewöhnlichen Festschrift durch ein gleichfalls ungewöhnliches Medium dargebrachten Geburtstagswünsche beschließen wir mit drei hethitischen (bzw. luwischen) Hieroglyphen, die Heilssymbole darstellen<sup>8</sup>, Siegel hethitischer Könige zieren, und die nun Herrn Kollegen Altmann Wohlergehen, beste Gesundheit und ein langes Leben verheißen mögen:



- 
- 5 = KUB IV 71; s. J.-W. MEYER, a.a.O. 158 (mit Protasis, Apodosis und kurzer Bewertung des Befundes).
- 6 = KBo XXV 1a (Nachzeichnung und Autographie von H. OTTEN). Umschrift und englische Übersetzung bietet H.G. GÜTERBOCK, a.a.O. 153.
- 7 Der hethitische Instrumental *kissart(a)* ist numerusindifferent.
- 8 Vgl. E. LAROCHE, *Les hiéroglyphes hittites I*. Paris 1960, Nr. 189 („Rosette“), Nr. 369 („Kreuzschleife“) und Nr. 370 („Dreieck“); H.G. GÜTERBOCK, *Archiv für Orientforschung*, Beiheft 5, Osnabrück 1967 (Neudruck der Ausgabe 1940), 70 (Nr. 87); K.K. RIEM-SCHNEIDER, *Mitteilungen des Instituts für Orientforschung* 6, 1958, 323f.



# SEREN(DIP)ITY SEMANTICS

*Burghard Basil Rieger, Trier*

## 1. Wi(e)der englische Titel?

1.1 Eine Disziplin, deren *Erkenntnisinteresse* sich auf die Aufdeckung der Prinzipien jener auratischen Potentiale richtete, die sich aus Anlaß der lebendigen Vollendung meist runder Jahresdecennien von Akademikern sprachlich zu bilden, zu verfestigen und/oder zu erhöhen pflegen, eine solche Disziplin, die sich hierzu legitimerweise interdisziplinärer *Untersuchungsmethoden* der unterschiedlichsten Wissenschaftszweige bedienen könnte und deren *Forschungsgegenstand* natürlich aus der Menge der Beiträge bestünde, welche die akademischen Festschriften füllen, diese Disziplin verdiente es, „Serenitäten-“ bzw. „Serenitäts-Semantik“ zu heißen.

1.2 Der weihevollen Erhabenheit einer solchen Semantik, die selbst das englische *serenity* offenbar nicht merklich zu mindern vermag, obwohl sich dort – anders als noch im Deutschen – eine superlativische Anrede (*Serenissimus*) nie durchgesetzt hat, dieser konnotativen Aura läßt sich – freilich auch wieder nur im Englischen – durch Einfügung eines lexematischen *dip*-Schalters abhelfen. Der Zweck ist ersichtlich ein zweifacher: nämlich

a) eine Art Wortspiel (*pun*) zu initiieren, dessen Rekursion – als „*pundip*“ (aus Hindi *pandit*) – nicht nur den „very learned man, with profound knowledge [...], an expert and authority that makes comments or judgements in a solemnly manner<sup>1</sup>“ evoziert, den es ja immerhin zu feiern gilt, als auch

b) der Gravitätik – die unserem Jubilar so wenig schmeckt, darin ihn aber gleichwohl ehrt – durch eine sprachspielerische Brechung zu entraten, welche den Zufall *einschaltet*.

1.3 Der vierte Earl of Orford, Horace WALPOLE (1717–1797), bezeichnete in seiner Erzählung „The Three Princes of Serendip<sup>2</sup>“ erstmals jene Fähigkeit als *serendipity*, aufgrund derer sich höchst wünschenswerte Entdeckungen vermöge des Zufalls einzustellen belieben. Im folgenden wird von einer solchen *serendipitären* Entdeckung auf dem Gebiet der quantitativ-empirischen Semantik die Rede sein, welche hier zu berichten – aus gegebenem Anlaß und durchaus nicht-zufällig, dabei aber höchst wünschenswert – mir eine besondere Freude ist.

---

1 WEBSTER 1989, S. 1165.

2 dem jetzigen *Sri Lanka* und früheren *Ceylon*.

## 2. Zur (er)klärenden Vorgeschichte

2.1 Im Bereich der jüngsten Forschungen zur natürlichsprachlichen Semantik hat sich gezeigt, daß sich – vereinfacht gesprochen – zwei komplementäre Analyse- und Beschreibungsinteressen unterscheiden lassen:

- eine etwa für die Empirische Semantik (ES) grundlegende konnotativ-assoziative Bedeutungsbeziehung von sprachlichen Zeichen in Texten, deren numerisch-korrelative Analyse zu verteilten Repräsentationen von Bedeutungen und den Prozessen ihrer *semiotischen* Entstehung führt, und
- eine etwa für die Situationssemantik (SS) kennzeichnende denotativ-deklarative Bedeutungsauffassung, deren formal-logische Analyse propositionaler Verknüpfungen sprachlicher Zeichen in Sätzen symbolische Repräsentationen von Bedeutungen in *semantischen Netzen* nahelegt.

Beide Aspekte können über computerlinguistische Modellentwicklungen der quantitativ-statistischen Textanalyse und neuerer konnektionistischer Ansätze zur Modellierung kognitiver Fähigkeiten miteinander verbunden werden. Möglichkeiten solcher Verbindung zu einem selbstregulierenden System sprachlichen Lernens und Verstehens von (vagen) Wortbedeutungen zu studieren, ist Zweck des derzeitigen Forschungsaufenthalts des Autors in Berkeley und Stanford<sup>3</sup>.

2.2 Anknüpfend an Modellbildungen und deren Implementationen, die im Rahmen früherer Arbeiten zur empirischen Semantik entwickelt wurden (vgl. RIEGER 1989), eröffnet die Theorie der unscharfen (*fuzzy*) Mengen (ZADEH 1965) in Verbindung mit statistischen Verfahren der quantitativen Analyse großer Textmengen (RIEGER 1981) einerseits, die Situationssemantik (BARWISE/PERRY 1983) und ihre Erweiterung auf ganze Texte sowie deren empirische Analyse (RIEGER 1991) andererseits die Möglichkeit, Vagheit von Wortbedeutungen als Stereotype zu repräsentieren und in ihrem systematischen Zusammenhang topologisch als Raumstruktur darzustellen. Dieser Ansatz, der seine semiotische Begründung unter anderem in der Sprachphilosophie des späten WITTGENSTEIN (1958, 1969) findet und als eine Operationalisierung seines Begriffs des *Sprachspiels* verstanden werden kann, läßt die Bedeutungen von Wörtern als eine Funktion ihrer Verwendungsweisen in tatsächlich geäußerten Texten der natürlichen Sprache rekonstruieren und in Form graphentheoretisch beschreibbarer Strukturen erklären (RIEGER 1985). Deren besondere (formale und inhaltliche) Eigenschaften können dabei dazu benutzt werden, die lexikalisch-semanticen Beziehungen nicht nur als ein (statisches) Netzwerk abzubilden, sondern als (dynamisch) sich ändernde, variable Resultate von Prozeduren zu repräsentieren.

---

3 ermöglicht durch ein Fellowship des *German Marshall Fund of the United States*.

2.3 Im Rahmen eines zunächst traditionell analytischen Angangs konnte von der Beschreibung der in natürlichsprachlichen Texten beobachtbaren Regularitäten, über die Darstellung der darin realisierten sprachlichen Strukturen, zu den Prozessen vorgestoßen werden, als deren Resultate unter anderem die in Texten vermittelten Bedeutungen erscheinen. So konnten insbesondere Prozeduren entwickelt und implementiert werden, mithilfe derer sich aus der Menge der Eingabetexte die (Wort-)Bedeutungen in ihnen konstituieren lassen, vergleichbar einem zeichentheoretischen Lern- und Verstehensprozeß. Die Algorithmen zur Textanalyse, Bedeutungsrepräsentation und semantischen Konzeptualisierung bilden ein System von (entweder schon implementierten, noch zu testenden oder erst zu entwickelnden) Prozeduren verschiedener Aufgabenstellung und Operationscharakteristik, welche – anders als in den (propositionalen) Formaten der prädikativen Bedeutungs- und Wissensrepräsentation der künstlichen Intelligenz – eine Reihe sehr wünschenswerter Eigenschaften realisieren:

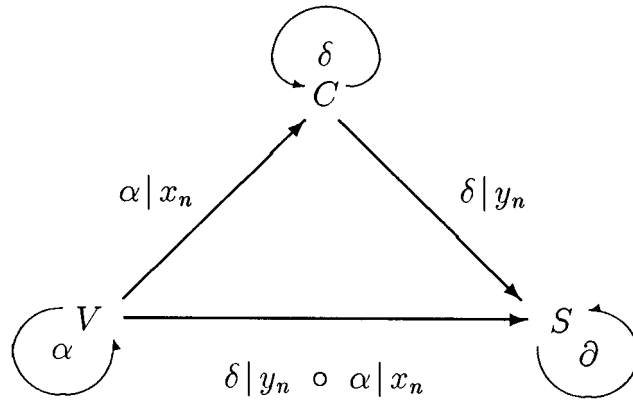


Abb. 1: Abbildungsrelationen  $\alpha$  und  $\delta$  zwischen den strukturierten Mengen des Vokabulars  $x_n \in V$ , der Korpuspunkte  $y_n \in C$  und der Bedeutungspunkte  $z_n \in S$ .

$\alpha$ -Abstraktion				$\delta$ -Abstraktion								
$V \times V$				$C \times C$				$S \times S$				
	$x_1$	$\dots$	$x_N$		$y_1$	$\dots$	$y_N$		$z_1$	$\dots$	$z_N$	
$\alpha$	$\alpha_{11}$	$\dots$	$\alpha_{1N}$	$\delta$	$\delta_{11}$	$\dots$	$\delta_{1N}$	$\partial$	$\partial_{11}$	$\dots$	$\partial_{1N}$	
$x_1$	$\vdots$	$\ddots$	$\vdots$	$\alpha x_i$	$\vdots$	$\ddots$	$\vdots$	$\delta y_j$	$\vdots$	$\ddots$	$\vdots$	
$x_N$	$\alpha_{N1}$	$\dots$	$\alpha_{NN}$	$y_N$	$\delta_{N1}$	$\dots$	$\delta_{NN}$	$y_N$	$\partial_{N1}$	$\dots$	$\partial_{NN}$	
			$\uparrow$				$\uparrow$					
			<i>Syntagmatische</i>				<i>Paradigmatische</i>					
			<i>C o n s t r a i n t s</i>									

Tab. 1: Formalisierung (*syntagmatischer/paradigmatischer*) Restriktionen (*constraints*) durch konsekutive ( $\alpha$ -und  $\delta$ -) Abstraktionen der jeweiligen Elementregularitäten  $x_i$  und  $y_j$ .

- Bedeutungen von sprachlichen Zeichen und Zeichenaggregaten brauchen dem sprachverarbeitenden System nicht mehr als Wissen vorgegeben zu werden, sondern können als eine Funktion  $\delta$  o  $\alpha$  der Verwendungsregulartitäten von Wörtern  $x_i \in V, i, j = 1, \dots, N$  in Texten  $k_t \in K, t = 1, \dots, T$  ähnlicher Wissensdomänen oder kommunikativer Situationen berechnet werden und vom System selbst aufgebaut und als formale, topologische Struktur intern repräsentiert werden;
- Elemente dieser Repräsentation sind *Bedeutungspunkte*  $z_i \in S$ , deren Lage und Nachbarschaftsbeziehungen im *semantischen Raum*  $\langle S, \delta \rangle$  sich aufgrund der Unterschiede ( $\delta$ -Werte) von Verwendungsweisen ( $\alpha$ -Werte) derjenigen Wörter ergeben, die zum Entstehen der betreffenden Bedeutungen in den verarbeiteten Texten beitragen;
- ob als unscharfe Teilmengen (des Vokabulars)  $\mu(x_i) \in V$ , als Vektoren (so definierter Bedeutungspunkte)  $\delta \mid [y] := z_i \in S$  oder als topologische Umgebungen von Bedeutungspunkten (im semantischen Raum)  $E(z_i, r) \prod \langle S, \delta \rangle$  ermöglichen diese unterschiedlichen Formate eine indirekte Repräsentation von Wortbedeutungen als *Stereotype*, d.h. als Muster, Verteilungen oder Zustandsmengen von Wort-Wert-Paaren, deren flexible Zusammenhänge ihre Bedeutung ausmachen;
- diese werden im wesentlichen über eine konsekutive Abbildung zweier Abstraktionsschritte rekonstruiert, denen im Abbildungsdiagramm (**Abb. 1**) die *syntagmatischen* und *paradigmatischen* Restriktionen der Wortverwendungen (**Tab. 1**) entsprechen;
- einer eher *semiotischen* Auffassung dynamischer *Bedeutungskonstitution* (RIEGER 1977) folgend, kann diese variable Struktur des *semantischen Raums* als Basis und Kern für ein mehrstufiges System zum Erwerb und zur Repräsentation (1. Stufe) sowie zur Organisation und Verarbeitung (2. Stufe) von lexikalischem Wissen dienen, das sich damit Veränderungen anzupassen vermag, die sowohl das System als auch seine Umgebung betreffen (RIEGER 1988);
- diese Dynamik wird durch die Unterscheidung erreicht, aufgrund derer sich assoziative Bedeutungskomponenten – *elastisch-veränderbaren* Bausteinen vergleichbar – von deren potentiellen Zusammenhangsstrukturen trennen lassen, was sich auch im Darstellungsformat von vagen *Stereotypen* (**Tab. 2**) und deren interner Organisation als *semantische dispositionelle Abhängigkeiten* (vgl. unten **Abb. 2** und **3**) niederschlägt;
- sie bilden schließlich die Grundlage der Prozeduren zur *inhaltsgesteuerten* anstatt *syntaktischen* Aktivierung *relevanter* Beziehungen – sog. *Inferenzpfade* – für die Simulation von *assoziativ-analogen* im Unterschied zu *deduktiv-logischen* Schlußprozessen (vgl. unten **Tab. 2**). Als sog. *semantische*

*Inferenzen* erlauben sie die Erschließung von Zusammenhängen innerhalb eines Gegenstandsbereichs oder Sachgebiets, die dieses gleichsam *vor-prädikativ* strukturieren und in einem fundamentalen Sinne erschließen;

- Die auf dieser Basis operierenden systemeigenen Verarbeitungsprozeduren können so nicht nur neue Eingabetexte interpretieren (*Verstehen* aufgrund vorhandenen Bedeutungswissens), sondern durch Anwendung dieser Prozeduren gleichzeitig auch diejenigen Bedeutungszusammenhänge verändern, auf denen diese Interpretationen beruhen (*Lernen* von neuem, *Vergessen* von ungenutztem Bedeutungswissen). Damit ist eine kontinuierliche Veränderung dieses semantischen Systemwissens durch seine Anwendung und seinen Gebrauch verbunden, was eine mögliche Erklärungsrichtung bieten könnte für das folgende Phänomen.

### 3. Ein (un)willkürliches Cluster

**3.1** Während der Arbeit mit einem zu Testzwecken zusammengestellten Korpus aus deutschsprachigen europäischen Zeitungstexten, in deren Verlauf neben den verschiedenen Untersuchungen zur Struktur und Verteilung der berechneten Bedeutungspunkte im *semantischen Raum*  $\langle S, \delta \rangle$  die kontinuierliche Verarbeitung auch neuer, zunächst nicht bearbeiteter Texte gehörte, stellte sich heraus, daß sich ein neuer Punkte-Cluster gebildet hatte. Dieser Cluster war in einer relativ entlegenen Region von  $\langle S, \delta \rangle$  entstanden. Wegen der hohen Distanz-Werte  $\delta(z_i, z_j)$  der hier versammelten Bedeutungspunkte, die um rund eine 10er-Potenz über den bis dahin beobachteten  $\delta$ -Werten liegen, war diese besondere Punktregion zunächst unbemerkt geblieben.

**3.2** Die nähere Inspektion dieser Region auf der Suche nach Namen, durch die sie – einem Sternenhaufen im All vergleichbar – bezeichnet werden könnte, legte es nicht nahe, in ihr nach einem Bedeutungspunkt  $z_i$  zu suchen, dessen *label*  $i = \text{NAME}$  wäre. Als ich dies – aus welchen mir *dispositionell* zwar nahegelegten, gleichwohl aber als zufällig erscheinenden Gründen auch immer – dennoch tat, stellte sich heraus, daß ein solcher Punkt dort nicht nur vorhanden war, sondern seinerseits in einer konzeptuell höchst interessanten topologischen Umgebung  $E(z_i, r)$  lag. Diese ist zumindest für den Radius  $r = 33,33$  hier (**Tab. 2**) im Ausschnitt vorgelegt. Daß diese Umgebung interessant genannt zu werden verdient, bedarf freilich einer weiterführender Erläuterung der folgenden – ebenfalls eher *serendipischen* als systematischen – Untersuchungsschritte.

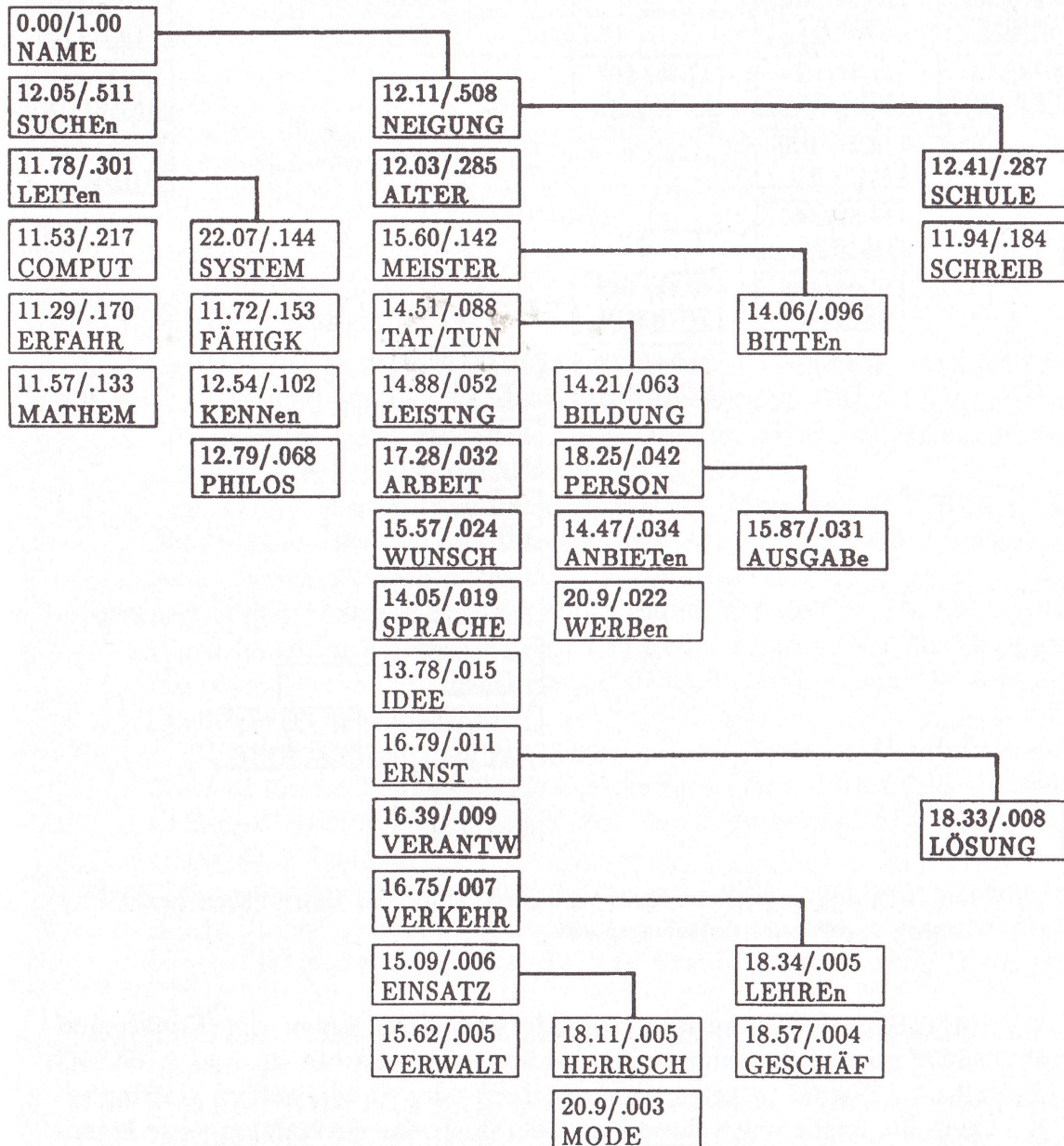
<u>NAME</u>	0.00				
SUCHen	12.05	NEIGung	12.11	LEITen	12.37
ALTer	12.51	SCHULE	13.23	SCHREIB	13.33
COMPUTER	13.66	FÄHIGK	13.67	SYSTEM	13.96
ERFAHRen	14.04	KENNeN	14.29	MATHEMAT	15.50
PHILOSOPH	15.88	MEISTER	17.04	TAT/tun	18.36
LEISTung	18.38	BITTEen	19.43	BILDung	21.71
ARBEITen	24.43	WUNSCH	26.33	SPRACHE	27.39
IDEE	27.57	PERSON	28.94	ERNST	29.66
LÖSung	31.02	VERANTW	31.25	ANBIETen	33.33
...	...	...	...	...	...
...	...	...	...	...	...
...	...	...	...	...	...

**Tab. 2:** Topologische Umgebung  $E(z_i, r)$  of  $i = \text{NAME}$  mit Bedeutungspunkten innerhalb eines Radius  $r$  im *semantischen Raum*  $\langle S, \delta \rangle$ , wie er aus einer Stichprobe (360 Texte mit rund 7500 Worttokens und 60 Worttypen) eines Teilkorpus deutschsprachiger europäischer Zeitungstexte berechnet wurde.

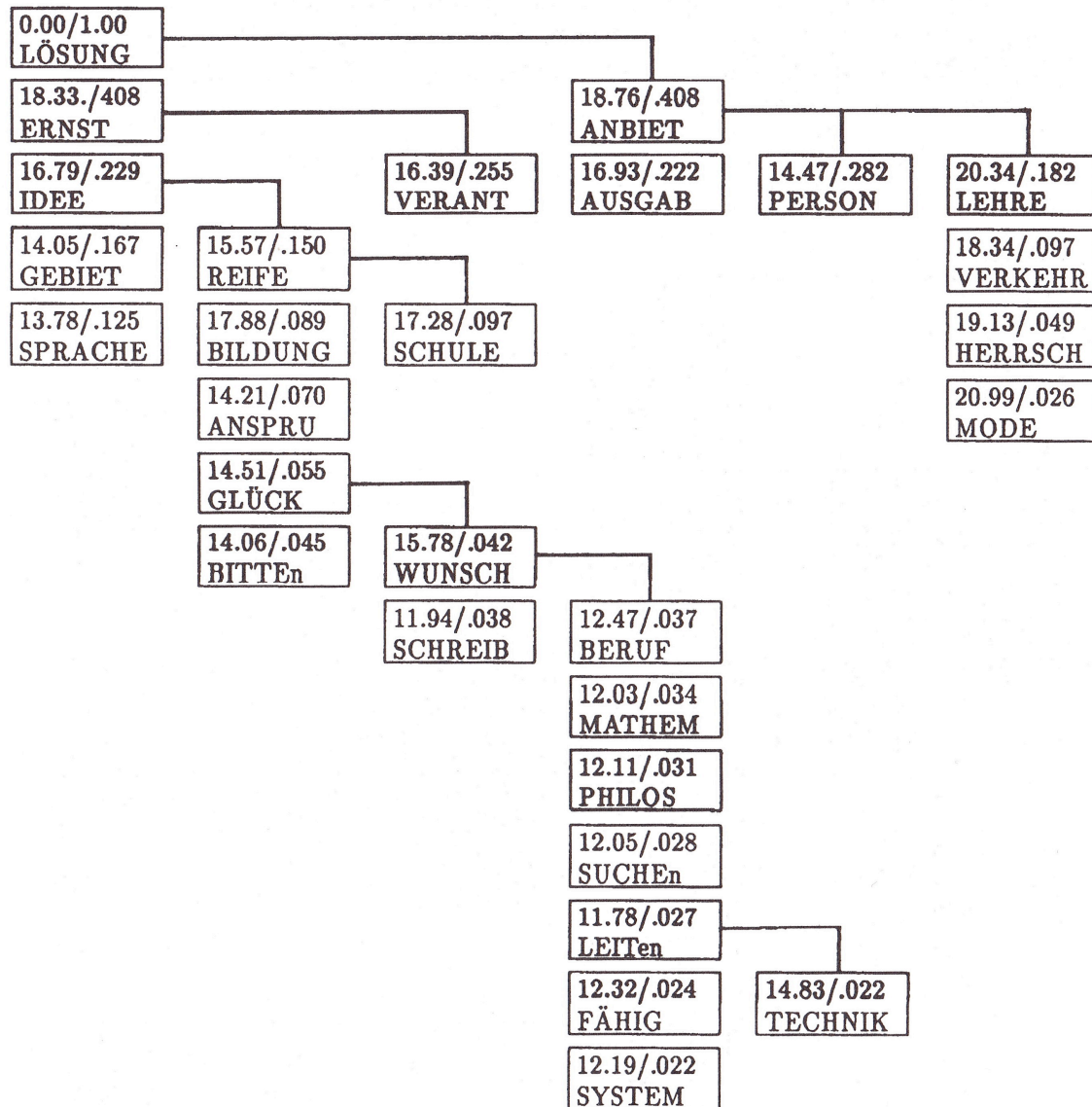
**3.3** Neugierig geworden, in welchen strukturellen Zusammenhängen sich die Bedeutungspunkte dieser Region wohl organisieren, wurden – neben den routinemäßigen Cluster-Analysen über diesem Teilraum – von einer ganzen Reihe seiner Bedeutungspunkte deren sog. *dispositionelle Dependenzstrukturen* generiert. Sie liefern insofern einen besseren Eindruck vom Aufbau der vieldimensionalen Zusammenhänge im *semantischen Raum*, als es gerade diesen *DDS*-Baumgraphen vorbehalten bleibt – über die bloße Konglomeration benachbartester Bedeutungspunkte in Teil-Ähnlichkeitsklassen durch die verschiedenen Cluster-Algorithmen – Hierarchien dependenter Bedeutungspunkte, die nach wählbaren konzeptuellen Gesichtspunkten durch den *KD*-Algorithmus perspektivisch aus den Gegebenheiten des *semantischen Raums* reorganisierend generiert werden, formal als Baumgraphen sichtbar zu machen und herrschende konzeptuelle Zusammenhänge anschaulich zu illustrieren. Aus den zahlreichen *DDS*-Graphen wurden mit den beiden folgenden (**Abb. 2** und **Abb. 3**) diejenigen ausgewählt, die – in ihrer Isolierung unerkennbar – gemeinsam einen Sachverhalt offenbaren, dessen lexiko-semantische Möglichkeit rätselhaft ist, dessen pragma-semantische Bedingungen immerhin erklärbar scheinen, dessen offensichtliche Gegebenheit aber die Qualität eines *serendipischen Faktums* erfüllt.

**3.4** Läßt man nämlich – als operationalisierte Form semantischer Inferenz – den *KD*-Algorithmus nicht nacheinander, sondern – gleichsam parallel – von beiden Bedeutungspunkten LÖSung und NAME als den Prämissen starten, dann ergibt sich als Stopbedingung und quasi konzeptuelle Konklusion dieses Prozesses jener Bedeutungspunkt, der als erster von beiden Prozessen als potentieller *DDS*-Baumknoten ermittelt wird. Daß im vorliegenden Fall dies der Knoten WUNSCH ist, erlaubt vielfältige Ausdeutung und Interpretation.

Die Aktivierung der Pfade von einem solchen Stop-Knoten innerhalb der bis dahin aufgebauten Baumgraphen zurück zu den jeweiligen Wurzelknoten läßt dabei die konzeptuellen Wege und Abhängigkeiten größter Nähe und geringster semantischer Übergänge im *semantischen Raum* erkennen.



**Abb. 2:** DDS-Baum-Graph des NAME-Konzepts im zunächst übersehenen Cluster von entlegenen Bedeutungspunkten.



**Abb. 3:** DDS-Baumgraph des Konzeptknotens LÖSUNG im zunächst übersehenen Cluster von entlegenen Bedeutungspunkten.

In **Tab. 3** sind diese *Inferenzpfade* vom Stopknoten der Konklusion WUNSCH zu den Startknoten der beiden Prämissen NAME und LÖSUNG aufgelistet. Obwohl in keiner *syntagmatisch* oder *paradigmatisch* restringierten Ordnung, stellen sich diese Konzepte doch wie ein Katalog jener Eigenschaften dar, die sich mit dem WUNSCH nach einer LÖSUNG zu seinem NAMEN verbinden.

LÖSUNG	0.0/1.000	⇐ Prämissen ⇒	0.0/1.000	NAME
ERNST	18.33/.409		12.11/.508	NEIGUNG
IDEE	16.79/.229		12.03/.285	ALTER
REIFE	15.57/.150		15.60/.142	MEISTER
BILDUNG	17.88/.089		14.51/.088	TAT/TUN
ANSPRUCH	14.21/.070		14.88/.052	LEISTUNG
GLÜCK	14.51/.055		17.28/.032	ARBEIT
<i>Konklusion</i> ⇒	15.78/.042	WUNSCH	15.57/.024	⇐ <i>Konklusion</i>

**Tab. 3:** Semantische Inferenz-Pfade von LÖSUNG und NAME auf WUNSCH gemäß (maximal-criterialer) MC-Suche auf DDS-Bäumen.

#### LITERATUR

- Barwise, J./Perry, J. (1983): *Situations and Attitudes*. Cambridge, MA (MIT).
- Rieger, B. (1977): Bedeutungskonstitution. Einige Bemerkungen zur semiotischen Problematik eines linguistischen Problems. *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 27/28, S. 55–68.
- Rieger, B. (1981): Feasible Fuzzy Semantics. In: Eikmeyer, H.J./Rieser, H. (Eds): *Words, Worlds, and Contexts. New Approaches in Word Semantics*. Berlin–NewYork (de Gruyter), S. 193–209.
- Rieger, B. (1985): Lexical Relevance and Semantic Disposition. On Stereotype Word Meaning Representation in Procedural Semantics. In: Hoppenbrouwers, G./Seuren, P./Weijters, T. (Eds.): *Meaning and the Lexicon*. Dordrecht (Foris), S. 387–400.
- Rieger, B. (1988): Reconstructing Meaning from Texts. A Computational View of Natural Language Understanding prepared for *2nd German-Chinese-Electronic-Week (DCEW 89)*, als Arbeitsbericht LDV/CL 6/88, Universität Trier.
- Rieger, B. (1989): Unscharfe Semantik. Die empirische Analyse, quantitative Beschreibung, formale Repräsentation und prozedurale Modellierung vager Wortbedeutungen in Texten. Frankfurt–Bern–New York (P. Lang).
- Rieger, B./Thiopoulos, C. (1989): Situations, Topoi, and Dispositions. On the phenomenological modelling of meaning. In: Retti, J./Leidlmair, K. (Eds.): *5th Austrian Artificial Intelligence Conference*. (ÖGAI 89) Innsbruck; (KI-Informatik-Fachberichte Bd. 208) Berlin–Heidelberg–New York (Springer), S. 365–375.
- Rieger, B. (1991): Situations and Dispositions. Some formal and empirical tools for semantic analysis. In: Bahner, W. et al. (Eds.): *Proceedings of the XIV. Intern. Congress of Linguists 1987 (CIPL)*, Vol. II, Berlin (Akademie), S. 1233–1235.

- Webster's (1989): Unabridged Encyclopedic Dictionary of the English Language. New York (Portland).
- Wittgenstein, L. (1958): The Blue and Brown Books. Ed. by R. Rhees, Oxford (Blackwell).
- Wittgenstein, L. (1969): Über Gewißheit – On Certainty. New York–San Francisco–London (Harper & Row), [No.61–65], p. 10e.
- Zadeh, L.A. (1965): Fuzzy sets. *Information and Control* 8 (1965), S. 338–353.



## ZUM FORSCHUNGSSTAND DER UMBRELLOLOGIE

*Helmut Schnelle, Bochum*

Die Entwicklung der Umbrellologie scheint vor revolutionären Umbrüchen zu stehen. Man erinnert sich an die höchst bedeutsame Entwicklung dieser Disziplin, nachdem die selbstverständliche Einstellung zu Schirmen als blossen Gebrauchsgegenständen zum Schutz vor Regen, Sonne usw. – die natürlich ohne jedes wissenschaftliche Interesse war – einmal überwunden war. Das erste wissenschaftliche Interesse galt, wie nicht anders zu erwarten, den Prinzipien der Konstruktion von Schirmen. Es war offensichtlich, daß es gewisse universale Prinzipien gab, die der Konstruktion von allen Schirmen, so unterschiedlich sie auch im einzelnen sind, zugrundeliegen. Unbezweifelbar war, daß die Konstitution von Schirmen in der ersten Untergliederung stets binär sein muß. Bezeichnet man mit S die Eigenschaft Schirm, mit NP die Eigenschaft Schirmschaft und mit VP die Eigenschaft (stoffliche) Schirmfläche, so gilt offensichtlich die Konstituentenstrukturformel

$$S \rightarrow NP + VP.$$

Diese universale Bedingung gilt für alle unterschiedlichen Klassen von Schirmen, handele es sich um den typischen englischen Regenschirm, den zierlichen Sonnenschirm der Damen der europäischen Oberschicht, den Sonnenschirm der Balkone oder gar den mächtigen Schirm neben dem Thron des afrikanischen Stammeshäuptlings. Die weitere Entfaltung der Konstituentenstruktur ist allerdings bei unterschiedlichen Schirmarten unterschiedlich, obwohl die Strukturanalyse zeigen kann, daß trotz äußerlich beträchtlicher Unterschiede der konstruktiven Konstituentenstruktur doch transformationelle Beziehungen formuliert werden können, mit deren Hilfe man zeigen kann, wie die unterschiedliche Konstitution der Schirme doch derselben Aufgabe im Hinblick auf die Festigkeit der Schirme dient. Gewisse Festigkeitseigenschaften können eben auf äußerlich unterschiedliche Weise erzielt werden.

Es liegt nahe, daß man sich in diesem wissenschaftlichen Zugang der Umbrellologie vor allem dem Zusammenhang zwischen konstruktivem Aufbau und Festigkeit der Schirme widmete. Das Interesse an dieser Zielsetzung wurde besonders dadurch gestärkt, daß die Schirmindustrie die Bedeutung dieser neuen Umbrellologie für die automatische Konstruktion ihrer Schirme erkannte. Die handwerklich sorgfältige, maßstabgerechte Konstruktion von Schirmen war zwar schon lange üblich. Man erkannte aber, daß mit den Erkenntnissen der Umbrellologie der Konstruktionsvorgang automatisiert werden könnte, so daß die Schirmfabriken der Zukunft vielleicht vollautomatisch und fast ohne Eingriff des Menschen würden produzieren können.

Jahrelange Implementierungsversuche der Umbrellologie zeigten, daß es möglich sein müßte, wesentliche Komponenten, insbesondere die Schirm-

gestelle, vollautomatisch zu fertigen, wenngleich die streng sequentielle Technik, die dabei angewandt wurde, den Produktionsprozess extrem langsam machte, so sehr, daß er mit dem gewöhnlichen Produktionsprozess nicht konkurrieren konnte.

Ganz besondere Probleme ergaben sich bei der Bestimmung der Feinstruktur der Schirmstoffe, die ja die Grundlage für die Flexibilität bildet. Dieser Bereich schien sich der genauen konstituentenstrukturellen Charakterisierung zu entziehen. Dies galt vor allem, wenn es darauf ankam, die Stabilität und Flexibilität zugleich zu realisieren. Eine schematische Anwendung der Prinzipien zur Bestimmung der Grobstruktur führte zu Konstruktionsanweisungen für absolut rigides Material. Derartiges Material war aber den Witterungseinflüssen von Sonne und Regen keineswegs optimal angepaßt. Die Schirme, die aufgrund theoretischer Prinzipien der Konstituentenstruktur konstruiert worden waren, waren entweder so rigide und schwer, daß man sie nicht tragen konnte, oder sie zerrissen schon bei mäßigen Winden oder bei starker Sonneneinstrahlung. Die funktionale Flexibilität war also völlig unzureichend.

Es ist diese Situation, die möglicherweise zu der oben angedeuteten Revolution der Umbrellologie führen wird. Eine Minderheit von Umbrellologen hatte schon seit vielen Jahren den Konstituentenstrukturansatz kritisiert und ihre eigenen Forschungen, teils unter Rückgriff auf alte Ideen aus früheren Zeiten, entwickelt. Nach den Kritikern der herrschenden Umbrellologie ist es völlig unangemessen, einen Schirm als ein rigides, ein für allemal fixiertes Gebilde zu beschreiben. Dies ist vor allen Dingen dann unangemessen, wenn man sich auf die Funktionsweise der Schirme unter wirklichen Gebrauchsbedingungen konzentriert. Man darf eben nicht das Verhalten bei Wind und starkem Regen oder heißer Sonne außer Acht lassen. Man muß erkennen, daß das Material unter diesen Bedingungen zu arbeiten anfängt, eine Vielfalt von Bewegungen ausführt und unter starken und rasch wechselnden inneren Spannungen stehen kann. Kurz: Man muß Schirme als dynamische Gebilde verstehen und nach den Prinzipien der Dynamik und nicht nach denen der Statik beschreiben.

Auf der Grundlage dieser Einsicht haben einige Umbrellologen angefangen, dynamische Theorien zu entwickeln. Die Ausgangspunkte sind allerdings noch sehr unterschiedlich. Einige Umbrellologen betrachten vor allem die elementaren Konstituenten, insbesondere die (Aus-)Druck-Fäden und -Verflechtungen im Schirmmaterial, und versuchen, an die Stelle der übergreifenden Konstituentenstrukturorganisation statistisch begründete dynamische Organisationsprinzipien der (Aus-)Druck-Fäden und -Verflechtungen zu setzen. Andere sind der Meinung, daß das Verhalten der (Aus-) Druck-Fäden selbst erst als Resultat der inneren, hochparallel und konnektionistisch wirksamen molekularen Prozesse auftritt und daß die eigentliche Dynamiktheorie nicht bloß unter Bezug auf die äußerlich beobachtbaren Daten an den (Aus-) Druck-Elementen entwickelt werden sollte. Zweifellos wird der zuerst genannte Ansatz zum Teil dadurch motiviert, daß die hier betrachteten Elemente für den umbrellologischen Analytiker und Techniker leichter zugänglich und erkennbar sind als die zugrundeliegenden molekularen Gebilde. Die konnek-

tionistischen Theoretiker sind demgegenüber der Meinung, daß die Klärung der Zusammenhänge letzten Endes das Zusammenwirken der Umbrellologen mit den Materialtheoretikern erforderlich machen wird und die theoretische Konzeptbildung sich von vornherein darauf einstellen muß. Andererseits muß man festhalten, daß beide Ansätze die theoretische Umbrellologie grundsätzlich von der Dynamik her aufbauen wollen und die bisher vorherrschende umbrellologische Konstituentenstatik für unzureichend halten.

### **Die zukünftige Entwicklung**

Trotz der sehr fruchtbaren Perspektiven, die die dynamische Umbrellologie bietet, sind deren Chancen noch keineswegs klar. Sie könnten eine revolutionäre Entwicklung herbeiführen, wie einleitend angedeutet wurde. Da aber noch sehr wenige Wissenschaftler im Rahmen des neuen dynamischen Paradigmas arbeiten, ist dies noch keineswegs sicher. Sollte aber eine Revolution der Umbrellologie bevorstehen, so ist wenigstens auf eine friedliche Revolution zu hoffen sowie eine Revolution, die nicht alles, was vorher war, automatisch in ihr Gegenteil verkehrt. Solche Entwicklungen sind selten gut. Den zukünftigen Revolutionären der Umbrellologie möchte ich also folgende Einseitigkeiten zu bedenken geben, die die gegenwärtige dynamische Umbrellologie noch beeinträchtigen. Ich hoffe, daß die Revolutionäre dies nicht als defaitistische Propaganda mißverstehen.

Es scheint richtig zu sein, die Dynamik nicht global sondern für unterschiedliche Module zu entwickeln. Das dynamische Verhalten der Gestellteile muß zum Beispiel das Kernstück des Gesamtsystems bilden, um das herum modifizierend ein dynamisches Verhalten der Schirmflächen zu entwickeln ist. Letzteres ist natürlich vollauf situationsadaptiv, ersteres dagegen im wesentlichen konstruktionsbedingt. Es ist höchst problematisch, wenn jede Struktur als Resultat frei adaptiven Verhaltens erzeugt werden soll, sowie es umgekehrt problematisch ist, die adaptiven Prozesse als ohne konstruktive Relevanz außer Acht zu lassen. Zwei Zugänge sollten in der Zukunft gleichzeitig verfolgt werden: die Flexibilisierung der schematischen Konstruktionsprinzipien einerseits und die – modulare oder andere – Strukturierung der globalen frei dynamischen Entwicklungssysteme andererseits. Auf diesem Weg ist zu hoffen, daß die eventuell bevorstehende Revolution in der Umbrellologie eine „sanfte“ Revolution sein und so ohne zusätzliche Probleme bald die von allen erhofften und erwarteten Fortschritte liefern wird.





**„DER SATANISMUS HINTER DER TABAKSPFEIFE“  
ODER EIN  
„RITTERLICHER FRAUENVEREHRER“?  
EINE INHALTSANALYTISCHE UNTERSUCHUNG  
ZUM BILD DER FRAU BEI WILHELM BUSCH**

*Michael H. Schwibbe, Deutsches Primatenzentrum DPZ, Göttingen*

Den Methodenpluralismus hat sich unser „Meister“ auf die Fahnen und seinen Schülern ins Stammbuch geschrieben. Denn nur durch ein Feuerwerk methodenpluralischer Ideen lassen sich die Hausbesetzer des wissenschaftlichen Elfenbeinturms vertreiben. Dieser kleine Aufsatz soll dazu ein minimales Stück der Zündschnur bereitstellen, an die größere Geister dann die Lunte legen können.

Es soll hier der Versuch gemacht werden, mittels einer inhaltsanalytischen Methodik, einer quantitativen Absicherung, einer hermeneutisch begründeten Diskussion unter Einbeziehung des kulturell-geistigen Umfeldes das Bild der Frau bei Wilhelm Busch interdisziplinär zu untersuchen.

Dieser Autor bietet sich besonders an, weil in Witz und Lebensweisheit strukturelle Äquivalenzen zu unserem Jubilar zu verzeichnen sind. Wir adaptieren:

„Wer 60 wird, der hat es gut,  
weil kein Dekan mehr ihm was tut.  
Er kennt kein weibliches Verbot,  
drum forscht und schreibt er ohne Not.“

Obwohl die Werke WILHELM BUSCHS (WB) zu den meist rezipierten literarischen Produktionen zumindest im deutschsprachigen Raum gehören, gehen die Meinungen über das Bild und die Darstellung des Menschen in den Werken weit auseinander: DAELEN (1886) hält WB für einen „uneingeschränkten Herrscher in dem Weltenreiche des Humors“, während sein Zeitgenosse SPIESS (1874) WB eine „bedenkliche Hinneigung zum Obszönen“ bescheinigt. Als einen „wahrhaft großen Dichter seiner Zeit“ bezeichnet ihn KRAUSE (1921), einen „Gewissensmahner des Volkes und seiner Zeit“ ACKERKNECHT (1951/52). Ein „beachtlicher Kritiker seiner Zeit“ ist er auch nach BEER (1957/58), während DEUTINGER (1961) „den Satanismus hinter der Tabakspfeife“ vermutet. Dementsprechend wird auch das Frauenbild bei WB kontrovers diskutiert: CORNIOLEI (1929) ist der Meinung, WB zeichne „ein erschreckend düsteres Frauenbild“, BALZER (1936) hingegen widerspricht der Ansicht, daß WB ein Frauenfeind gewesen sei, und nennt als Belege die Briefe WBs. Eine „schamlose Tendenz zur Aufdeckung von Intim- und Triebphären“ attestiert SAUTERMEISTER (1964), und BEER (1982) stellt fest, daß WB „die Lüsterheit auch nicht ganz fremd“ sei. TEICHMANN (1972) sieht in WB einen „allzeit ritterlichen Frauenverehrer“. Im Gegensatz dazu formuliert KRAUS (1986) recht dogmatisch, daß „Buschs satiri-

sche Einschätzung der Frau ... nicht auf einzelne Werke (zurückzuführen) sei“. Sie trete bei ihm überall zutage.

Diesen Analysen und Beschreibungen allerdings mangelt es an entscheidenden Kriterien wissenschaftlicher Forschung, die auch für die Literaturwissenschaft zu gelten hat, nämlich die Aufarbeitung der Sekundärliteratur und die Replizierbarkeit der Interpretationen: Einerseits nehmen die genannten Autoren kaum oder gar nicht die Evaluation anderer Kollegen in dieser Hinsicht zur Kenntnis, zumindestens um Hypothesen zu bilden, die sie dann überprüfen können. Andererseits liegt im quantitativen Vorgehen der genannten Autoren die Unmöglichkeit der Falsifikation ihrer Aussagen begründet. Erschwerend hinzu kommt, daß diese Autoren die Möglichkeiten des Vergleichs nicht wahrnehmen: Der Frage, ob das Frauenbild genau so düster ist wie das der Männer, ob vergleichbare Künstler positivere Charaktere zeichnen oder ob das Frauenbild abhängig ist von der Altersstufe der dargestellten Personen, wird nicht nachgegangen.

Deshalb hat sich die vorliegende Arbeit<sup>1</sup> die Aufgabe gestellt, das Bild der Frau bei WB einmal mit quantitativen Methoden, die die Nachvollziehbarkeit und die inferenzstatistische Absicherung gewährleisten, durch Anwendung inhaltsanalytischer Verfahren zu untersuchen<sup>2</sup>.

Dabei soll a) das Bild der Frau mit dem des Mannes in den Werken WBs verglichen werden, b) eine Aufschlüsselung des Bildes der Frau nach den Typen „junge Frau“, „verheiratete Frau“ und „alte Frau“ und c) ein Vergleich des Frauenbildes WBs mit dem eines Autors, der vergleichbare Bildergeschichten verfaßt hat, vorgenommen werden: Hier bietet sich der Schweizer Verfasser von Bilderromanen Rudolphe TÖPPFER (RT) an.

Der Autor wird vielfach als Vorgänger WBs angesehen, wobei eine direkte Beeinflussung und sogar die mögliche Rezeption durch WB im Unklaren bleibt und kontrovers diskutiert wird: FUCHS (1901) ist der Ansicht, daß „unser herrlicher Wilhelm Busch“ ohne RT gar nicht denkbar wäre, HAHNE (1934) behauptet hingegen, die beiden Autoren hätten nichts gemeinsam, und er bemüht in diesem Zusammenhang den gallischen Erbfeind. Auch in neuerer Zeit hält die diskrepante Beurteilung an. WB allerdings versichert, daß er erst 1887 von der Existenz der Bilderromane RTs erfahren hat (Brief an ZOLLING, 18.3.1887).

Unabhängig vom Ausgang dieser Kontroverse kann ein Vergleich des Frauenbildes WBs mit dem RTs jedenfalls einen Eindruck davon geben, welche Darstellungen in der satirischen Dichtung des 19. Jahrhunderts üblich war und ob sich WB im Vergleich mit anderen Autoren durch besonders krasse, negative Beurteilungen auszeichnet.

---

1 Ich bedanke mich ganz herzlich für die Hilfe, die mir die Wilhelm-Busch-Gesellschaft, besonders bei Frau HERLT, gegeben hat. Ferner danke ich Frau ZIGAN und Frau ARSÈNE für ihre Unterstützung bei der Motivaufschlüsselung.

2 Zur Notwendigkeit der Zusammenarbeit der Linguistik und der Erzählforschung siehe BUCHHOLZ (1982), der Wege zur interdisziplinären Kooperation in dieser Hinsicht aufzeigt.

Die Aufschlüsselung nach Altersgruppen der Frau soll die Frage nach der Generalität der Beurteilung der Frau zu klären helfen: Betrachtet WB die Frau unabhängig von ihrem Alter, oder differenziert der Autor im Hinblick auf deren Attraktivität in den verschiedenen Altersstufen.

Der Vergleich des generellen Frauenbildes mit dem des Mannes soll letztlich zur Klärung beitragen, ob die Frau besonders negativ charakterisiert wird und sich die Charakterisierung unabhängig vom Geschlecht manifestiert.

## Zur Methodik

Um die Bildergeschichten WBs und auch die Geschichten von RT, die sich aus figuraler Darstellung und schriftlicher -bei WB meist gereimter- Legende zusammensetzen, adäquat darstellen zu können, muß eine Methodik entwickelt werden, die es gestattet, sowohl verbale als auch figurale Anteile und Inhalte gemeinsam zu erfassen. Hier greifen wir auf den Ansatz von PROPP (1928) zurück, der aufbauend auf den Methoden des Strukturalismus Handlungssequenzen isoliert und in Märchen 31 verschiedene Typen findet. Wir folgen damit den Anregungen von PAPE (1977, S. 50), der der Ansicht ist, daß die Anwendung strukturalistischer Methoden auf die Bildergeschichten WBs heuristisch wertvolle Erkenntnisse bringen könnte. Die 31 Typen lassen sich auf 12 Grundmotive reduzieren (siehe **Tab. 1**).

**Tab. 1:** Motive, Verschlüsselung und Kurzbeschreibung

VVK:	Verbots-Verkündigung; Verbote, Ermahnung, Verwarnungen
VVL:	Verbots-Verletzung; Übertretungen, Normverletzungen
BGU:	Bringt Gutes; schenkt, hilft etc.
EGU:	Empfängt Gutes; wird gelobt, erhält Geschenke, Anerkennung, freut sich
VSC:	Verursacht Schaden; prügelt, haßt, schädigt, ärgert jemanden, etc.
ESC:	Empfängt Schaden; wird geprügelt, gehaßt, geärgert, geschädigt, ärgert sich
SXZ:	Ziel sexuellen Interesses; wird geliebt, Heiratsantrag, ihr wird nachgestellt
SXB:	Bekundet sexuelles Interesse; liebt, zeigt Interesse am anderen Geschlecht
ARB:	Arbeitet; näht, strickt, holt Holz, wäscht
MUS:	Müßiggang; liest, spaziert, tratscht, etc.
SIE:	Siegt in einer Situation; gewinnt eine Auseinandersetzung, auch verbal, symbolisch
UNT:	Unterliegt in einer Situation; verliert eine Auseinandersetzung, auch verbal, symbolisch

Dabei sind die Motive so aufgebaut, daß sich jeweils zwei zu einem übergeordneten Topos ergänzen. Die Verbotsmotive ‚Verkündigung‘ und ‚Verletzung‘ lassen sich zum Topos ‚Tabu‘ zusammenfassen, die Schadensmotive zur ‚Noxity‘. Die diesen entgegenstehende ‚Euxity‘ wird durch die Motive ‚Em-

pfängt Gutes' und ‚Bringt Gutes' gebildet. Der sexuelle Kontext kann mit den Motiven ‚Ziel sexuellen Interesses' und ‚Bekundung sexuellen Interesses' zum Topos ‚Eros' beschrieben werden. ‚Arbeit' und ‚Müßiggang' bilden die ‚Quotidien' ab. ‚Sieg' und ‚Niederlage' sind die letzten Resultanten eines ‚Konflikts' und bilden zusammen diesen Topos. Damit sind die zwölf Motive auf sechs Topoi (‚Tabu', ‚Noxity', ‚Euxity', ‚Eros', ‚Quotidien', ‚Konflikt') reduziert, die einen überschaubaren Kanon zur Abbildung von Motivsyndromen darstellen.

Die Auftretenshäufigkeit dieser Motive wird für das Bild der Frau bei WB<sup>3</sup> und RT<sup>4</sup> bestimmt. Für das Bild des Mannes wird in der Gesamtausgabe von HOCHHUT jede vierte Seite untersucht, da eine Aufschlüsselung nach Lebensphasen WBs<sup>5</sup> für das Bild des Mannes nicht geplant war und somit eine reduzierte Stichprobe genügt. Aufgeschlüsselt wird also die Auszählung der vorhandenen Motive für WB nach den Typen Mann/Frau und junge Frau/verheiratete Frau/alte Frau. Der Vergleich zwischen WB und RT wird hinsichtlich der Frau generell gezogen.<sup>6</sup>

## Ergebnisse

Die Analyse der Güte der Frequenzauszählung ergibt, daß zwischen zwei Auswertern eine hohe Übereinstimmung besteht und daß, wenn man die Gesamtzahl der Zählungen in zwei zufällige Hälften teilt, zwischen deren Motiv-Verteilungen eine große Konsistenz besteht.<sup>7</sup>

Zunächst soll das Bild der Frau generell nach Motiven aufgeschlüsselt werden (s. **Abb. 1**): Den größten Raum nehmen zusammen die Schadensmotive ein, mehr Schadensempfang (ESC) als Schadensverursachung (VSC). Arbeit (ARB) und Müßiggang (MUS) werden ihr von WB in hohem Maße attribuiert. Der sexuelle Kontext folgt, wobei die Frau eher als Ziel (SXZ) dargestellt wird, als im Sinne einer sexuellen aktiv Handelnden (SXB). Andere Motivpaare wie der Empfang und die Vermittlung (EGU, BGU) guter Taten sind weniger häufig vorhanden. Dabei überwiegt der aktive Aspekt in dieser Hinsicht. Verbotstreterungen in passiver Hinsicht (VVK) und Vertretungen in aktiver Hinsicht (VVL) sind eher von untergeordneter Bedeutung, wie auch die Konfliktmotive mit ihrem letzten Ausgang Sieg (SIE) und Unterlegenheit (UNT). Die

3 In: HOCHHUT, R., Wilhelm Busch, Gütersloh: Mohn, 1959. GAH: Gesamtausgabe Hochhut)

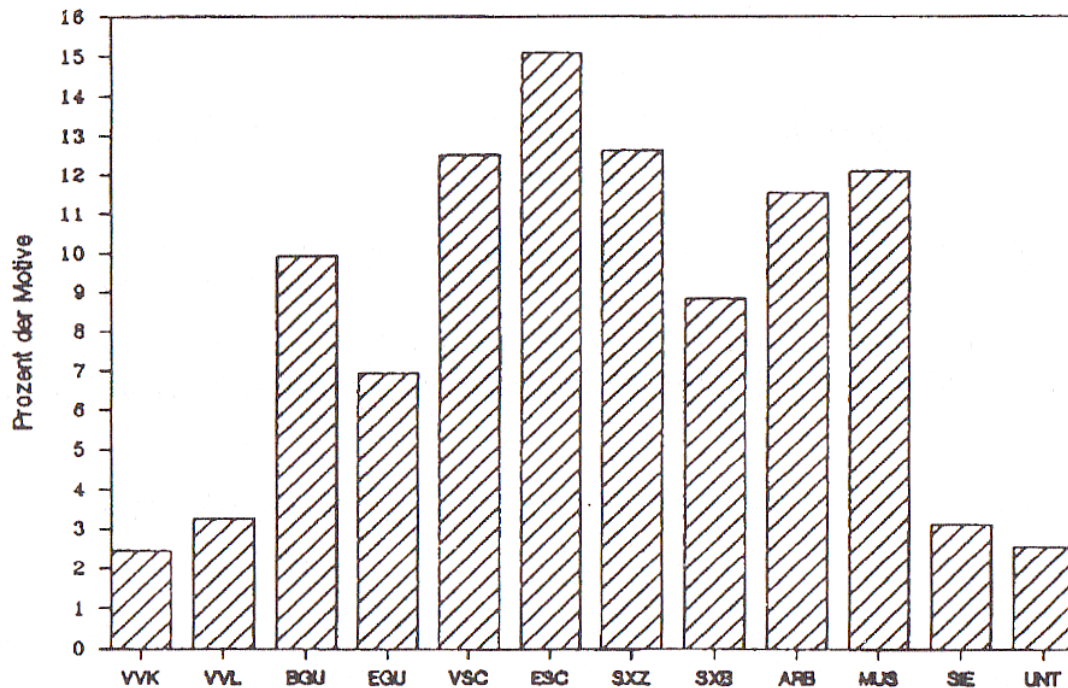
4 In: RIHA, K., Rudolphe Töpffers komische Bilderromane, Frankfurt, 1975.

5 Eine Untersuchung der Veränderung des Frauenbilds im Lebenslauf WBs findet sich bei SCHWIBBE (1988).

6 Weitere Vergleiche zwischen WB und RT hinsichtlich der Frauentypen sind bei SCHWIBBE (1988) zu finden.

7 Für den statistisch interessierten Leser sei angedeutet, daß die Retestreliaibilität  $r=0.91$ , die Interraterkonsistenz  $r=0.89$  und die innere Konsistenz nach der ODD-EVEN-Methode  $r=0.91$  beträgt.

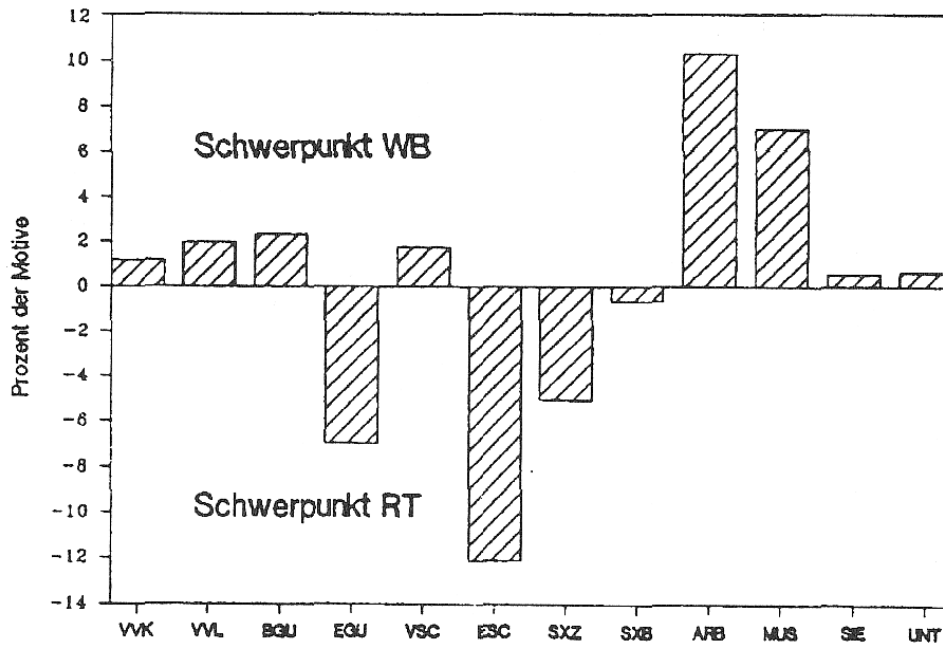
Verteilung weicht mit einem  $\text{CHI}^2=183.14$  (DF=10,  $p<.001$ ) von der Normalverteilung ab.



**Abb. 1:** Prozentuale Verteilung der Motive für die Frau. Die Häufigkeiten in den Motiven unterscheiden sich signifikant von einander. Es dominiert der Schadensempfang, dessen Verursachung, Arbeit und Müßiggang sowie die sexuelle Komponente, gefolgt von der Vermittlung guter Taten.

Zunächst soll der Vergleich der Motivstruktur zwischen WB und RT gezogen werden. Für die Frau insgesamt konnten für WB 743, für RT 158 Motive gezählt werden. Die Motivfrequenzen werden in Form von Differenzspektren dargestellt und verglichen (s. **Abb. 2**). Der Schadensempfang (ESC) der Frau ist demnach ein Schwerpunkt<sup>8</sup> von RT(\*\*), wobei ihr allerdings viel Gutes vermittelt wird (EGU)(\*\*), eine also recht ambivalente Attribuierung. Auch die sexuelle Komponente, vor allem die der Darstellung der Frau als Ziel derartiger Ambitionen (SXZ) ist bei RT ausgeprägter als bei WB(\*\*). Bei WB hingegen dominiert die Alltäglichkeit mit ihren möglichen Erscheinungsformen der Arbeit (ARB)(\*\*) und des Müßiggangs (MUS)(\*\*).

8 Mit den Sternen (\*\*, \*) wird das statistische Signifikanzniveau bezeichnet: \*\* bedeutet eine Irrtumswahrscheinlichkeit, die kleiner ist als 1%, \* eine, die 5% unterschreitet.

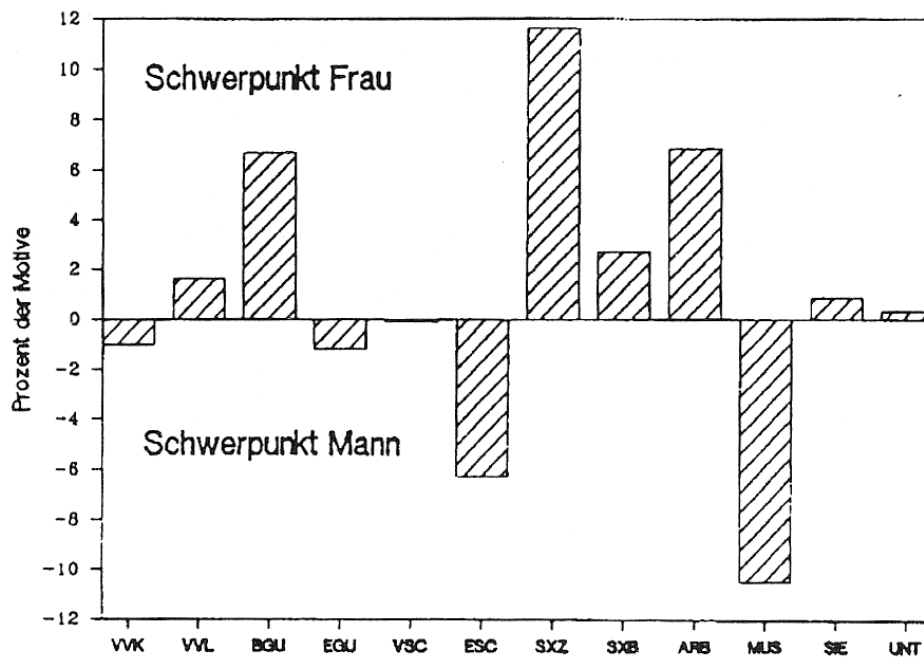


**Abb. 2:** Motivschwerpunkte der Frau bei RT und WB. Bei RT dominieren Schadensempfang, der Empfang guter Taten und der Eros, bei WB hingegen Müßiggang und Arbeit.

Im nächsten Schritt der Auswertung wird der Frage nachgegangen, in welchen Motiven bedeutsame Unterschiede zwischen den Frequenzauszählungen für die Frau und des Mannes bei WB festzustellen sind. Für das Bild des Mannes wurden 439 Motive ausgezählt. Die resultierenden, prozentualen Differenzen sind der **Abb. 3** zu entnehmen, wobei Abweichungen von der Mittellinie nach oben die Motivschwerpunkte der Frau, nach unten die des Mannes verdeutlichen.

In den Verbotsmotiven (VVK, VVL) lassen sich keine substanziellen Unterschiede zwischen den Geschlechtern aufzeichnen. Jedoch findet sich bei der Frau in der Kategorie ‚Bringt Gutes (BGU)‘ eine deutlich höhere Frequenz (10.3% vs. 3%). Frauen neigen also bei WB mehr dazu, ihren Mitmenschen und ihrer Umwelt positiv gegenüberzutreten und Gutes zu tun(\*\*). In der Kategorie ‚Empfängt Gutes (EGU)‘ lassen sich keine Unterschiede feststellen. Auch in der Kategorie ‚Schadensverursachung (VSC)‘ finden sich für den Mann und die Frau nahezu gleiche Werte, allerdings werden in den Werken WBs Männer häufiger geschädigt (21.8%) als Frauen (14.2%): Damit sind also weniger die Frauen als vielmehr die Männer Ziel aggressiver Handlungen und Ereignisse(\*\*). Frauen hingegen werden im sexuellen Kontext vornehmlich als Zielobjekt gesehen. Die Kategorie ‚Ziel sexuellen Interesses (SXZ)‘ nimmt mit 12% einen beachtlichen Raum innerhalb der Gesamtmotive ein(\*\*), während diese Kategorie bei Männern kaum von 0 unterscheidbar ist. Auch in der Bekundung sexuellen Interesses lassen sich für die Frauen leichte Vorteile sichern. Frauen werden häufiger im Kontext ‚Arbeit (ARB)‘ dargestellt als Männer(\*), bei Männern hingegen wird der Müßiggang (MUS) frequenter thematisiert als bei Frauen(\*\*). Hinsichtlich von ‚Sieg (SIE)‘ und ‚Niederlage bzw. Unterlegenheit

(UNT)' in einer Auseinandersetzung können zwischen den Geschlechtern kaum Unterschiede festgestellt werden.



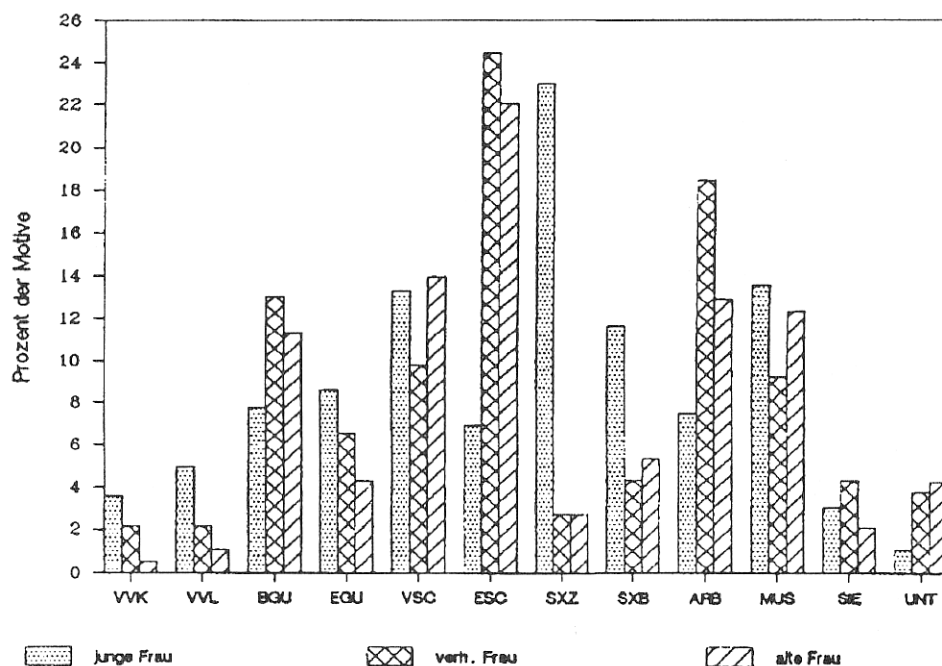
**Abb. 3:** Motivschwerpunkte für das Bild der Frau und das des Mannes. Bei der Frau dominieren der Eros, die Arbeit und die Vermittlung guter Taten, beim Mann Müßiggang und passive Schädigung.

Zusammenfassend läßt sich damit festhalten, daß sich die Frau bei WB durch die Vermittlung guter Taten und Dinge auszeichnet, sie steht im Focus sexuellen Interesses und bekundet dieses auch, ihr alltäglicher Kontext ist die Arbeit. Männer haben kaum Tendenzen, ihre Umwelt mit guten Taten zu verwöhnen, sie sind häufiger Opfer schädigender Handlungen und Ereignisse. Als Ziel sexuellen Interesses erscheinen sie kaum, ihre Domäne im Alltag ist der Müßiggang.

Im dritten Teil der Datenanalyse steht die Aufschlüsselung nach den Typen ‚junge Frau/verheiratete Frau/alte Frau‘ im Vordergrund. Dabei verteilen sich die ausgezählten Motive folgendermaßen: 23.4% auf die alten, 25.2% auf die verheirateten und 51.4% auf die jungen Frauen. Damit muß konstatiert werden, daß die junge Frau im Focus der Werke von WB steht.

In der **Abb. 4** sind die prozentualen Häufigkeiten für die genannten Frauentypen der analysierten Motive dargestellt. Die Häufigkeitsunterschiede in den Motiven zwischen den Frauentypen sind mit einer Irrtumswahrscheinlichkeit von 1% statistisch signifikant. Wie ersichtlich, läßt sich sowohl für die Verbotsverkündigungen (VVK) als auch für die Verbotsverletzungen (VVL) ein linear abnehmender Trend über die Altersgruppen auffinden: Es sind die jungen Frauen, denen Verbote ausgesprochen werden und die diese verletzen. Die Vermittlung guter Taten (BGU) ist eher bei alten und verheirateten Frauen zu finden, als bei den jungen Frauen. Die junge Frau rezipiert derartige Euxity

eher von ihrer Umwelt als die anderen Geschlechtsgenossen (EGU). Hinsichtlich der Schadensverursachung (VSC) können kaum relevante Unterschiede zwischen den Frauentypen aufgedeckt werden. Im Schadensempfang (ESC) dominieren die verheiratete und die alte Frau deutlich. Hingegen ist vornehmlich die junge Frau Ziel sexueller Aktivität, und auch in deren Bekundung (SXB) übertrifft sie die verheiratete und die alte Frau. Die verheiratete Frau hat einen Motivschwerpunkt in der Kategorie ‚Arbeit‘ (ARB), und auch die alte Frau wird in dieser Handlungstätigkeit häufig dargestellt. Zusammen mit der jungen Frau zeigt diese jedoch Tendenzen zum Müßiggang (MUS), was der verheirateten Frau weniger attribuiert wird. Sieg (SIE) und Niederlage (UNT) halten sich bei der verheirateten Frau weitgehend die Waage, während die junge Frau in einer Auseinandersetzung zum Sieg, die alte Frau zur Niederlage neigt.



**Abb. 4:** Motivaufschlüsselung nach Frauentypen. Bei der jungen Frau dominieren Verbotsverkündigungen und -verletzungen, der Eros und der Müßiggang; bei der verheirateten Frau die Vermittlung guter Taten, die Schädigung und die Arbeit; bei der alten Frau Schadenverursachung, der Müßiggang und die Unterlegenheit.

Eine Zusammenfassung dieses Vergleichs ergibt, daß der jungen Frau Verbote ausgesprochen werden, die diese dann auch verletzt. Ihr werden Positiva von der Umwelt entgegengebracht. Sie verursacht Schaden, der Schadensempfang allerdings hält sich in Grenzen. Sie erscheint im sexuellen Kontext, jedoch eher als Ziel denn als Handelnde. Müßiggang, also die Annehmlichkeiten des Lebens, ist der inhaltliche Rahmen, in dem diese Figur agiert. Die verheiratete Frau neigt dazu, ihrer Umwelt Gutes zu tun, was die Umwelt jedoch wenig honoriert. Sie wird in hohem Maße geschädigt. Die Sexualität wird ihr total abgesprochen. Ihr Betätigungsfeld ist stattdessen die Arbeit. Sieg und Niederlage in

zwischenmenschlichen Auseinandersetzungen stehen bei ihr in einem ausgewogenen Verhältnis.

Die alte Frau wird ambivalent gezeichnet: Sie bringt gute Taten und Dinge, verursacht jedoch auch viel Schaden, der dann auch durch Schädigung der alten Frau selbst geahndet wird. Sie neigt eher zur Bekundung sexueller Interessen, als daß sie selbst Ziel derselben ist. Arbeit und Müßiggang stehen in einem Equilibrium. Die Niederlage findet sich bei ihr häufiger als der Sieg.

## Diskussion

Sowohl der Vergleich des Frauenbildes RTs und WBs als auch der Vergleich des Frauenbildes mit dem des Mannes bei WB weisen aus, daß WB keineswegs ein düsteres Frauenbild zeichnet oder mysogyne Züge in seinen Werken zum Ausdruck bringt. Zwar werden die Schadenskategorien bei WB häufiger angesprochen als die Kategorien, die eine Euxity ausdrücken; da dieses jedoch auch bei RT der Fall ist, scheint hier eher ein Charakteristikum satirischer Dichtung vorzuliegen, das sich nur durch einen interspezifischen Vergleich und nicht durch eine ausschließlich werkimmanente Betrachtungsweise erschließen läßt. Der Beurteilung von CORNIOLEY (1929) und STRAUSS (1986) ist damit zu widersprechen, allerdings treffen auch die Aussagen von der Ritterlichkeit (TEICHMANN 1972) und der Frauenverehrung (BALZER 1968) nicht uneingeschränkt zu.

Der scheinbare Widerspruch zwischen dem häufigen Empfang guter Taten und der Schädigung bei RT ist als Folge der Konstruktion der Bilderromane zu sehen, in denen eine Sequenz von Noxity und Euxity letztlich zu einem befriedigenden Schluß für die Beteiligten führt, wobei die Verletzung kollektiver Normen im Vordergrund der Satire<sup>9</sup> steht; bei WB hingegen liegen schwankartige Züge<sup>10</sup> in seinen Bildergeschichten vor, die von der individuellen Normalität ausgehen und dabei die menschlichen Schwächen und Unzulänglichkeiten sowie deren Kompensationen darstellt.

Männer erleiden mehr Schaden als Frauen, und sie sind weniger in der Lage, ihrer Umwelt positiv gegenüberzutreten. Wenn also WB ein negatives Frauenbild in seinen Werken zum Ausdruck bringt, dann ist zumindest festzustellen, daß das Bild des Mannes – wenn überhaupt – dann noch düsterer ist als das der Frau. Allerdings ist dieses kaum Untersuchungsgegenstand der Auto-

---

9 Eine ausgezeichnete Arbeit über RT und seine Werke findet sich bei CORLEIS (1979). Nach UEDING (1986) parodieren die Bilderromane „die formale Seite seiner Sozialdoktrin“ (S. 198).

10 Ein Vergleich der Motivfrequenz zwischen den Märchen und Sagen aus der Sammlung WBs „Ut oder Welt“ sowie der Schwanksammlung WOSSLDOs zeigt, daß die größte Motivähnlichkeit zu den Schwänken vorliegt, besonders in der Affinität zu den Quotidien, Arbeit und Müßiggang, sowie in den Verbotsverletzungen (s. hierzu SCHWIBBE, 1988) und in der Betonung des sexuellen Kontexts.

ren gewesen, die sich so defizient zum Frauenbild geäußert haben.<sup>11</sup> Die Dominanz des Mannes, wie sie z. B. RIEHL (1855) fordert und als „natürlich“ bezeichnet, wie sie bei SCHOPENHAUER zum Ausdruck kommt, findet sich bei WB nicht, obwohl gerade die Rezeption SCHOPENHAUERS seitens WBs als gut belegt gilt. Eine solche Beurteilung der Frau, wie sie sich z.B. in „Über die Weiber“ niederschlägt, hätte sich zumindest in den Konfliktkategorien ‚Sieg‘ oder ‚Niederlage‘ offenbaren müssen: Frauen dominieren nicht häufiger über Männer als umgekehrt.



**Fig. 1:** Der Anfang eines Schäferstündchens. Nachdem ein Ziegenbock der Adele den Unterrock herausgerissen hat, fällt diese in Ohnmacht und wird von dem Schäfer getröstet (GAH 1, S. 278)

Die junge Frau wird als Müßiggängerin gezeichnet, die starkes sexuelles Interesse an der Männlichkeit provoziert. Der Küster, der Veterinär und der Apotheker werden zu Voyeuren. Christine Dralle wird von einem 14-jährigen belästigt und von Herrn Knörrje betatscht, Adele vom Schäfer verführt und geschwängert (**Fig. 1**), Pater Filuzius faßt der Angelika an den Busen (**Fig. 2**). Daß diese Charakterisierung der jungen Frau nicht auf seine Bildergeschichten beschränkt ist, belegt ein Brief:

„Mit 17 Jahren ist so ein Mädchen fix und fertig für Bett und Ball und wohlgeübt in allen Künsten des Krieges und des Friedens.“ (Brief an Marie Anderson, 3.8.1875)

Die frequente Darstellung der jungen Frau im sexuellen Kontext, sowohl in aktiver als auch in passiver Hinsicht, entspricht der damaligen Notwendigkeit, eine eheliche Beziehung einzugehen, um nicht als alte Jungfer, deren Status von je her der Lächerlichkeit preisgegeben war, zu enden. So auch bei WB: das Fräulein von der Ach geht nach der Liebesaffäre frustriert ins Kloster, und Fräulein Amalie in „Die Strafe der Faulheit“ muß, um das Fell ihres gestohlenen und gebratenen Mopses ausstopfen zu können, diesen sogar noch zurückkaufen.

11 Siehe hierzu z. B. UEDING (1986), der für seine Evaluation statt der sauberen Ableitung die Methode der schlichten Behauptung präferiert.



**Fig. 2:** Die junge Frau im Ziel des sexuellen Interesses auch der Geistlichkeit. Pater Filuzius faßt Angelika an den Busen (GAH 1, S.689).

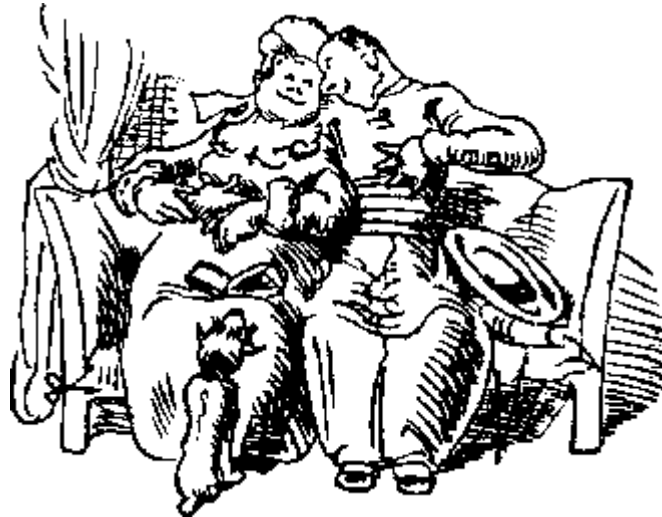
Der verheirateten Frau wird die Sexualität weitgehend abgesprochen. WB steht damit in der Tradition, die ROSENBAUM (1982) für die Frauen im 19. Jhdts. recht prägnant beschreibt:

„Die Frau fand, wenn sie die ihr zugeschriebene Asexualität akzeptierte, Trost in der Mutterschaft; der Mann hielt sich anderweitig schadlos.“ (ROSENBAUM 1982, S. 531)

Dieses läßt sich auch dadurch belegen, daß DAVIDIS (1877), die ein Anleitungsbuch für angehende Ehefrauen schrieb, kein Wort über die Sexualität verloren hat. Wenn bei WB die verheiratete Frau in sexuellem Kontext genannt wird, dann ist die „lüsterne“ Geistlichkeit involviert: Tante Line schmust mit Pater Filuzius (**Fig. 3**), und die Frau von Förster Knörrje betrügt diesen mit einem Pfaffen. Hinsichtlich der Bekundung sexuellen Interesses wird die verheiratete Frau sogar noch von der alten Frau übertroffen<sup>12</sup>. Fräulein von der Ach versucht sich die Liebe des Malers Klecksel zu kaufen, Frau Schmöle sucht „was gottlos und beneidenswert“ (**Fig. 4**).<sup>13</sup>

12 Seine Einstellung zu heiratswütigen alten Frauen kommt in einem Brief recht eindeutig zum Ausdruck: „Die eben erwähnte Jungfrau ist nun schon längst, wie man zu sagen pflegt, <aus dem Schneider heraus>; sie ist ausgemerzt und abgemeiert,... Ein Glück, wenn sie noch einen erwischt und in den Stand der heiligen Ehe zu sich herniederzieht.“ (Brief an Marie Anderson, 3.8.1875)

13 Eine ausführliche Darstellung des Motivs ‚lüsterne Alte‘ in der Erzählforschung findet sich bei MOSER-RATH (1977, S. 366).



**Fig. 3:** Zwar wird der verheirateten Frau bei WB die Sexualität so gut wie abgesprochen, wenn aber dennoch derartige Regungen auftauchen, ist die hohe Geistlichkeit involviert. Pater Filuzius schmust mit Tante Line, beide werden vom Ehemann Gottlieb erwischt (GAH 1, S. 701).

Neidisch auf die Reize der jungen Mädchen, neigen die alten Frauen zur sittlichen Entrüstung: Frau Schmöle warnt vor dem Tanzboden, auf dem der Teufel mit dem Schwanz wedelt, Tante Nolte rät Helene, ihren Busen zu bedecken, drei alte Tanten überlegen, was sie ihrer Nichte schenken können, in der Form, daß sie sich am meisten darüber ärgert. Jungfer Adelheid neigt sogar zu Kastrationshandlungen (**Fig. 5**). Diese Verhaltensweisen enden jedoch in einer Schädigung der alten Frau: Sie verbrennen nach Alkoholabusus, vergiften sich oder gehen deprimiert ins Kloster. Wenn alte Frauen bei WB als Hexen dargestellt werden, enden sie meist schrecklich: Sie werden erstochen oder gekocht.



**Fig. 4:** Der Neid alter Tanten auf die Reize junger Mädchen (GAH 1, S. 689): Frau Schmöle will verhindern, daß ihr Dienstmädchen auf dem Tanzboden dem Teufel mit dem wedelnden Schwanz in die Hände fällt, Tante Nolte rät der Helene, schamvoll ihren Busen zu bedecken: „Du ziehst mir nicht das Grüne an, weil ichs nun mal nicht leiden kann.“



Fig. 5: Kastrationstendenzen bei alten Weibern. Weil ein Kutscher seinen Hut vor den Pilgersleuten nicht gezogen hat, wollen ihm die alten Weiber ans Leder: „Und vor Schaden schützt ihn bloß/seine warme Lederhos!“ (GAH 1, S. 617).

Der Mann wird bei WB häufiger als Person dargestellt, die dem Müßiggang nachgeht, die in Kneipen kluge Reden über Politik und Darwin hält und nach starkem Alkoholgenuß in einer Regentonne endet oder aus dem Lokal geworfen wird. Frauen werden in dieser Hinsicht kaum erwähnt. Nur wenn sie verheiratet sind, wird ihnen diese Möglichkeit eingeräumt: „als da ist ins Wirtshaus gehen“.

Die Domäne der verheirateten Frau, aber auch der alten Jungfer ist die Arbeit: Zwar ist sie als Arbeitende mehr eine Randfigur, jedoch als Handelnde häufig aufzufinden. In der Zeit WBs singt auch DAVIDIS (1877) das Hohelied der arbeitenden Frau:

„Arbeit, welcher Art sie auch sein mag, setzt Frauen niemals herunter.“ (DAVIDIS 1877, S. 31)

Darin stimmt RIEHL (1855) überein und stellt fest:

„Das allein gibt den Frauen schon ein aristokratisches, konservatives Gepräge.“ (RIEHL 1855, S. 16)

Allerdings läßt sich dieses Gepräge bei WB nicht finden, sondern die Arbeit wird mit allen ihren Schwierigkeiten und Mühen geschildert. Daraus resultiert letztlich auch der hohe Anteil an Positiva, die diese Frauen ihrer Umwelt bei WB geben. Die verheiratete Frau wird dabei von WB in zweifacher Funktion thematisiert, einerseits als Mutter und fürsorgliche Ehefrau, der das Wohl der Familie am Herzen liegt (Frau Böck und Frau Bötel lindern die Blessuren ihrer ramponierten Ehemänner), andererseits wird das Thema Ehezwist und die Auflehnung der Frau in allen Einzelheiten dargestellt: der Verlust ehelicher Zärtlichkeit, die Freude über das Ableben des Ehemannes und der violente Sieg

der Frau (z. B. in „die Brille“, Fig. 6). Diese Auseinandersetzungen sind jedoch immer mit Schäden für die verheiratete Frau verbunden. Diese Beschreibung kontrastiert zu den Autoren HEYMANS (1910) und MÖBIUS (1908) und ihren Gedanken über den „physiologischen Schwachsinn des Weibes“, der dazu führt, daß diese „sich unterjochen lassen“, und den Empfehlungen von DAVIDIS (1877), das Verhalten der Frau dürfe niemals „einen Ansatz von Herrschsucht“ zeigen. Eine gewisse Ehefeindlichkeit jedoch spricht aus den Bildergeschichten allemal, wobei sich WB mit SCHOPENHAUER sehr einig ist.

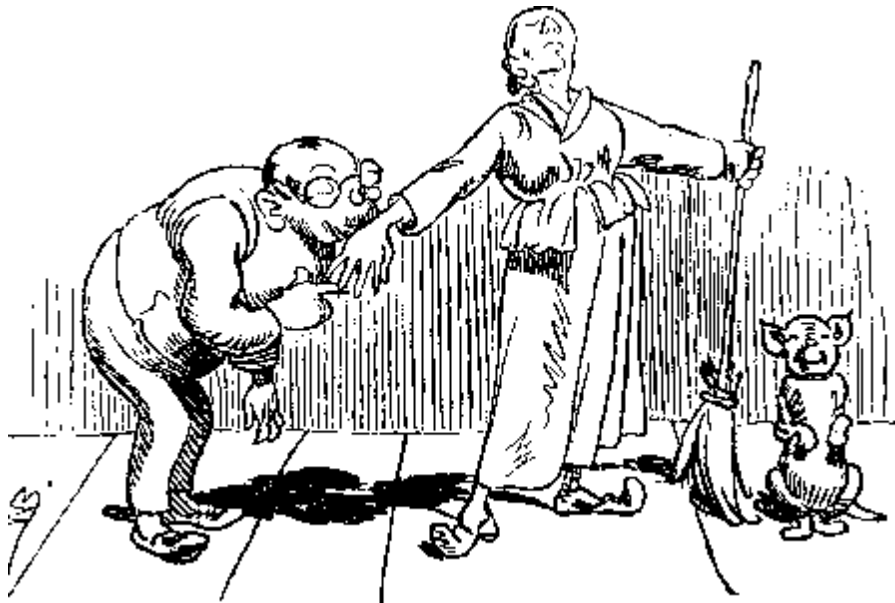


Fig. 6: Der Triumph in einer ehelichen Auseinandersetzung. Im Laufe eines Ehezwistes raubt die Frau dem Mann die Brille und läßt ihn blind durch die Wohnung irren, bis sie ihm huldvoll das gute Stück auf einem Besenstiel reicht (GAH 1, S.398).

Nunmehr kann die eingangs formulierte Fragestellung auf quantitativ vergleichender Basis beantwortet werden: Das Bild, das WB generell von der Frau entwirft, ist sicherlich nicht schlechter als das anderer satirischer Darstellungen des 19. Jhdts., wobei sich seine Sichtweise stark an schwankartige Vorbilder anlehnt, die wie auch die Bildergeschichten den Alltag der handelnden Personen glossieren. Im Vergleich mit dem Bild des Mannes wirkt die Frau eindeutig positiver und in leicht erotisch gefärbtem Kontext, der Mann hingegen stellt sich uns als seinem Vergnügen nachgehend und oft geschädigt dar. Allerdings wird eine generelle Betrachtungsweise den Differenzierungen WBs nicht gerecht: die Darstellung der verheirateten Frau als vornehmlich Arbeitende, gute Dinge Vermittelnde in asexuellem Kontext entspricht den vorherrschenden Leitlinien des 19. Jhdts. Auch die Beschreibung der alten Frau im noxischen Licht mit leicht lüsternen Komponenten orientiert sich an Vorbildern und Darstellungen im Schwank. Die junge Frau hingegen findet die positive Kennzeichnung: Sie schlägt über die Strenge, ihr Lebenszweck ist die Liebe und die Erfahrung der angenehmen Seiten des Lebens.

## LITERATUR

- Ackerknecht, E.: Gottfried Keller und Wilhelm Busch. *JWBG*, 1950/51, 16/17, 91–105.
- Balzer, H.: Wilhelm Busch als Briefschreiber. *Mitt.d.WB.G.*, 1936, 5, 22–26.
- Beer, U.: Wilhelm Busch als Kritiker seiner Zeit. *Mitt.d.WB.G.*, 1957/58, 23/24, 3–11.
- Buchholz, P.: Linguistik und Volkserzählforschung. *Fabula*, 1982, 9, 262–268.
- Cornioley, H.: Sexuelsymbolik in der Frommen Helene von Wilhelm Busch. *Die Psychoanalytische Bewegung*, 1929, 2, 154–160.
- Corleis, G.: Die Bildergeschichten des Genfer Zeichners Rudolphe Töppfer (1799–1846). München: Minerva, 1979.
- Daelen, E.: Über Wilhelm Busch und seine Bedeutung. Eine lustige Zeitschrift. Düsseldorf, Basel, 1886.
- Davids, H.: Die Hausfrau. Leipzig: Seemann, 1877.
- Deutinger, H.H.: Huckbeins Ende: Strukturmodell einer daseinsanalytischen Literaturbetrachtung. *Monatshefte*, 1961, 6, 301–302 (Parodie!).
- Fuchs, E.: Die Karikatur der europäischen Völker. Berlin, 1901.
- Hahne, F.: Vorläufer und Nachahmer Wilhelm Buschs. *Mitt.d.WB.G.*, 1943, 13/14, 12–38.
- Heymans, G.: Die Psychologie der Frauen. Heidelberg: Winter, 1910.
- Hochhut, R.: Wilhelm Busch und die Moral von der Geschichte. Gütersloh: Mohn, 1959.
- Kraus, J.: Wilhelm Busch in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Reinbeck: Rowohlt, 1982.
- Krause, A. (Ed.): Die Volkshochschule im Haus. Nordhausen/Harz: Volkshochschulverlag, 1921.
- Moebius, B.v.: Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes. 1908.
- Moser-Rath, E.: Alte Jungfer. In: Ranke, K. (Ed.): Enzyklopädie des Märchens, 1977, 1, 365–369.
- Pape, W.: Wilhelm Busch. Stuttgart: Metzler, 1977.
- Propp, V.: Die Morphologie des Märchens. Baden-Baden: Suhrkamp, 1975, 9–117 (Erstausgabe 1928).
- Riehl, W.H.: Die Familie. Stuttgart: Cotta, 1855.
- Riha, K. (Ed.): Rudolphe Töppfers komische Bilderromane. Frankfurt: Insel, 1975.
- Rosenbaum, H.: Formen der Familie. Frankfurt: Suhrkamp, 1982.
- Sautermeister, G.: Die Fromme Helene. In: Kindlers Literaturlexikon, Ergänzungsband. Zürich, 1964, 475–477.
- Schopenhauer, A.: Über die Weiber. Zürich: Haffmann, 1986.

Schwibbe, M.H.: Das Bild der Frau bei Wilhelm Busch. Ein kontentanalytischer Vergleich zu Bilderromanen, Märchen, Sagen und Schwänken. Göttingen: Goltze 1988.

Spieß, G.: Brief, 1874, zit. in: Bohne (Ed.): Wilhelm Busch. Hamburg: Standart, 1959, 4, 554–555.

Teichmann, W.: Satirische Abrechnung mit der satirischen Spätbürgerlichen Kultur. *WBJb.*, 1971, 37, 35–41.

Ueding, G.: Wilhelm Busch. Das 19. Jahrhundert en miniature. Frankfurt: Suhrkamp, 1986.

Wossildo, R. und Neumann, S.: Volksschwänke aus Mecklenburg. Berlin: Akademie-Verlag, 1963.



**BLUMEN, BLÜTEN UND BLASEN**  
**TUITSCHPURKS TEUTONISTENTUITSCH**  
**NEUHOCHGERMANISTISCH FÜR ANFÄNGER**

*Wolf Thümmel, Wuppertal*

Tuitschpurks teutonistentuitsch kennt den unterschied zwischen hauptworten und nebenwörtern. Die hauptworte, in denen – sage und schreibe – teutonistentuitsche haupt- und kopfarbeit sich in all ihrer größe mitzuteilen scheint, tragen in sich den kapitalen sinn. Sie heben daher groß an und prägen – form und inhalt einend – das teutonistentuitsch. In dieser – vielleicht schicksalhaften – hinsicht ist teutonistentuitsch gleichsam großtuitsch.

Was wären hauptworte ohne nebenwörter? Wie alles wirklich große das kleine neben sich duldet, so genießen auch die kleingeschriebenen nebenwörter der gunst der haupt-, kopf- oder kapitalworte. Diese gunst macht jene, wiewohl ihrem ursprunge nach klein, in ihrem wesen groß wie diese, bisweilen größer gar. Das kann die antwort sein auf die frage, die ein Tuitschpurk-fruint als dekan in die akte einer Tuitschpurk-prüfung writzte: „Bezieht sich der Umgang mit deutscher Orthographie jetzt auch schon auf die Kleinschreibung?“<sup>1</sup>. Wahrlich, auch dies ein Hauptwort, eine Hauptfrage.

Beim übertragen teutonistentuitscher texte ins minuskel- oder klein- und allgemeindeutsche hat der interpret füglich auf diese einheit von größe und kleinheit zu achten. Und im wohlverstandenen eigenen interesse soll er im kleinen das große und im großen das größere suchen: So blüht von anbeginn der kapitale sinn. Nur wenn der dolmetscher so verfährt, kann er bewirken, daß der wohlwollende benutzer seines florilegs, der Tuitschpurks teutonistentuitsch zu erlernen sich anschickt, später vielleicht eigenständig in freier rede hochkarierte ausdrücke findet, die durch ihren blühenden sinn wahrhaft beeindruckend sind.

Bei textstücken, die weder in minuskeldeutsch noch in eigentlich großtuitscher verwendung auftreten, wäre es geziemend, substantive buchstäblich mittelhoch beginnen zu lassen. In ermangelung mittelhochdeutscher anfangsbuchstaben wird auch hier gemäßigt klein geschrieben<sup>2</sup>. Bei aller mäßigung knüpft der anthologos so ein band zwischen denen zu Tuitschpurk und einem ihrer unfreiwilligen vorväter, dessen name jetzt jene klinik schmückt, in der die zu Tuitschpurk für ihre operationen eine werkstätte gefunden haben.

Nicht immer ist es leicht, in sprachlichen kunstwerken den sinn auszuma-chen. „Gewiß wird man heute nicht ohne weiteres für das Erzeugnis eines

---

1 Göttingen 1984/85.

2 Anm. d. Hg.: *Es Ermangelt Uns An Nichts!*

kranken Gehirns erklären, was man nicht gleich versteht“<sup>3</sup>. Der sinnsuchende deuter befindet sich wie der philologe in einer „Zwangslage“: „Er muß, will er nicht schon im Ansatz scheitern, die Arbeitshypothese gelten lassen, man könne mit den Mitteln der Philologie in diesen Texten geradeso einen verstehbaren Inhalt auffinden wie in beliebigen anderen“<sup>4</sup>.

Wie bei jedem florileg so kann man auch bei diesem stets fragen: „Warum nun jene blume?“, „Warum nicht diese?“. Man kann auch beanstanden, daß die übertragenen texte aus ihrem sog. zusammenhang gerissen und deshalb ihrer vollen schönheit beraubt seien. Einem solchen tadel begegne ich mit dem sinnspruch: Nimmer steckt der weise eine wiese in die vase!

---

3 Karl Stackmann: Bild und Bedeutung bei Frauenlob, in: Frühmittelalterliche Studien, 6. Bd., Berlin 1972, S. 444.

4 op. cit., p. 445.

**OPUS PRIMUM**

## Minstdurchschnittsnote für das Bestehen der Prüfung

Die Durchschnittsnote der 3 Leistungsscheine und die Note für die Vorprüfungsklausur werden im Verhältnis 50:50 zur Gesamtnote zusammengezogen. Die Zwischenprüfung ist bis zur Note 4,249 bestanden. Eine ungenügende Klausur (6) kann nicht verrechnet werden.

Quelle: Aus einem Informationsblatt des Seminars für deutsche Philologie der Georg-August-Universität Göttingen, Ende der 70-er Jahre

**t:**

1. Mindestbetrag für zechprellerei:

Wer sein omelett zu 11.50 DM mit einem 1000-DM-schein bezahlt, ist ein zechpreller.

Oder:

2. Mindestvoraussetzung für behagliches leben:

Übersteigt das soll den betrag von 3000 DM, so wird es nicht verrechnet.

## OPUS SECUNDUM

Deutsche Philologie mit zweien der Fachgebiete Deutsche Sprache, Ältere deutsche Literatur, Neuere deutsche Literatur [...] [...]

## 4. Gegenstände der Magisterprüfung

Gegenstände der mündlichen Prüfung sind: Historische und methodische Grundzüge des Faches. Kenntnisse ihres Gegenstandsbereichs, vertiefte Kenntnisse in drei Bereichen jedes der gewählten Fachgebiete.

Quelle: Nds. MBl. Nr. 66/1982. S. 1982f.

t:

*Gegenstände der magisterprüfung :*

- kenntnisse des bereichs der gegenstände der magisterprüfung,
- kenntnisse des bereichs der kenntnisse des bereichs der gegenstände der magisterprüfung,
- kenntnisse des bereichs der kenntnisse des bereichs der kenntnisse des bereichs der gegenstände der magisterprüfung,
- .....

oder:

- kenntnisse des gegenstandsbereichs der historischen und methodischen grundzüge des faches.

oder:

- kenntnisse des gegenstandsbereichs der mündlichen prüfung.

oder:

- kenntnisse des bereichs der gegenstände der gegenstände der magisterprüfung.

oder?

## OPUS TERTIUM

Der Dekan  
des Fachbereichs Historisch-  
Philologische Wissenschaften  
der Universität Göttingen

Frau/Herrn N. N.\*

Ich erlaube mir, Ihnen mitzuteilen, daß ich Sie für die  
Magisterarbeit von Herrn Joseph Dschugaschwili\*  
als Zweitgutachter und als Mitglied der Prüfungskommission  
bestellt habe.

Mit den besten Empfehlungen  
Ihr sehr ergebener  
Signatur\*

(Prof. Dr. Sophus Geistmann\*)

\*Die richtigen namen und daten sind dem florilegus bekannt

Quelle: Mitteilung des Dekans des Fachbereichs Historisch-Philologische Wissenschaften der  
Georg-August-Universität Göttingen

t:

Hiermit erlaube ich mir, Ihnen mitzuteilen, daß ich Ihnen „guten tag“ gesagt  
habe.

## OPUS QUARTUM

Das Fach Deutsche Philologie gliedert sich im Hinblick auf die Magisterprüfung in folgende Fachgebiete:

Deutsche Sprache – Ältere deutsche Literatur – Neuere deutsche Literatur.

Wird Deutsche Philologie als Hauptfach gewählt, so sind zwei oder drei der genannten Fachgebiete für die Prüfung erforderlich, im Nebenfach nur eins. Das bei der Wahl für das Hauptfach jeweils übrig bleibende dritte Fachgebiet kann als Nebenfach genommen werden.

Quelle: Übersicht über die Abschlußmöglichkeiten in den germanistischen Studiengängen (Stand 1982). Seminar für Deutsche Philologie.

t:

Du mußt verstehn!  
Aus eins mach zehn,  
und zwei laß gehn,  
und drei mach gleich,  
so bist du reich.  
Verlier die vier!  
Aus fünf und sechs,  
so sagt die hex,  
mach sieben und acht,  
so ists vollbracht:  
Und neun ist eins,  
und zehn ist keins.  
Das ist das hexen-einmaleins!

**OPUS QUINTUM**

Die Tiefe des Ganzen ist größer als die eines einzelnen Abschnitts, weil jeder Abschnitt erst durch die Beziehung zu den anderen eigentliche Tiefe gewinnt.

Quelle: Killy, Walther: Der Helian-Komplex in Trakls Nachlaß mit einem Abdruck der Texte und einigen editorischen Erwägungen. – In: Euphorion 53 (1959), 380-418. Hier: 401.

**t:**

In Budapest ist es heut ganz schön heiß: 30 grad im schatten. – 15 grad in Buda und 15 grad in Pest.

**OPUS SEXTUM**

Das Interesse an der Logik ist erst in den letzten Jahren an den Universitäten wieder lebendig geworden. Es scheint sich erfreulicherweise auch außerhalb akademischer Mauern zu verbreiten – die Einladung eines Logikers zu einem Germanistenkongreß ist dafür vielleicht ein weiteres Anzeichen.

Quelle: Patzig, Günther: Sprache und Logik. – In: Patzig, Günther: Sprache und Logik. – Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1970. S. 6.

**t:**

Also rief der universitätsphilosoph über die akademischen mauern hinweg: „Germanisten raus!“.

### OPUS SEPTIMUM

Damit sein kann, was sie darstellt, muß die Dichtung darstellen, was sie ist. Sie muß sich darstellen, will sie das Dargestellte es selbst sein lassen.

Quelle: Turk, Horst: Goethes ‚Wahlverwandtschaften‘: „der doppelte Ehebruch der Phantasie“. – In: Urszenen. Hrsg. von F. A. Kittler und H. Turk. – Frankfurt 1977. S. 219.

t:

Damit dichtung ist, was dichtung darstellt, muß dichtung darstellen, was dichtung ist. Dichtung muß dichtung darstellen, will dichtung das, was dichtung ist, das, was dichtung ist, sein lassen. Dichtung soll also dichtung dichtung sein lassen. Laß dichtung dichtung dichtung sein.



### OPUS OCTAVUM

#### Prüfungsergebnisse

- 8.1. Es gibt nur das Prädikat ‚bestanden‘ oder ‚nicht bestanden‘.
- 8.2. Bei unzureichenden Leistungen in einer der beiden Klausuren gilt die Prüfung als nicht bestanden. Sie muß als Gesamtprüfung wiederholt werden, jedoch kann ein hervorragendes Ergebnis der anderen Klausur bei der Wiederholungsprüfung angerechnet werden.

Quelle: Ausführungsbestimmungen für die Vorprüfung im Fach Deutsche Philologie. 1.7.1966. 10.7.1967. (Seminar für Deutsche Philologie, Georg-August-Universität)

t:

#### Prüfungsergebnisse

- 8.1. Es gibt nur das Prädikat ‚bestanden‘ oder ‚nicht bestanden‘.
- 8.2. Ist 8.1 nicht anzuwenden, so gilt die Prüfung als ‚ein bißchen bestanden‘, sofern in ihr ein hervorragendes Ergebnis erzielt wird.

## OPUS NONUM

„Offt wenn mir Zeit und Genie zuraunte jezt, Photorin [...] jezt schlage zu werde der Retter deines Vaterlandes, du kansts, so habe ich gepiffen oder an den Fensterscheiben getrommelt.“ Wie es der ‚Genius‘ des Konjunktivs war, der ihm da den Befehl zur großen verändernden Tat zuraunte, welche das als möglich Gedachte umsetzt in Wirkliches, war es doch dieser Doppelstimmige auch, der ihm das Verbot der Tat zuflüsterte, weil – vor allem Handeln schon – das wirklich Gewollte dem Anspruch des Möglichen niemals standzuhalten vermöchte.

Quelle: Albrecht Schöne: Aufklärung aus dem Geist der Experimentalphysik. Lichtenbergsche Konjunktive. – München 1982. S. 125.

t:

Daß alle wirklich gewollten taten dem anspruch des möglichen nicht standzuhalten vermöchten, möchte wohl am genio coniunctiui ancipitis iussum uetiturumque insusurrantis liegen.



## OPUS DECIMUM

Sehen wir von allen Einzelheiten ab, so können wir sagen: die Aufgabe des Philologen besteht darin, die Elemente eines gegebenen Textes als übereinstimmend mit entsprechenden Elementen anderer Texte zu erweisen, sie also nach dem Prinzip der Analogie zu erklären, oder aber, wenn sich derartige Übereinstimmungen nicht feststellen lassen, die verbleibenden Anomalien, soweit es sich nicht um Fehler handelt, aus den besonderen Bedingungen des jeweiligen Textes verständlich zu machen.

Quelle: Karl Stackmann: Philologie und Lehrerausbildung, Vortrag zur Eröffnung der Universitätswoche Göttingen 22. Oktober 1973. – Göttingen 1974. S. 21

t:

Sehen wir von allen einzelflocken ab, so können wir sagen: es schneit.

\*

Wenn ein text von einem anderen sich unterscheidet, dann liegt dies – soweit es sich nicht um fehler handelt – daran, daß jener von diesem verschieden ist.

## OPUS UNDECIMUM

Denken wir etwa an die fundamentale Tatsache, daß jeder von uns irgendwann sterben wird. Man spricht von dieser Tatsache als einer Grundtatsache menschlicher Existenz und sagt, daß sich eigentliche und uneigentliche Existenz dadurch unterscheiden, ob man dieser Tatsache ins Auge sieht oder nicht.

[...]

Tatsachen kann man nicht sehen; aber man kann sagen, daß man sie sieht, ohne daß man damit etwas Falsches sagt: man kann sie nur cum grano salis „sehen“. Man kann nur Augenzeuge von Tatsachen sein.

Quelle: Günther Patzig: Satz und Tatsache. – In: Günther Patzig: Sprache und Logik. – Göttingen 1970. S. 46f.

t:

Lebensweisheit

Liebst du die eigentliche existenz, so sei augenzeuge der fundamentalen tatsache, daß jeder von uns irgendwann sterben wird. Verschone dich selbst bis zuletzt, und sei dann dein eigener augenzeuge.



## OPUS DUODECIMUM

Als Prüfer im Fach Deutsch für das Lehramt an Gymnasien sind ernannt:

[...]

Professoren (im Sinn der Prüfungsordnung):

Prof. Dr. Düwel, Dr. Dr. habil. Fricke...

Quelle: Kommentare zu den Lehrveranstaltungen des Wintersemesters 1983/84. Seminar für Deutsche Philologie. S. V.

t:

Kleider machen leute – prüfungsordnungen machen professoren.

\*

Was ist ein prüfessor?

Ein professor im sinn der prüfungsordnung.

### OPUS TERTIUM DECIMUM

Ergänzung der Promotionsordnung (vom 22.09.1983), Abschnitt II 6 A-B (Ausschluß von Fächerverbindungen), beschlossen vom Fachbereichsrat am 14.10.1987:

„Ausnahmen von diesen Regeln sind nur möglich, wenn sie durch Prüfungs- oder Studienleistungen begründet werden können. Ein entsprechender Antrag bedarf der Zustimmung des jeweiligen Seminars und des Fachbereichsrates.“

Quelle: Mitteilung des Dekans des Fachbereichs Historisch-Philologische Wissenschaften der Universität Göttingen unter dem 12.11.1987.

t:

Die teilnahme an einem kurs zum erwerb eines führerscheines ist nur möglich, wenn sie begründet werden kann durch eine führerscheinprüfung oder die teilnahme an einem kurs zum erwerb eines führerscheines. Ein entsprechender antrag bedarf der zustimmung der jeweiligen fahrschule und des Technischen Überwachungs-Vereins.



### OPUS QUARTUM DECIMUM

Der Text kann das Ganze der Regeln sein, nach denen er hervorgebracht ist.

[...]

Der Text kann das Ganze der Wirkung sein, die durch ihn hervorgebracht wird oder das Ganze der Rezeption, durch die er aufgefaßt wird.

Quelle: Horst Turk: Literaturtheorie. I. Literaturwissenschaftlicher Teil. – Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1976. S. 6

t:

*Die köstliche speise für minderbemittelte:*

Die köstliche speise kann das ganze der kochanweisungen sein, nach denen sie hergestellt ist;

*Die köstliche speise für bescheidene:*

Die köstliche speise kann das ganze der wirkung sein, die durch sie hervorgebracht wird; oder

*Die köstliche speise für allesfresser:*

das ganze der rezeption, durch die sie aufgefaßt wird.

## OPUS QUINTUM DECIMUM

Die Relativierung [bei Th. MANN] zielt also keineswegs auf die Identifikation des Absoluten mit dem Zufällig-Gegenwärtigen, vielmehr ist das Absolute gegenüber allem, was in der Zeit Gestalt annimmt, absolut.

Quelle: Karl Stackmann: Der Erwählte. Thomas Manns Mittelalterparodie. – In: Euphorion 53 (1959) 69.

t:

Alles, was voneinander verschieden ist, unterscheidet sich voneinander. Was sich aber gleicht, ist einander gleich.



## OPUS SEXTUM DECIMUM

Wer weiß, ob man in weitem Zeitabstand von uns nicht bemerken wird, daß die Rauchzeichen dieser Bücherverbrennung das Ende der Zeitalter signalisierten, für welche das Buch der materielle Träger nicht nur, sondern zugleich der Inbegriff des Geistes gewesen ist. Nicht weil damals einige zehntausend Bücher vernichtet wurden. Vielmehr weil die Untäter, die wahrhaftig nicht wußten, was sie damit taten, das Buch – vielleicht zum letzten Mal – für etwas so Wichtiges nahmen, daß sie diese ‚schädlichen und unerwünschten‘ Schriften (wie einmal der Bibel, dem Talmud geschehen) zur Ehre der Scheiterhaufen erhoben.

Quelle: Albrecht Schöne: Göttinger Bücherverbrennung 1933. Rede am 10. Mai 1983 zur Erinnerung an die ‚Aktion wider den undeutschen Geist‘. – Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1983. S. 31f.

t:

Wer weiß, ob die massenvernichtung ‚schädlicher und unerwünschter‘ bücher nicht doch gar nicht so schlecht war, zumal die einäscherer, die es auch sonst – unwissend wahrhaftig – für wichtig hielten, letzte ehren zu erweisen und das ende signalisierende rauchzeichen zu setzen, gar nicht wußten, was sie taten.

## OPUS SEPTIMUM DECIMUM

Wir unterscheiden nun insgesamt fünf Typen von Kustoden:

1. Heile Kustoden: Der Kustos stimmt mit dem (den) von ihm bezeichneten Zeichen graphemisch voll überein. [...]
2. Kranke Kustoden: Der Kustos stimmt mit dem (den) von ihm bezeichneten Zeichen graphemisch nicht voll, aber noch erkennbar überein. [...]
3. Stumme Kustoden: Der Kustos stimmt graphemisch mit dem (den) letzten Zeichen der letzten Zeile der eigenen (!) Seite (in der Weise heiler oder kranker Kustoden) überein. [...]
4. Taube Kustoden: Der Kustos stimmt weder auf heile noch auf kranke Weise mit dem (den) von ihm zu bezeichnenden Zeichen am Anfang der folgenden Seite noch auf heile oder kranke Weise mit dem (den) letzten Zeichen der eigenen Seite graphemisch überein. [...]
5. Blinde Kustoden: Der Kustos fehlt (ausnahmsweise) überhaupt. [...]

Quelle: Christian Wagenknecht und Ernst Peter Wickenberg: Die Geheimsprache der Kustoden. Voruntersuchungen zu ihrer Erforschung. – In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 50, 1976, 260f.

t:

Wir unterscheiden nun insgesamt fünf typen von parodien<sup>5</sup>:

1. Heile parodien: Die parodie stimmt mit dem parodierten voll überein.
2. Kranke parodien: Die parodie stimmt mit dem parodierten nicht voll, aber noch erkennbar überein.
3. Stumme parodien: Die parodie stimmt mit dem nicht-parodierten (in der weise heiler oder kranker parodien) überein.
4. Taube parodien: Die parodie stimmt weder auf heile oder auf kranke weise mit dem parodierten noch auf heile oder auf kranke weise mit dem nicht-parodierten überein.
5. Blinde parodien: Die parodie fehlt (ausnahmslos) ganz.




---

5 Anstelle von „parodie(n)“ kann hier überall auch „selbstparodie(n)“ stehen.



**DISKURS ZWISCHEN KEPLER UND DESCARTES  
ÜBER WELT UND SPRACHE  
AUS EINEM ANONYMEN FRAGMENT ÜBERSETZT VON**

*Wolfgang Wildgen, Bremen*

**Warnung**

Als DESCARTES 1596 geboren wurde, war gerade das große Jugendwerk KEPLERS (der damals 21 Jahre war) *Mysterium Cosmographicum* im Druck. Als DESCARTES 23 Jahre war, begegnete er in Ulm Johann FAULHABER (1580-1635), der ein mathematischer Akrobat war (er veröffentlichte den *Neuen mathematischen Kunstspiegel...*), und obwohl/gerade weil diese biographische Periode des jungen DESCARTES so dunkel ist, ist die Vermutung, daß DESCARTES den damals schon berühmten Johannes KEPLER auf seinem Weg von Ulm nach Wien getroffen hat, reizvoll<sup>1</sup>. In diese Zeit fällt nach DESCARTES' eigenen Aussagen die Entscheidung über seinen intellektuellen Lebensweg, fallen die Würfel seiner wissenschaftlichen Weltanschauung. Natürlich war KEPLER Protestant und auf der Flucht vor der Gegenreformation, die DESCARTES als Soldat unterstützte; natürlich war DESCARTES ein unbekannter Student im Soldatengewand, KEPLER ein weltberühmter Astronom; vielleicht begegneten sich die beiden auch nur im Traume: es soll uns im weiteren nicht kümmern.

Falls sie sich getroffen haben, waren ihre Themen wohl das System des COPERNICUS (für DESCARTES ein gefährlicheres Thema als für KEPLER), die Geometrie, die platonischen und die archimedischen Körper, die Musikwissenschaft oder die richtige Methode der wissenschaftlichen Arbeit<sup>2</sup>. Die Sprache der Unterhaltung war wohl Latein, aber wie eine Reiseepisode DESCARTES' erzählt, sprach er auch Deutsch, so daß auch ein Plaudern in dieser Sprache möglich gewesen ist<sup>3</sup>. Die einzige schwache Spur für eine reale Begegnung ist DESCARTES' Traum, der uns aus Kopien von LEIBNIZ und von BAILLET bekannt ist<sup>4</sup>. Wir wollen diese Spur kurz verfolgen. DESCARTES wird in dem ersten Traum ziellos von einem Windwirbel umherbewegt und sieht plötzlich die offene Türe eines Collegiums vor sich, in das er sich rettet. Zu seiner Überraschung trifft er dort Personen, die in völliger Ruhe sind, und einer von ihnen sagt ihm, er solle zu Herrn N. gehen, der ihm etwas zu geben habe. DESCARTES stellt fest, daß das Geschenk die Form einer Melone hat. Der Wind, der DESCARTES getrieben hatte, war unterdessen wesentlich schwächer geworden. In seinem dritten Traum findet er schließlich eine Enzyklopädie (*dictionnaire*) auf dem Tische liegen, die er beim späteren Erwachen als Symbol des versammelten Wissens der Wissenschaften auffaßt.

Der Herr, dem er begegnete und der ihm ein kugelförmiges Objekt reichte, mag ein Hinweis auf Johannes KEPLER und sein System ineinandergebetteter Planetenschalen sein, für das KEPLER ein handliches Modell herstellen ließ. Die Enzyklopädie ist das große Werk, an dem COPERNICUS, KEPLER und GALILEI

arbeiteten, das aber noch seinen Vollender suchte. DESCARTES wollte dieser Vollender sein, aber erst NEWTON sollte das Werk gelingen.

So wahrscheinlich, ja fast verbürgt, eine (zumindest geistige) Begegnung von KEPLER und DESCARTES ist, so interessant (weil unwahrscheinlich) ist das Thema, auf das sich die Begegnung zuspitzt, die Sprache. Aber weshalb sollten DESCARTES und KEPLER nicht über die Natur der Sprache streiten, hat nicht letzterer die Sonne und besonders die Erde mit einer Seele (*anima telluris*) versehen und die Seele des Menschen in Verbindung zum Weltall gesetzt; DESCARTES aber sieht gerade in der Sprache den Beweis dafür, daß der Mensch im Gegensatz zu den Tieren über eine unkörperliche Seele verfügt, und damit ist die Sprache der Angelpunkt seiner Dichotomie von *res extensa* und *res cogitans*<sup>5</sup>. Weshalb sollte also dieser Punkt zentralen Interesses, an dem sich Theologie und Naturphilosophie treffen, ausgespart gewesen sein? Ja, es erscheint fast sicher, daß der Dialog so oder ähnlich, wie er uns in dem Fragment berichtet wird, stattgefunden hat. Damit genug der Vorahnung; lassen wir die beiden Herren zu Wort kommen. Der Ort liegt zwischen Neuburg (an der Donau) und Linz; Datum: Sommer 1621<sup>6</sup>. Wir wollen uns den Ort des Geschehens in Analogie zu DESCARTES' Traum vorstellen.

DESCARTES tritt als adeliger Offizier, M. DU PERRON, auf und gibt sich äußerlich nicht als Gelehrter zu erkennen, weshalb KEPLER ihn zuerst für einen der vielen Fremden gehalten haben mag und wohl erstaunt über die außerordentlichen Ansichten dieses Mannes gewesen ist. KEPLER hatte gesellschaftlich seinen Höhepunkt bereits hinter sich; er war Astrolog des Kaisers RUDOLF II. und Nachfolger Tycho BRAHES als kaiserlicher Hofmathematiker gewesen. Nach dem Tode RUDOLFS II. (1612) ging KEPLER an die Landschaftsschule nach Linz, was gesellschaftlich sicherlich einen Abstieg bedeutete. Hier entstand aber sein Hauptwerk *Harmonices Mundi libri V*, Linz 1619, und ein siebenbändiges Lehrbuch der Astronomie nach COPERNICUS (*Epitome Astronomiae Copernicanae*, Linz 1618–1620). Das Buch kam bereits 1619 auf den Index, was KEPLER als Protestanten nicht so sehr bekümmern mußte, für DESCARTES aber eine ernste Warnung bedeutet haben mag. Gerade deshalb ist die Freimütigkeit des Gedankenaustausches, über den im Fragment berichtet wird, erstaunlich<sup>7</sup>.

### Übersetzung des Gesprächsfragmentes in Auszügen<sup>8</sup>

(Das Fragment beginnt abrupt. Die ersten Äußerungen stammen wohl von einem Scholastiker, wie die Ähnlichkeit zu entsprechenden Textstellen in den physikalischen Vorlesungen des ARISTOTELES nahelegt)

...wie viel besser hat diese Fragen schon ARISTOTELES behandelt, wenn er sagt, daß das Unbewegte entweder in der Mitte sein muß oder auf dem Umfang, das aber am schnellsten sich bewegt, was dem Beweger am nächsten ist.

Da dies aber auf die Bewegung des Alls zutrifft, so ist dort der Bewegter. Das heißt, die Sonne, die COPERNICUS in die Mitte stellt, kann nicht der Bewegter sein, da sie doch den schnell bewegten Körpern am entferntesten ist. Somit muß das augenscheinlich am wenigsten Bewegte, die Erde, die Mitte sein, und der Bewegter muß sich außerhalb befinden<sup>9</sup>.

KEPLER: Wenn wirklich der Bewegter außen wäre, so mag dies die Bewegung der äußeren Schale erklären, es erklärt aber weder die vorgefundenen Bahnabstände, die Exzentrizitäten der Bahnen, die Epizyklen des PTOLEMÄUS und viele andere uns inzwischen bekannten Eigentümlichkeiten der Planetenbahnen. Überdies ist die Kreisbewegung, an der die Aristoteliker so unwiderprüflich festhalten, weder bei Ptolemäus rein und vollständig noch bei Kopernikus. Erst das Weltgebäude, wie es im *Mysterium Cosmographicum* dargestellt wurde, hat ein Zentrum und wahrhaft konzentrische Bahnen; die Abweichungen von der Kreisbahn, die meine Beobachtungen des Mars unwiderprüflich gezeigt haben, sowie die unterschiedlichen Zeiten, mit denen Teile der Bahnen durchlaufen werden, sind nur in dem von den Kräften der Sonne ausgehenden Modell richtig zu erfassen.

DU PERRON: (diesen Namen führte der "Philosoph hinter der Maske", Descartes) Wenn ich mich in Ihr gelehrtes Gespräch einmischen darf, so scheint es mir doch geraten, an der Kreisbewegung festzuhalten, da ARISTOTELES nur diese als ohne Anfang und Ende und als rein nachgewiesen hat. Allerdings ist zu berücksichtigen, daß diese Bewegung nicht im Leeren stattfindet, so daß notwendigerweise sich mehrere Bewegte beeinflussen und behindern und, wie in einem großen Meer die Schiffe, so die himmlischen Körper im Wirbel davongetragen werden. Die Exzentrizitäten und Veränderungen der Geschwindigkeiten ergeben sich somit, ohne daß die Reinheit der zugrunde liegenden Kreisbewegungen angetastet werden müßte.



(Hier bricht das Fragment ab, und es ist lediglich der folgende Teil erhalten geblieben, in dem nicht mehr die Astronomie, sondern die Sprache Thema des Gespräches ist.)

KEPLER: Nachdem ich ausführlich die musikalische Harmonie der Planetenbahnen gezeigt habe, welche noch deutlicher mit den Beobachtungen übereinstimmt als mein Modell der platonischen Körper<sup>10</sup>, will ich auf die Erde zu sprechen kommen und ihre Formkräfte. Bereits in meiner Schrift zum sechseckigen Schnee<sup>11</sup> habe ich gezeigt, daß Unbelebtes (etwa Kristalle) und Belebtes (Blütenstände, Blätter, Fruchtkörper) ähnliche geometrische Gesetze zeigen, die allerdings materiell und auch zweckbezogen nicht immer erklärbar sind. Noch erstaunlicher als die schönen Wabengebilde, welche das Bienenvolk herstellt, ist jedoch die menschliche Sprache, und ich würde viel darum geben, dafür eine Erklärung zu finden.

*DU PERRON:* Die Sprache ist nur teilweise mit den erwähnten Formen im Bereich der ausgedehnten Dinge vergleichbar, und zwar nur in ihrer tierähnlichen Mechanik. Wesentlich an der Sprache ist aber nicht dieser Maschinenanteil, wie wir leicht an einer konstruierten Sprachmaschine oder an einem Papagei sehen können. Der Geist ist ein universelles Instrument, ohne Ausdehnung und von dieser Ausdehnung bedingten Beschränkungen. Selbst wenn der Mensch seiner üblichen Äußerungsorgane beraubt ist, kann er in anderer Weise seinen Gedanken Ausdruck verleihen.

*KEPLER:* Dies sind wohl zu erwägende Einwände. Der Mensch ist aber wie die Tiere und die Welt im Ganzen eine Schöpfung Gottes und wohl nach ähnlichen, wenn nicht gar gleichen Prinzipien aufgebaut, und so wie die Harmonie der Welten mit unserem musikalischen Empfinden zusammenstimmt, so wird auch das Denken in der Sprache mit den Gesetzen der Welt in harmonischer Beziehung stehen.

*DU PERRON:* Gerade der Mensch und sein göttlicher Anteil, die Vernunft, sind von den Wirbeln der Natur ausgenommen und nicht auf Schub und Zug im Vergänglichen angewiesen, sondern direkt mit dem Göttlichen und Ewig-Unvergänglichen in Beziehung. Nur dies ermöglicht auch ein Erkennen der Welt und damit das Sprechen über die Welt.

*KEPLER:* Da wir verschiedenen Glaubens sind, wollen wir die göttliche Sprache beiseite lassen und uns der natürlichen, aber der von Gott geschaffenen zuwenden. Das Sprechen eines Satzes macht zwar das Bewegen der Organe notwendig, aber es zeigt sich eine Ordnung, die nicht mit diesen Organen erklärbar ist. Dennoch sind die Wörter wie die Gebilde, die Bienen oder andere soziale Lebewesen erzeugen, regelmäßig angeordnet. Mithin muß es eine Erklärung geben, die nicht mechanisch ist, aber doch nicht ewig und unveränderlich gilt. Dies letztere zeigt die Vielfalt der Sprachen, die Ihnen auf Ihren Reisen sicher nicht entgangen ist.

*DU PERRON:* Die Vielfalt ist in den komplizierten Wirbeln eines solchen Systems ohne Bedeutung, wir können also die Sprache wie *eine* dem Menschen spezifische Fähigkeit betrachten. Da wir aber die göttliche Seite der Sprache nicht einsehen können, kann die allgemeine Sprache nur aus den Prinzipien einer allgemeinen Vernunft konstruiert werden. Dies ist der einzige vernünftige Weg zur Erforschung der Sprache.

*KEPLER:* In der Nützlichkeit theoretischer Konstruktionen stimme ich unserem französischen Gaste gerne zu, habe ich doch schon vor zwanzig Jahren per Intuition die wesentlichen Ideen zu meiner Astronomie gewonnen. Wie steht es aber mit dem Nachweis der Realität dieser Konstruktion und mit der natürlichen Erklärung hypothetischer Sprachgesetze?

*DU PERRON:* Dies kann nur über die Mechanik des Körpers geschehen. Die vernunftbegabte Seele ist nämlich nicht wie ein Steuermann in das Schiff des Körpers gestellt, sie ist vielmehr mit diesem vereint und in mannigfacher Weise verzahnt<sup>12</sup>. Wenn wir also die Maschine des Körpers, der spricht, genau

nachbauen, finden wir auch jene uns Menschen überhaupt erklärbaren Gesetze des Geistes, der den Körper belebt.

*KEPLER:* Ihr Vorgehen erinnert mich zu sehr an jenes ängstliche Haften an den äußerlichen Beobachtungen, welche die künstlichen Bewegungen des ptolemäischen Systems begünstigte und für die Neuerungen eines COPERNICUS blind machte. Ist es nicht gerade die (verborgene) Seele des Weltalls, der Erde, des Menschen, die wir mit Phantasie und hartnäckiger Beobachtung suchen müssen, anstatt sie in einem theologischen Dunkel zu verbergen? Ist nicht die Seele der Sitz jener Kräfte, welche Sprache erzeugen und verändern? Anstatt künstliche Maschinen zu bauen, wäre es angelegen, die Orte und Beziehungen sprachlicher Elemente und die einfachsten Gesetze in diesen Beziehungen festzuhalten. Da materielle und auch zweckbezogene Erklärungen für solche Gesetzmäßigkeiten im Menschen nicht ausreichen werden, wird es notwendig sein, die Harmonie und die gleichbleibenden Proportionen als Beweise höherer, letztlich göttlicher Ordnung zu suchen. Die Maßgaben Ihres Landsmannes RAMUS, künstliche Hypothesen zu vermeiden, gelten nicht nur für die Architektur des Himmels, es ist gerade für die Sprache, von der so viele irrige und widersprüchliche Ansichten überliefert sind, unbedingt zu empfehlen.

*DU PERRON:* Die Maßgaben des Ramus ebenso wie jene OCCAMS mag ich wohl als Einfachheitsbedingungen akzeptieren, ja sie bilden den Kern der mir eigenen Methode. Dennoch bleibt die Sprache eine sekundäre Manifestation, welche einerseits mit der Vernunft, der sie zum Ausdruck verhilft, andererseits mit der Mechanik der sinnlichen Wahrnehmung und der Lautgebung verbunden ist. Sie ist somit den Phänomenen, die wir alle in der Natur erfahren, nur uneigentlich ähnlich. Das zeigt sich am direktesten in ihrer Erzeugungs-vielfalt. Mit 25 oder 30 Lauten können wir jene unendliche Folge von Wörtern erzeugen, die in sich keineswegs mit dem, was sich in unserem Geiste abspielt, ähnlich sind und dennoch dem anderen erlauben, alles, was wir denken, und die verschiedensten Bewegungen unserer Seele zu verstehen, ohne dabei mit unserem Geist in (mechanischen) Kontakt treten zu müssen.

*KEPLER:* Ich gestehe es Ihrer Jugend zu, daß Sie dermaßen das Mysteriöse lieben, und ich habe selbst in meinem *Mysterium Cosmographicum* manche dunkle Beziehung zwischen unserer Seele und äußeren Vorgängen hergestellt. Das Mysterium aufzulösen, nicht es sorgfältig zu verpacken, ist aber die Berufung des Wissenschaftlers. So wie die Erde die Kristalle, die Mutter das Kind hervorbringt, so bringt die menschliche Seele und der Umgang der Menschen untereinander die Sprache hervor, und es obliegt uns, dieses Hervorbringen und das darauf folgende Bestehen der Sprache in Grundzügen zu erfassen, und unser Trachten muß danach gehen, in aller Freimütigkeit vorhandene Meinungen an der Erfahrung zu prüfen und vorläufige Hypothesen zu verbessern.



An dieser Stelle bricht das Fragment ab, und es ist Spekulation, ob KEPLER Grundzüge einer natürlichen Sprachtheorie entwickelt hat; wir wissen nur, daß DESCARTES so vorsichtig war, seine Schriften über die Welt und die Menschen unvollendet und unveröffentlicht zu lassen (trotz aller Vorsicht kamen seine übrigen Schriften kurz nach seinem Tode auf den Index). Die eigentliche sprachtheoretische Bewegung ging dann erst von J. LOCKES Schrift *An Essay on Human Understanding* in dem Buch über die Wörter und von CONDILLACS *Essai sur l'origine des connaissances humaines* (1637) aus. Der kopernikanischen Wende, die KEPLER weitergeführt und NEWTON vollendet hat, steht keine kartesische Wende in der Sprachtheorie gegenüber; es ist vielmehr die Vollendung der Bewegung von COPERNIKUS über KEPLER zu NEWTON, welche eine gewisse Wende im 18. Jahrhundert z.B. in den Arbeiten von LOCKE, LEIBNIZ und CONDILLAC nach sich zog (vollzogen ist diese Entwicklung allerdings immer noch nicht; vgl. WILDGEN 1985).

#### ANMERKUNGEN

- 1) DESCARTES reiste 1619 in Deutschland, verbrachte den Winter in einem Quartier in Süddeutschland (an den Grenzen Bayerns). In dieser Zeit beschäftigte er sich mit Fragen der Mathematik und der Physik. Im Gefolge des Herzogs MAXIMILIAN von Bayern ging er 1620 nach Böhmen und verbrachte den Winter, als der Herzog von Bayern nach München zurückkehrte, mit einem Truppenteil an den Grenzen Südböhmens, wohl im Bereich der Grafschaft Neuburg. Bei seiner Reise von Neuburg nach Wien (DESCARTES zieht mit einem kaiserlichen Heer gegen Ungarn) mag die in dem Fragment geschilderte Begegnung stattgefunden haben. Anschließend gibt DESCARTES das Soldatenleben auf (vgl. DESCARTES, 1637/1966: Anhang S. 211f.).
- 2) DESCARTES hat zu dieser Zeit Projekte zu Schriften mit dem Titel: *Parnassus*, *Thesaurus mathematicus*, *Experimenta*, *Studium bonae mentis*. 1618 hatte DESCARTES ein *compendium musicae* verfaßt.
- 3) Ein anderer Bericht von BAILLET zeigt DESCARTES auf einer Schiffsreise an der ostfriesischen Küste. Als er von den Matrosen bedroht wurde, überraschte er sie durch seine perfekten Deutschkenntnisse (oder sprach er gar Plattdeutsch?).
- 4) Vgl. DESCARTES 1637/1966: Anhang, S. 206–211.
- 5) Vgl. DESCARTES 1637/1966: Teil 5, S. 79ff.
- 6) Dies mag ein Wink des Schicksals für die beiden Zahlenkünstler sein. KEPLER war gerade 50 Jahre alt, DESCARTES zählte 25 Jahre. Der erste bedeutende Astronom, der KEPLERS Gesetze anerkannte, war erst 2 Jahre alt, und er starb bereits 20 Jahre später (Jeremiah HORROX, 1619–1641). Zwei Jahre nach HORROX' Tod wurde Isaak NEWTON geboren. Er wider-

legte DESCARTES' Wirbeltheorie, die inzwischen zu Ruhm gelangt war, und verhalf den inzwischen vergessenen KEPLERSchen Gesetzen zum Durchbruch (ohne dabei allerdings KEPLER zu erwähnen). Die Reisen DESCARTES' zwischen 1619 und 1622 sind umstritten. Wir folgen hier BAILLET, der seinen Aufenthalt in Deutschland auf das Jahr 1621 ausdehnt. (Vgl. RODES-LEWIS, 1984: 59ff.). In diesem Falle war der Traum (1619) eher eine Vorahnung.

- 7) DESCARTES hat allerdings ein eigenartiges Doppelleben geführt. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er mit der philosophisch-theologischen Erneuerungsbewegung in Deutschland sympathisierte und sich später, da er die Erfolglosigkeit dieser Bewegungen gerade zur Zeit der Gegenreformation einsah, wieder in die katholische Gemeinschaft zurückbegab. LEIBNIZ befand sich später in einem ähnlichen Dilemma zwischen Philosophie einerseits und den streitenden Religionsparteien andererseits.
- 8) Die Handschrift wurde gemäß glaubhaften Zeugnissen in Regensburg gefunden und konnte erst jetzt als alt identifiziert werden. Schätzungen gehen davon aus, daß sie in den Jahren vor 1630 verfaßt wurde und anlässlich des Reichstages von Regensburg, also kurz vor KEPLERS Tod, diesem überreicht worden war.
- 9) Vgl. ARISTOTELES, 1956. *Vom Himmel*, S. 57ff.
- 10) In den *Harmonices Mundi* entwickelt KEPLER eine Harmonielehre, welche die Proportionen der Planetenbahnen als Basis hat; diese Harmonien entsprechen den geometrischen Harmonien zwischen den richtig angeordneten fünf platonischen Körpern bzw. den Abständen zwischen den umschriebenen und den eingeschriebenen sechs Kugelflächen.
- 11) Vgl. KEPLERS Neujahrsschrift für Wackher VON WACKHENFELS; KEPLER 1611/1907.
- 12) Vgl. ähnliche Stellen in DESCARTES 1637/1906: 81.

#### QUELLEN

Aristoteles, 1956. *Physikalische Vorlesungen* (hrsg. v. GOHLKE),  
Schöning, Paderborn.

Descartes, René, 1637/1966. *Discours de la méthode*, Flammarion, Paris.

Descartes, René, 1967. *Oeuvres de Descartes* (hrsg. von Ch. ADAM und P. TANNE-  
RY), siehe besonders Bd. 9.2, der die Wirbellehre beschreibt und Bd. 11, der  
'Le Monde' enthält. Vrin, Paris.

Federico, P. J., 1982. *Descartes on Polyhedra*, Springer, Berlin.

Kepler, Johannes, 1938. *Gesammelte Werke* (hrsg. von Max CASPER), Bd. 9,  
Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München.

- Kepler, Johannes, 1611/1907; *Neujahrgabe an Wackher von Wackhenfels*, übersetzt in: 56. Jahresbericht des k.k. Staatsgymnasiums zu Linz, Verlag des k.k. Staatsgymnasiums, Linz, 1907, S. 5–30.
- Kepler, Johann, 1918. *Die Zusammenklänge der Welt* (hrsg. von Otto J. BRYK), Diederichs, Jena.
- Koyré, Alexandre, 1973. *La révolution astronomique*, Hermann, Paris.
- Lewis, Geneviève, 1984. *Descartes. Textes et débats*, Livre de poche (5003), Paris.
- Wildgen, Wolfgang. 1985. *Dynamische Sprach- und Weltauffassungen (in ihrer Entwicklung von der Antike bis zur Gegenwart)*. Schriftenreihe des Zentrums Philosophische Wissenschaften, Bd. 3, Universitäts-Verlag, Bremen.
- Wildgen, Wolfgang, 1989. *Geometrie und Dynamik in der Erklärung von Natur und Sprache*, Vortrag anlässlich der Kulturtage Lana zum Thema „Beweger“, am 3.9.1989, Lana (Südtirol).



## WIE VERLÄNGERT MAN SEINEN RUHM? EINE ZEIT-GEMÄßE QUANTITATIVE BETRACHTUNG

*Peter Winkler, Konstanz*

*„Der Ruhm, wie alle Schwindelware,  
hält selten über tausend Jahre.  
Zumeist vergeht schon etwas eh´r  
die Haltbarkeit und die Coleur...“*

philosophiert Wilhelm BUSCH in seinem Gedicht „Der Ruhm“ (im Gedichtband „Zu guter Letzt“ [BUSCH, W. o.J.], S. 315). Das Schauspiel um Ruhm und Berühmtwerden ist in der Geschichte der Menschheit ein Stück, das pausenlos – quasi en suite – auf der Weltbühne aufgeführt wird – und nur Pessimisten wie W. BUSCH winken weise ab, wenn ihnen Ehrungen widerfahren. Das hält R. EGENTER aus christlicher Sicht für anmaßend und unverzeihlich; er erwartet von den Geehrten und Berühmten im allgemeinen, daß sie sich zwar nicht „mit breitem Behagen“ der Ehrung überlassen, sondern daß sie einen gewissen Abstand wahren, „ja sich eigentlich im Empfang der Ehrung behalten“ sollen, wohl aber Ruhm und Ehre anzunehmen verstehen [EGENTER, R. 1937]. Denn nach seiner Ansicht raubt derjenige, der aufrichtige Verehrung verachtet oder auch nur bewußt übersieht, dem Ehrenden die Ehre und verliert dadurch selbst an Ehrenwert. Es ist mithin gar nicht ehrenrührig, Berühmtheit zu akzeptieren und darüber hinaus - wenn man schon zu Ruhm kommt - sich Gedanken zu machen, wie man ihn verlängern könnte. Im Gegenteil; denn die „Abweisung berechtigter Ehren verletzt und beleidigt mitunter nicht nur den aufrecht Ehrenden, sondern sie kann auch einer Heuchelei gleichkommen.“ ([HAIDER, F. 1972], S. 160).

Ehre und Ruhm annehmen zu können belegt, daß nicht nur die anderen (das ginge ja noch an), sondern auch man selbst von der erbrachten künstlerischen, politischen oder wissenschaftlichen Leistung überzeugt ist, und beweist gesegnetes Selbstvertrauen. NIETZSCHE war das heftige Abwehren von Ehrungen und der damit verbundene „Kunstgriff der Entsagenden“ zutiefst verächtlich, weil mit der Ablehnung der Ehrbegriff selbst sehr niedrig gefaßt werde und die Verächter des Ruhmes sich den Gram über ausgebliebene Ehrungen und den Kampf zu erleichtern trachteten (sinngemäß in „Menschliches, Allzumenschliches“). Dazu paßt, was HAIDER (S. 161) über SCHOPENHAUER sagt: „Über die Bitternis entgangener Ehren tröstete Schopenhauer ... mit der geläufigen Erkenntnis hinweg, daß ein schnell erfolgter Ruhm auch bald erlischt.“ Abgesehen vom innewohnenden Zweckpessimismus, enthält diese Bemerkung einen Gedanken, der einen regelhaften Zusammenhang zwischen Geschwindigkeit des Aufsteigens in die Berühmtheit und der Dauer von Ruhm vermutet.

Überhaupt wird damit angedeutet, daß hinter dem Phänomen Ruhm Regeln und Gesetze stehen könnten. Der Regelhaftigkeit nachzuspüren lohnt es sich aus vielen Gründen; ein pragmatischer und deshalb sehr nützlicher Beweggrund ist der, daß – wenn es Gesetzmäßigkeiten gibt – sie auch gehörig ausgebeutet werden sollten, z.B. für die Verlängerung von Ruhm.

Beginnen wir die Suche nach den Regeln des Ruhmes bei der zitierten Annahme, daß ein schnell einsetzender Ruhm nicht dauerhaft sein kann. Dagegen steht aber die Aussage von W. BUSCH: Ruhm kann sehr wohl (aber leider auch nur) 1000 Jahre anhalten, obgleich wir noch nichts darüber erfahren, ob das nur für sehr langsam einsetzende Berühmtheit gilt. Doch atmet das Zitat eine anziehende Behaglichkeit der Lebensauffassung – es war vor knapp 100 Jahren geschrieben worden –; für Ruhmesanwärter müssen es paradiesische Zeiten gewesen sein. Bei einigem Stehvermögen für die Latenzzeit des Ruhmes winkte dem Kandidaten eine erkleckliche Zeitspanne des wärmenden Bekanntseins und der aufrichtenden Wertschätzung aller Gebildeten. Wie kurz dagegen das Verfallsdatum heutigen Ruhmes ist, hat Andy WARHOL in einem bekannten Bonmot festgehalten. Nach seiner Ansicht kann heutzutage jeder berühmt sein – jedoch nur für fünf Minuten. War früher das Geschäft, bekannt und sogar berühmt zu werden, sehr viel zeitraubender und mühseliger (wenngleich der Ertrag der Mühe wenigstens verlässlich zu sein versprach), ist es heute leichter geworden, und es kann jeden „treffen“. Früher war ja noch nicht einmal sicher, wen der Ruhm erreichen würde. Der Wirkungskreis des Einzelnen war zu gering, die gesellschaftliche Resonanz war nicht ohne Weiteres zu erlangen, es fehlten oft auch die finanziellen Mittel (über die häufig desaströsen finanziellen Verhältnisse vieler Berühmter ist in der Anthologie „Genie und Geld“ [CORINO, K. (Hrsg.) 1987] nachzulesen). Meist lag es jedoch daran, daß – Geld und Protektion<sup>1</sup> vorausgesetzt – die Berühmtheit erzeugende und Ruhm verbreitende Maschinerie der öffentlichen Medien noch unterentwickelt war. Im Zeitalter moderner Kommunikationsmittel hat jedermann die gleiche Chance des Berühmtwerdens bei relativ geringer Mühe – doch sie muß anscheinend mit einem ebenso raschen Wiederversinken in die Vergessenheit bezahlt werden (das Auf- und Absinken von Bekanntheit im Tagesgeschäft, die Urteile und Fehltritte und die Einflüsse des Zeitgeistes auf das Bekannt-Werden oder das Unbekannt-Bleiben ist anschaulich in der Sammlung „Der kluge Zeitgenosse“ [GOLDSCHMIT, R. K. 1930] dokumentiert). Insofern hätte A. WARHOL die heutigen Verhältnisse im Ruhmes-Business treffend beschrieben. Aber muß das auch heißen, daß es ein unumgängliches Schicksal aller heute Populären zu sein hat, an dem nichts geändert werden kann? Der Fortschritt in der Technologie des Ruhmes, der den Aufstieg um vieles leichter gemacht hat und ihn gerechter verteilt, weist doch vielmehr auf einen bisher noch nicht behobenen Fehler in der sozialen Produktion von Ruhm hin: die noch mangelhafte Verfahrenstechnik der Konservierung. Intuitiv hat ein gängiges Wort unter zukünftigen Ruh-

---

1 „Die Kräfte eines Menschen sind nichts, wenn die Umstände ihm nicht helfen, die öffentliche Meinung ihm nicht günstig ist. Die öffentliche Meinung macht alles.“ (Napoleon)

mesträgern in dieser Hinsicht den Nagel auf den Kopf getroffen: Hochzukommen ist leicht – aber oben zu bleiben ist schwer.

Dem muß aber nicht länger mehr so sein. Mit den exakten Methoden der quantitativen Wissenschaft kann auch diesem Problem zuleibe gerückt werden, wie es dieser in der Vergangenheit bekanntlich in den vielfältigsten Bereichen noch immer gelungen ist, Licht in das Dunkel verwickelter Angelegenheiten (auch und gerade qualitativer Provenienz!) zu bringen. Da wir nun alle plötzlich zu Ruhm kommen könnten, muß die Frage einen jeden interessieren, wie das uns - zwar demokratisch, aber doch sehr bescheiden - zuteilte Maß an Ruhmesdauer auszudehnen sei.

## 1. Auf der Suche nach der Ruhmesformel

Die Aufgabe angesichts des bisherigen Defizits im offenen System der sozialen Ruhmproduktion ist, die Dynamik des Ruhmes mathematisch zu erfassen und mit Hilfe von Gleichungen die Technologie des Verlängerns von Ruhm zu finden. Die notwendigen Eckdaten hierzu haben wir bereits: Ruhm dauert längstens 1000 Jahre, kürzestens aber 5 Minuten.

$$D_{\min} = 5 \text{ min} = 0.0000095 \text{ J}$$

$$D_{\max} = 1000 \text{ J}$$

Um zu weiteren Anhaltspunkten für die gesuchte mathematische Funktion zu gelangen, muß man sich nur den Verlauf von Ruhm im allgemeinen vergegenwärtigen; dessen Form wird sicher einer bekannten mathematischen Funktionskurve gleichen. Zwar ist LANGE-EICHBAUM in dieser Hinsicht skeptisch: „Jeder Ruhm hat demnach als Schicksalslinie eine Kurve mit Beginn, Ansteigen, Kulminationspunkt und Absteigen; wiewohl es schwer möglich sein dürfte, hier nun wirklich exakt-mathematische Kurven aufzustellen, in denen Mode, Zeitgeist, Zeitgeschmack, jeweils herrschender Lebensstil besonders gewertet werden müßten. Dennoch ist es erlaubt, vom Bild der Ruhmeskurve zu sprechen. Diese Kurve möchten wir als die „normale“ bezeichnen“ ([LANGE-EICHBAUM, W. 1967], S. 167). Sicher türmen sich enorme Schwierigkeiten auf, wenn sämtliche Bedingungen des Ruhmes auf einmal in einer Formel erfaßt werden sollen. Unsere Aufgabe ist etwas leichter, weil unsere Kurve natürlich nicht die Voraussetzungen erfassen soll, die zu Ruhm führen. Sie soll nur die Dauer des Ruhmes messen und es jedermann ermöglichen, sie nach Belieben zu dehnen oder zu verkürzen.

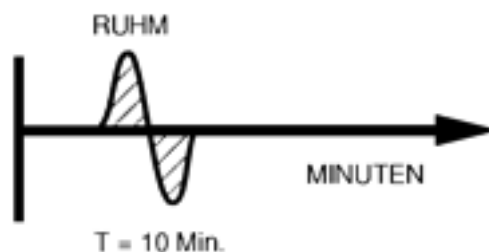
Aus einer mehr erahnten als gewußten Umschreibung des Verlaufs von Ruhmeskurven ist unschwer zu erkennen, um welche mathematische Funktion es sich handelt: „Wenn ein Mensch berühmt wird, so steigt seines [so im Original] Ruhmeslinie nicht geradlinig bergan, sondern sie verläuft mehr oder weniger schräg nach oben auf den Gipfel zu. Dann hält sie sich eine Weile auf der Höhe, um vielleicht nach langer Zeit wieder ganz allmählich abzusinken“ ([LANGE-EICHBAUM, W. 1967], S. 167). Es ist keine lineare Funktion, sondern sie hat einen

„weichen“ Anstieg mit Maximum und einen „weichen“ Abfall - kurz, es kann eine Sinuskurve sein, die auf dem Maximum der Amplitude zeitlich sehr ausgedehnt ist (so, als ob eine Gerade eingefügt wäre). Von dieser kleinen Unregelmäßigkeit abgesehen, hat die allgemeine Ruhmeskurve folgenden Verlauf:



Die x-Achse (Nulllinie) ist immer die Zeitachse, was bei Schall und Ruhm (Schall und Ruhm ...) auch ganz plausibel ist. Die Amplitude der Kurve entspricht der Höhe des Ruhmes - sie ist für unser Problem nebensächlich. Uns interessiert die Zeitdauer der Schwingung, d.h. deren Periode. Je langsamer der Ruhm „schwingt“, um so länger befindet sich die Kurve entweder im Bereich des Berühmt-Seins oder des Vergessen-Seins. Für die Belange des Ruhmes kommt natürlich nur die Hälfte der Schwingung in Betracht, die über der Nulllinie liegt. Die Dauer des Ruhmes entspricht also einer halben Periode einer vollständigen Sinusschwingung. Je größer die Periode (d.h. je niedriger die Frequenz), desto mehr Zeit verstreicht, bis die Ruhmeskurve sowohl ihr Maximum als auch wieder die Nulllinie (das Eintauchen ins Vergessen) erreicht. Eine Sinusschwingung wiederholt sich eigentlich nach jeder Periode; daß ein Berühmter auch gleich noch die nächste Schwingungsperiode seines Ruhmes erlebt, ist eher unwahrscheinlich. (Aber es gibt tatsächlich einige wenige Ausnahmen, denen dieses Glück widerfahren ist.)

Die Ruhmeskurve der Moderne ist (nach WARHOL) demnach eine schnelle Sinusschwingung, die eine Halbperiode von 5 Minuten hat (entspricht einer Frequenz von 10 Minuten =  $1/600 \text{ sec} = 0.0017 \text{ Hz}$ ):

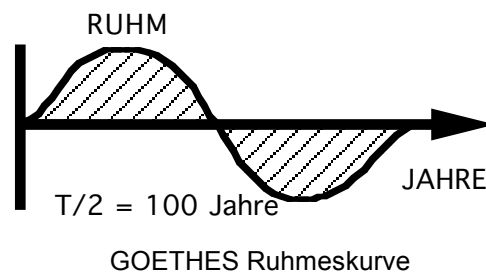


Moderne Ruhmeskurve (nach WARHOL)

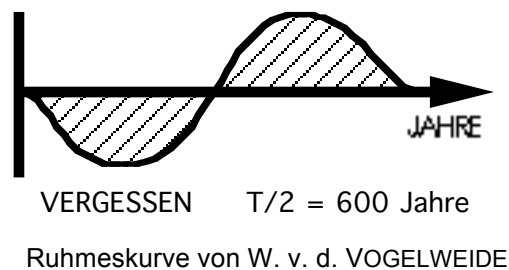
Die obige Kurve ist nicht berechnet, sondern nach dem Augenschein gezeichnet worden; das reicht aus, um das Prinzip deutlich zu machen: Ein kleiner, aber schnell zu erreichender Bekanntheitsgipfel wird von einem ebenso schnellen Abstieg gefolgt, darauf tritt die Halbperiode des Unbekannt-Seins auf – bis

möglicherweise eine neue, ebenso kurzfristige Berühmtheit einsetzen könnte. Diese Kurve ist nur der Prototyp des Verlaufs von Ruhm (hier speziell in der Moderne); jede Ruhmeskurve ist ganz individuell dem spezifischen Schicksal entsprechend gestaltet. Die Berühmten der Jetztzeit und der Vergangenheit können nunmehr, nachdem das Gesetz des Ruhmesverlaufs bekannt ist, durch ihre Ruhmeskurve unverwechselbar charakterisiert werden:

- GOETHES Kurve hat eine Frequenz von  $3.17 \cdot 10^{-10}$  Hz (bei einer Berühmtheit von ca. 100 Jahren<sup>2</sup>):



- Walther von der VOGELWEIDE (etwa 1154-1230) war 600 Jahre lang nicht bekannt. Er wurde 1822 vom Germanisten und Dichter Ludwig UHLAND neu entdeckt und von ihm zum „größten Lyriker des Mittelalters“ stilisiert ( $F = 5.29 \cdot 10^{-11}$  Hz).



Seine Kurve setzte mit der Nulllinie ein, bewegte sich zunächst 600 Jahre lang im Unbekannt-Sein und kreuzte die Nulllinie im Jahre 1822. Dieses Phänomen könnte übrigens mathematisch nicht besser erklärt werden als eben durch die Sinuskurve: Diese Funktion hat die Eigenschaft der „Phasigkeit“, d.h. wann die Schwingung einsetzt (ob an der Nulllinie, an einem beliebigen Punkt im positiven oder an einem Punkt im negativen Bereich), kann Schwingungen von sonst gleicher Frequenz und Amplitude voneinander unterscheiden. Im Falle von Ruhm ist sie nicht von vornherein bestimmbar: Je nachdem, an welchem Punkt der Ruhmesverlauf einsetzt, muß er nicht unbedingt gleich in die Berühmtheit führen, sondern kann auch zunächst die Richtung in die

2 Diese Zahlenangabe stützt sich auf eine Bemerkung aus dem Jahre 1927: „Und man darf sogar – knapp 100 Jahre nach seinem Tode – fragen: wen bewegt heute Goethe“ ([LANG-EICHBAUM, W.], S. 172).

Halbperiode des Vergessens einschlagen. Für die Phasigkeit von Ruhm noch einige Beispiele:

- SHAKESPEARE war nach seinem Tode sofort vergessen und wurde erst 150 Jahre später wiederentdeckt ( $F = 2.11 \cdot 10^{-10}$  Hz).
- SPINOZA war zu Lebzeiten berühmt, dann 100 Jahre ganz vergessen und wurde erst im 18. Jhdt. wieder bekannt (die Frequenz seiner Kurve wie bei Goethe  $F = 3.17 \cdot 10^{-10}$  Hz, jedoch mit einer etwas anderen Phasenlage).

SPINOZAS Schicksal ist allgemein das Problem der Modegenies: Zuerst ein Steigen der Kurve, dann Absinken ins Vergessen wie bei GIOTTO, MANET, G. KELLER, BRAHMS, IBSEN, NIETZSCHE, STRINDBERG und einigen anderen Berühmtheiten, die aber alle das Glück einer zweiten Ruhmesperiode hatten. Daß die Sinuslinie des Ruhmes auch wirklich wieder in den positiven Bereich eintritt, ist zwar mathematisch erwartbar, hängt jedoch zu sehr von den Unwägbarkeiten der Zeitumstände ab und ist schlecht zu prognostizieren. Spinozas Kurve und die vieler anderer belegt auch, daß die Phasenlage des Ruhmes ein sehr persönliches Merkmal ist, hervorgerufen durch die konkreten Lebensumstände und Zeitgeisteinflüsse.

Eine ganz besondere Kurve mit der wohl längsten Periode hat PROTAGORAS: Zu Lebzeiten berühmt, dann von PLATON verspottet, war er 2000 Jahre vergessen und ist erst in unserem Jahrhundert wieder bekannt geworden. Das ist eine eminente Ruhmesdauer, die aber unglücklicherweise gerade mit dem Absteigen der Sinuskurve begann. Der mathematischen Gesetzmäßigkeit zufolge sind die Zukunftsaussichten für Protagoras blendend: Er kann mit einem weiterhin permanent anhaltenden Ruhm von mindestens 1900 Jahren rechnen. So ähnlich, wenn auch nicht mit dieser beneidenswert niedrigen Frequenz verläuft die Ruhmeskurve von Mathias GRÜNEWALD (1529): Er war fast 400 Jahre vergessen, wurde 1903/1904 von FLEURENT und BOCK entdeckt und wird seither als DÜRER ebenbürtig angesehen – er dürfte seiner Ruhmes-Frequenz entsprechend bis zum Jahre 2304 berühmt sein. Die Ruhmeskurven zweier bekannter Komponisten setzten beide mit dem Abstieg unter die Nulllinie ein: G. F. HÄNDEL wurde zwar zu Lebzeiten geehrt, aber wie J. S. BACH danach lange Jahre nicht sehr beachtet, sie wurden beide erst viel später im Laufe der Geschichte zu geschätzten Komponisten. Auch H. PURCELL (1659-1695) war gleich nach seinem Tode völlig vergessen worden und wurde erst 1836 berühmt; das sind 141 Jahre Vergessenheit mit 141 Jahren nachfolgender Berühmtheit, d.h. bis 1977. Anders war es im Falle von Jean PAUL: Er erlebte, wie seine Ruhmeskurve aus dem negativen Bereich aufstieg und sehr rasch seinen Bekanntheitsgrad anwachsen ließ: „Es gibt wohl in der gesamten Weltliteratur keinen zweiten Autor, der so unermüdlich wie erfolglos über mehr als ein Jahrzehnt in sich hinein geschrieben hätte, um dann plötzlich wie ein Meteor am Himmel aufzuleuchten“ ([CORINO, K. (Hrsg.) 1987], S. 183). Nach seinem Tode sank die Kurve erneut, und das Publikum wandte sich anderen Autoren zu.

Nach diesen Beispielen stellt sich die Frage, was inhaltlich hinter der Schwingungsdauer von Ruhm steckt, d.h. wovon die Frequenz der Kurve sachlich, nicht mathematisch abhängt. Ein leidiges Zeitgeist-Element verunreinigt bei dieser Frage die Ausgangsdaten. Was unterscheidet denn die Bedingungen für den Ruhm z.B. früherer Zeiten von den jetzigen und führt zu unterschiedlichen Schwingungszahlen? Ist es die Eigendynamik der Lebenseinstellung, die früher in langen Zeitperioden ruhig vor sich hin schwang und die heute in hektischen Oszillationen von schneller Befriedigung der Neugier und raschem Platzschaffen für Neues vibriert? Oder ist es die von den Soziologen beschworene Medialität der ruhmesschaffenden Vehikel wie Bücher oder Fernsehen, deren materielle Eigenschaften die Ruhmesdauer bestimmen? Dem gedruckten Wort sagt man nach, daß man es getrost nach Hause tragen könne – das gesprochene Wort sei jedoch flüchtig wie ein Pfeil. Die Bilderflut des Fernsehens rausche schnell am Auge des Zuschauers vorbei. Aber das können nicht die wahren Erklärungen sein: Der Besitz eines Buches beispielsweise garantiert ja nicht, daß auch darin gelesen wird; andererseits sind Fernsehbilder inzwischen gut zu konservieren und stehen wie Bücher jederzeit zur Verfügung. Es muß andere Gründe für die heute so stark verkürzte Dauer von Ruhm geben; die zu finden würde es ermöglichen, die Ruhmesperiode durch gezielte Maßnahmen zu verlängern.

### 1.1 Aufgewendete Zeit für die ruhmestruendende Leistung

Eine erste Hypothese wäre, daß mit steigender Energie und höherem Zeitaufwand, den eine Leistung oder ein Werk in Anspruch nimmt, die Frequenz der Ruhmeskurve sinkt und damit der Ruhm länger dauert. Sie wird jedoch sofort durch die historischen Erfahrungen widerlegt: Für den Ruhm ist es unerheblich, ob die Leistung in Sekundenschnelle (wie bei der Durchschlagung des gotischen Knotens) oder in Jahren solistischer bzw. gemeinschaftlicher Anstrengungen (wie beim Bau von gotischen Kathedralen) erbracht worden ist. Richard WAGNER benötigte viele Jahre für nur eine Oper des „Ringes“, während DONIZETTI eine ganze Oper in knapp acht Tagen zu komponieren verstand<sup>3</sup>. Noch nicht einmal darauf, wie schnell der Ruhm nach Beendigung des Werkes eintritt, hat die aufgewendete Zeit einen Einfluß: J. S. BACH hatte als Thomaskantor jede Woche eine neue Kantate zu komponieren – was ihm auch stets gelang; eine ebenso rasch beginnende Berühmtheit hat er damit nicht begründen können. BACH ist vielmehr ein Beispiel für das Paradoxon einer zügig erbrachten und qualitativ hochstehenden Leistung bei sehr verzögertem Ruhmesintritt – BACHS Musik war weitgehend unbekannt und sogar unbeliebt bei sei-

---

3 G. ROSSINI, der davon hörte, meinte nur lakonisch, daß DONIZETTI schon immer ein langsamer Arbeiter gewesen sei.

nen Zeitgenossen<sup>4</sup>. Dagegen sind andere Künstler bereits berühmt, ohne daß sie auch nur eine Sekunde für Leistungen aufgewendet haben - das sind jene, von denen gesprächsweise im Umlauf ist, daß sie demnächst dieses oder jenes Werk zu vollbringen gedenken<sup>5</sup>.

## 1.2 Verständlichkeit und Ruhmesfolge

Der Ruhm und dessen Dauer könnten ja – wenn es nicht die aufgewendete Zeit für das Werk ist – vielleicht von dessen Verdaulichkeit abhängen. Auf den ersten Blick mag das eine plausible Annahme scheinen. Je besser verständlich das Werk, um so länger dauert der Ruhm des Autors? Nein, das ist schon beim näheren Hinsehen falsch. Sehr eingängige und leicht zu verstehende Werke begründen keineswegs den Ruhm ihrer Schöpfer – wie die Telefonbücher, die jedermann versteht und die weder dem Verlag noch dem Team Berühmtheit eingebracht haben. Und dann die vielen leicht zu lesenden Trivialromane, Zeitungsartikel ... wer kennt schon deren Verfasser?

Also eher im Gegenteil: Je unverdaulicher ein Werk, desto eher beschwört es einen langen Ruhm seines Schöpfers herauf. Dafür ist Bestätigung wieder bei der wissenschaftlichen Ruhmesforschung zu finden: Das für den Verstand Geheimnisvolle und (noch) Fremdartige beschäftigt die Menschen, jede „... einfache Rätselaufgabe, aber auch alles Schwererkennbare, Dunkle, Unverständliche, Mehrdeutige und Undurchsichtige erregt den Verstand, die Phantasie, die Instanzen der Wertungen“ ([LANGE-EICHBAUM, W. 1967], S. 123). Ein schlagendes Beispiel dafür bietet Albert EINSTEIN. Sein Werk ist nur von wenigen Experten verstanden worden; dennoch war er bereits sehr früh zu einem bis heute und sicher auch noch länger anhaltenden Ruhm gekommen. Das Werk von DANTE muß ihn trotz und gerade wegen seiner Unverständlichkeit so dauerhaft berühmt gemacht haben; bereits 1373 erhielt BOCCACCIO in Florenz eine neubegründete Professur „zur Klärung des Dante“. Die idealischen Hymnen von HÖLDERLIN, der schwierige Sprachstil von KANT, die komplizierten und weitverzweigten Assoziationen und Verweise im Werk von Arno SCHMIDT – alles Belege für eine schwere Verständlichkeit mit langer Ruhmesfolge. Sie würden insgesamt zur Hypothese passen – wenn nicht ebenso viele Widerlegungen zu finden wären: A. SCHOPENHAUER z.B. war der Meinung, daß man ihn erst 200 Jahre nach seinem Ableben verstehen würde. Das hätte eine zuverlässige Garantie für spontanen und mindestens 200 Jahre anhaltenden Ruhm sein können, der erst durch den Wegfall von ruhmehischenden Unverständlichkeiten beendet worden wäre. Trotzdem setzte die „Komödie seines Ruhmes“ nicht sofort wie bei A. EINSTEIN, sondern etwas später ein – zwar noch zu

---

4 Die Thomasgemeinde beschwerte sich einmal beim Leipziger Rat darüber, daß der Kantor „so viele fremde Töne unter die Choräle mische“, wie in den Akten des Magistrats nachzulesen ist.

5 Das alte Café Central in Wien war täglich gefüllt von „Berühmtheiten“ dieser Art.

seinen Lebzeiten, aber erst ca. 30-40 Jahre nach der Publikation seines Hauptwerkes. Das ergibt insgesamt kein klares Bild.

### 1.3 Nützlichkeit mit Ruhmesfolge

Auch das folgende Kriterium erweist sich bereits anhand der erstbesten Beispiele als höchst ungeeignet, Ruhm und Ruhmesdauer zu prognostizieren: die Nützlichkeit der Leistung. Sie zieht nicht unbedingt Ruhm nach sich. Ludwig WITTGENSTEIN hatte einen hochmodernen und leistungsfähigen Flugzeugmotor entwickelt und patentieren lassen; der Motor war völlig unbeachtet geblieben (und wurde 30 Jahre später nochmals erfunden), die Berühmtheit von WITTGENSTEIN beruht auch gar nicht auf dieser Leistung. Andererseits ist GOETHE mit einem Schlag durch die Aufforderung zum Selbstmord berühmt geworden („Werther“), während Autoren, die weitaus moralischere und wahrhaft lebenserhaltende Ratschläge erteilen, weitgehend anonym bleiben, wie z. B. Kochbuch-Verfasser. Viele Beispiele solcher klugen, aber völlig „unberühmten“ Genies hat EGER gesammelt [EGER, R. 1957]. Aus diesem Buch nur drei Fälle: Der Erfinder der Schiffsschraube, J. RESSEL, ist stets nur wenigen Experten bekannt gewesen. Ebenso ging es P. MITTERHOFER (Schreibmaschine) und K. v. DRAIS (Fahrrad) usw.

Aus diesen Tatsachen läßt sich folgern, daß ein Werk weder nützlich noch verständlich sein muß, um mit ihm berühmt zu werden. Die Dauer des Ruhmes wird durch die Eigenschaften der Verständlichkeit und Nützlichkeit eher verringert. Etwas sarkastisch sagt LANGE-EICHBAUM (S. 170) dazu: „Auch alle dunklen, erklärungsbedürftigen, geheimnisvollen Werke leben, wenn sie sonst talentvoll und überhaupt bekannt sind, wesentlich länger und kräftiger als die klaren, übersichtlichen, rationalen.“ MÜLLER-FREIENFELS merkte auch zu diesem Thema irgendwann und irgendwo etwas an, nämlich daß die klaren, verständlichen und glänzenden Formulierungen von NIETZSCHE ihm in bezug auf seinen Ruhm eher geschadet als genützt hätten. Der Anwärter auf Ruhm ist somit keineswegs gezwungen, viel Zeit, Energie oder klare Gedanken in seine Werke zu investieren. Das ist gar keine neue Weisheit, sie ist schon im 17. Jhdt. aufgeschrieben worden: „Keinen allzu deutlichen Vortrag haben. Die meisten schätzen nicht, was sie verstehen; aber was sie nicht fassen können, verehren sie. Um geschätzt zu werden, müssen die Sachen Mühe kosten; daher wird gerühmt, wer nicht verstanden wird“<sup>6</sup> [GRACIAN, B. o.J.].

Überhaupt muß nicht notwendigerweise die Leistung, für die einer berühmt wird, auch tatsächlich von ihm stammen. Den Pariser Eiffelturm kennt jeder; fragt man, von wem dieser Turm denn sei, ist die Antwort: Natürlich von dem, nach dem er benannt ist - G. EIFFEL! Denn wer kennt schon die Namen der beiden Ingenieure, die eigentlich die Idee zum Eiffelturm hatten und auch die

---

6 Wer sich darauf nicht versteht, für den kommt eine andere Regel von GRACIAN in Betracht: „In jedem Fache halte sich, wer wenig weiß, stets an das Sicherste; wird er dann auch nicht für fein, so wird er doch für gründlich gelten.“

grundlegenden Konstruktionspläne lieferten? Sie waren im Büro von EIFFEL angestellt, der ihnen die Idee für eine Beteiligung von 1% am möglichen Gewinn abgekauft hatte und den Turm als sein Werk ausgab (das weiß man aus den notariellen Verträgen, die in Paris aufbewahrt werden).

#### 1.4 Irrsinn, Irrtum und Ruhm

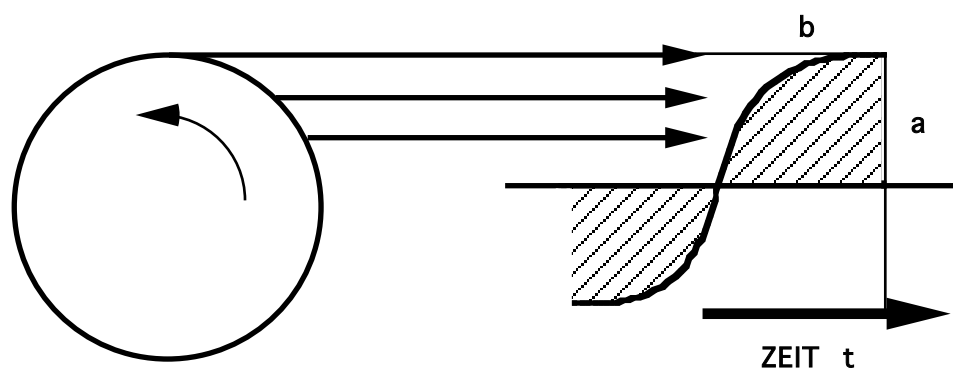
Eine andere, bereits sehr alte Vorstellung soll lediglich und auch nur mit größter Entrüstung als völlig unseriös erwähnt werden: Hängt die Dauer von Ruhm, wenn schon nicht von Verständlichkeit und Nützlichkeit, so doch wenigstens vom – vornehm ausgedrückt – extraordinären Geisteszustand ab? LOMBROSO hatte diese Frage unter dem Stichwort „Genie und Irrsinn“ aufgeworfen und bejaht. Wir wissen seit längerem, daß psychiatrische Auffälligkeit und Ruhm nichts miteinander zu tun haben (R. SCHUMANN ist ja nicht wegen seiner späteren geistigen Umnachtung berühmt geworden). Aber der Fall LOMBROSO selbst zeigt eine interessante Facette: Seine Theorie war von Anfang an ein Irrtum - doch er wurde berühmt damit. Irrtum ist ein Faktum, das den Ruhm nicht nur nicht verhindert, sondern sein großer Förderer ist und wahrscheinlich auch zu einem langen Ruhm verhilft. Bekanntlich irrte sich GOETHE mit seiner Farbenlehre, dennoch ist er auch (wenngleich nicht ausschließlich) für diese Theorie berühmt. KOLUMBUS unterlag dem gewaltigen Irrtum, daß er nach Indien segele<sup>7</sup> – hat es seinem langen Ruhm Abbruch getan? Ein kleines Kompendium ähnlicher Ruhmestaten (nämlich wie man in der Linguistik mit Irrtümern und Nonsense-Theorien berühmt wird), hat G. HAMMARSTRÖM zusammengestellt. Alle Beispiele scheinen die These zu belegen: Je kräftiger einer daneben haut, um so länger sein Ruhm. Das stimmt meistens, aber in einem fatalen Sinne, den der künftige Berühmte nicht beabsichtigt hat – er wird nicht berühmt, sondern berüchtigt, und das für lange Zeit. Aus diesem Grund kann diese Technik der Ruhmes-Verlängerung nicht empfohlen werden.

## 2. Bestimmung des Faktors für die Verlängerung von Ruhm

Noch einmal zur endgültigen Klärung ein Blick auf die Entstehung einer Sinuskurve:

---

7 Auch sonst wird nichts Positives über ihn berichtet; seine Leistungen in praktischer Nautik waren nur mäßig, seine Breitenbestimmungen waren falsch, seine Orientierung war unsicher .



Abhängigkeit der Ruhmesdauer von der Schwingungsgeschwindigkeit

Eine Sinusschwingung entsteht, wenn die Rotation eines Punktes auf einer Zeitachse abgebildet wird. Die Zeitspanne  $t$  wird um so länger andauern, je langsamer die Rotation des Punktes auf der Kreisbahn ist. Es muß nun lediglich die Geschwindigkeit des Umlaufes abgebremst werden. Allerdings ist damit auch eine Verlangsamung des Anstiegs des Ruhmes verbunden (die Amplitude wächst langsamer, je größer die Periode ist). Schnelle Erfolge sind deshalb mit dieser Methode nicht zu erzielen, aber dafür eine unausbleibliche Verlängerung des Ruhmes. Leider hat der Benutzer dieser Technik keinen Einfluß darauf, ob er überhaupt berühmt wird. Auch die Phasenlage der Schwingung kann er nicht beeinflussen. Es kann also im schlimmsten Falle passieren, daß er zwar todsicher berühmt wird, zu seinem Pech beginnt die Kurve aber gerade mit dem Nulldurchgang und sinkt in den Bereich des totalen Vergessen ab. Wenn er dazu noch erfolgreich die Frequenz seines Ruhmes verringert und z.B. eine jahrhundertelange Ruhmesdauer konstruiert hat, dann kann es geschehen, daß er 100 Jahre lang die erste Halbperiode im Dunkel des Unbekanntseins abwarten muß – und hat es sogar selbst verschuldet. Daher empfiehlt sich eine maßvolle Planung der Ruhmesdauer. Der kluge Ruhmesanwärter wählt die Zeitspanne besser so, daß er die Ruhmesperiode auch erleben kann. Er kann dann eine gewisse Wartezeit in der Ruhe der sicheren Gewißheit, daß seine Kurve in den positiven Bereich schwingen wird, gelassen durchstehen. Es sei denn, er ist lediglich auf Nachruhm aus – dann hat er sowieso nichts davon und muß auch nicht dessen Dauer planen. Die ganz gewieften Ruhmesstrategen wählen aber eine ganz andere Methode: Sie verzichten darauf, die Dauer ihres Ruhmes verlängern zu wollen, und tragen lieber dafür Sorge, daß ihre Kurve ein Shifting erhält (was mathematisch durch eine einfache Aufsummierung einer Konstanten erreicht wird, durch die die Sinuslinie im Koordinatenkreuz nach oben versetzt wird und somit auch an ihrem Minimum über der Nulllinie verläuft). Sie erreichen damit, daß ihre Kurve niemals unter die Nulllinie sinkt und stets nur im Bereich der Bekanntheit ihre natürliche Schwingung von Periode zu Periode durchmacht. Sie bleiben stets im Gespräch und nehmen in

Kauf, daß sie einmal mehr, einmal weniger berühmt sind – dafür aber kontinuierlich<sup>8</sup>.

Um die praktische Umsetzung dieser theoretischen Erkenntnis zu erleichtern, soll zum Abschluß nicht verschwiegen werden, worin denn die Möglichkeiten zur Verlangsamung der Schwingung bestehen. Unter sorgsamer Beachtung der Bedingungen zum Berühmtwerden in den verschiedensten Epochen konnte eine Komponente entdeckt werden, die quasi noch vor allem Ruhm liegt, ihn aber in seiner Dauer entscheidend beeinflusst. Man hat sie anscheinend bisher übersehen, weil man zu sehr auf die Eigenschaften des Werkes oder der Person fixiert war. Man muß den Blick einmal in den weiteren Umkreis der Werkentstehung lenken und die Arbeitsgewohnheiten verschiedener Prominenter und Berühmter studieren, und zwar unabhängig von derjenigen Leistung, die den Ruhm unmittelbar zur Folge hat. Der Unterschied zwischen Berühmten mit langem Ruhm zu denen mit kurzem Ruhm liegt in folgendem begründet: Kurzlebige Genies und Tagesberühmtheiten sind durch eine schnelle Tat, durch kurzentschlossenes Handeln, einen Schnellschuß in der Werkproduktion in das Rampenlicht der Öffentlichkeit katapultiert worden. Sie hatten keine Zeit oder kein Motiv, sich darauf vorzubereiten. Sie werden rasch nach oben gespült und versinken rasch wieder. Ganz anders arbeiten z.B. berühmte Sportler. Sie nähern sich durch intensives Training den Höchstleistungen. Bekannte Wissenschaftler haben lange Studien betrieben und viel Zeit in die Forschung investiert, bevor sie beachtet wurden. Der springende Punkt liegt also nicht im Werk selbst, in dessen Herstellungszeit oder dessen Qualität, sondern in der Phase *vor* der Produktion. Die Leistung selbst kann auch in kürzester Frist erbracht werden. Den Ausschlag für die Dauerhaftigkeit des nachfolgenden Ruhmes gibt nur eine gediegene, sorgfältige, professionelle Vorbereitung auf die Leistung. Je aufwendiger die Vor-Produktion ist, um so länger wird der Ruhm anhalten. KOLUMBUS hatte sich trotz aller Irrtümer und bei allen Mängeln seiner Leistung lange auf die Reise vorbereitet – sein Ruhm ist heute noch nicht verblaßt. R. MUSIL präparierte über 17 Jahre lang sein Manuskript zum „Mann ohne Eigenschaften“, der letzte Film von Sergio LEONE nahm 10 Jahre Vorbereitungszeit in Anspruch - damit haben sich beide für lange Zeit Ruhm erworben. Und ALEXANDER der Große hat, bevor er in Sekundenschnelle den gordischen Knoten durchschlug, lange körperliche Fitness und geistige Motivierungstechniken trainiert (zwar nicht zu diesem speziellen Zweck, aber seine Tat wurzelt in seiner langjährig erworbenen Grundhaltung). Die Schlußfolgerung aus der Erkenntnis, daß der Ruhm und seine Dauer durch sinusförmige Schwingungen charakterisiert sind und die durch Verminderung der Rotationsgeschwindigkeit verlängert werden können, heißt (ins pragmatisch Handhabbare übersetzt): Die Energie sollte in die Vorphase der Arbeit investiert werden, bevor ein Werk überhaupt in Angriff genommen wird. Das Prinzip ist sehr funktionstüchtig; es wird z.B. von Schauspielern angewendet,

---

8 „Zur Struktur der modernen Erfolgsmache scheint übrigens zu gehören, daß viele Autoren die Kunst der Selbstinszenierung in hohem Grade beherrschen und somit ihre Durchsetzung steuern ...“ ([LANGE-EICHBAUM, W. 1967], S. 157–158).

die in der einschlägigen Presse publik machen, daß sie sich im Moment intensiv auf eine große Rolle vorbereiten und dadurch bekannt und berühmt werden, unabhängig davon, ob sie diese Rolle auch wirklich übernehmen dürfen. Um einen neuen Film bekannt zu machen, wird ausführlich über die (natürlich immer schwierigen, aufwendigen, international und kosmopolitisch angelegten) Dreharbeiten berichtet, so daß der Film bereits vor seiner Fertigstellung berühmt ist und meist weit über seinem Wert gehandelt wird. Die ausschlaggebende Bedeutung der Phase vor der Erzeugung des Werkes kann durch einen quantitativen Vergleich von Vor-Produktions-Zeiten der modernen Medien bewiesen werden. Für ein Fernseh-Live-Interview z. B. hat sich der Teilnehmer entweder gar nicht oder kaum mehr als einen Tag lang vorzubereiten. Eine Fernseh-Serie benötigt schon erheblich mehr Vorproduktion. Ein Buch zu schreiben, erfordert eine beträchtliche Vorleistung; zwei oder mehr Bücher natürlich noch mehr; eine Enzyklopädie sehr viel Vorarbeit.... und so weiter. Dafür dauert der Fernsehruhm eben auch nur kurz (z.B. lediglich drei Stunden), der der Enzyklopädisten sehr lang (vielleicht 3 Jahre).

Art	Vorbereitung		Dauer des Ruhmes	
	Tage	Jahre	Stunden	Jahre
Interview	1	0,002	3	0,0003
1 schlechtes Buch	30	0,082	90	0,009
1 gutes Buch	365	1	1095	0,126
2 Bücher	730	2	2190	0,252
1 Enzyklopädie	1825	5	5475	0,60
5 Enzyklopädien	9125	25	27375	3,12

Nach allen theoretischen und praktischen Erwägungen kann es nur eine Antwort auf die Frage, wie man seinen Ruhm verlängern kann, geben. Sie soll speziell für alle, die sich durch Schreiben Ruhm zu verdienen hoffen, formuliert werden. Nach der Devise „Wer schreibt, der bleibt“ muß die Maxime zur Erringung von dauerhaftem Ruhm nunmehr lauten:

**Besser schreiben – länger bleiben.**

Was zu beweisen war.

## LITERATUR

- Busch, W. o.J. *Sämtliche Werke*, hrsg. von Otto Nöldike, Bd. 6. München.
- Corino, K. (Hrsg.) 1987. *Genie und Geld*. Nördlingen.
- Egenter, R. 1937. *Von christlicher Ehrenhaftigkeit*. München.
- Eger, R. 1957. *Genie ohne Erfolg*. Einsiedeln, Zürich, Köln.
- Goldschmit, R. K. 1930. *Der kluge Zeitgenosse. Aus dem Irrgarten der deutschen Kritik*. [o.O.]
- Gracian, B. o.J. *Handorakel und Kunst der Weltklugheit*. Berlin.
- Haider, F. 1972. *Die Ehre als menschliches Problem*. München, Paderborn, Wien.
- Hammarström, G. 1971. *The problem of nonsense linguistics*. In: Acta Societas Linguisticae Upsaliensis, Nova series, 2/4. Upsala.
- Lange-Eichbaum, W. 1967. *Genie, Irrsinn und Ruhm*. 6. Aufl. München, Basel.



## **IV. Rezensionen**



**WENN EINER (K)EINE REISE TUT...\***  
**(LANDESKUNDLICHE ANMERKUNGEN ZU EINEM**  
**„MOSKAUER“ KRIMINALROMAN)**

*Sebastian Kempgen, Konstanz*

Das Genre des russischen Kriminalromans kennt eine ganze Reihe von gelungenen Beispielen, sowohl von russischen Autoren (Arkadij ADAMOV mit diversen Titeln, TOPOL & NESNANSKIJ mit „Roter Platz“ und anderen) wie auch von westlichen (A. OLCOTT mit „Rubel für Magadan“, M. CRUZ-SMITH mit „Gorkij-Park“). Wo viel Licht ist, der Volksmund weiß es, da ist auch viel Schatten. Dazu, daß die Praxis wieder einmal die Theorie bestätigt, trägt ein kürzlich erschienenenes Buch bei: *Stuart Kaminsky: Tod eines Dissidenten. Roman. Aus dem Amerikanischen von Wolfram Ströle. München: Knaur 1986.* Sein Autor ist laut Klappentext bislang ausschließlich durch Porträts von Filmgrößen hervorgetreten (Opfer waren nach der gleichen Quelle u.a. John HOUSTON, Gary COOPER und Ingmar BERGMAN), offenbar ein Ausfluß seines Hauptberufes („Professor in der Abteilung Radio, Television und Film an der Northwestern University in Evanston/Illinois“). Mit dem vorliegenden Buch, das in Moskau spielt, versucht sich der Autor mit dem slawischen Namen nun an einem neuen Genre; in Moskau selbst oder sonstwo in der Sowjetunion ist er nie gewesen – sein Dank im Vorwort gilt deshalb den Exilrussen, die „zum Hintergrund dieses Buches beigetragen“ haben. Daß man selbst unter solchen – normalerweise ungünstigen – Voraussetzungen einen authentisch wirkenden und spannenden Kriminalroman verfassen kann, hat der Autor des „Gorkij-Park“ bestens demonstriert. Daß die besten Gewährsleute nichts nutzen, zeigt KAMINSKYs Buch.

**1**

Am Anfang etwas Stimmung, Klischees, Lokalkolorit. Moskau im Winter, klirrende Kälte, vermummte Menschenmenge, die Metro. Abends „scheint die Stadt wie ausgestorben, abgesehen von gelangweilten Jugendlichen, Touristen, Kriminellen und denen, die so viel Geld haben, daß sie in eines der zu Fuß erreichbaren Restaurants oder Kinos gehen können.“ Erster Unfug: Restaurantbesuch und erst recht Kinobesuch hängen nicht vom Geld ab; bei den Restaurants geht es einzig darum, den Zerberus an der Tür zu überwinden, um einen der begehrten Plätze zu ergattern. Zweiter Unfug: In der Vor-Perestrojka-Zeit unseres Buches waren Kriminelle auf Moskaus Straßen kein relevanter Faktor – da

---

\* ... dann kann er auch etwas erzählen. Der Beitrag ist dem leider immer noch viel zu wenig bekannten literarischen Schaffen des Jubilars gewidmet.

hat der Autor wohl einfach heimische Verhältnisse auf den ihm fremden Schauplatz projiziert.

Der Held des Buches betritt die Szene: *Alexander GRANOWSKIJ*, der Dissident, der später sein Leben lassen muß, bislang aber noch in der „Dimitrij Uljanow-Straße in der Nähe der Moskauer Universität“ wohnt. Die Moskauer Universität ist für jeden Einheimischen die (neue) *Lomonossow-Universität* auf den Leninbergen; außer dieser gibt es in Moskau aber noch eine ganze Reihe weiterer, darunter vor allem die klassizistischen Gebäude der *Alten Universität* im Stadtzentrum (am Anfang der Herzen-Straße). Eine Dmitrij-Uljanow-Straße gibt es in Moskau tatsächlich, und ihre Verlängerung führt vor der Universität vorbei – der *Neuen*. Hinter der *Alten Universität* gibt es aber auch etwas – die *Granowskij-Straße*, offenbar die Quelle für den Namen unseres Protagonisten. T.N. GRANOWSKIJ (1813–55) war übrigens ein prominenter Historiker an der Moskauer Universität und Kritiker zaristischer Willkür. Der moderne GRANOWSKIJ war früher, wie der Leser gelegentlich erfährt, Lehrer – und auch kritisch seinem Staat gegenüber eingestellt. Aha, wird der erfahrene Leser denken – eine geistreiche Anspielung des Autors. Falsch! Solche Feinheiten sind KAMINSKYs Sache nicht, Namen bei ihm wirklich nur die sprichwörtlichen Schall und Rauch.

GRANOWSKIJs Frau *Sonja* und seine Tochter *Natascha* heißen das ganze Buch hindurch hartnäckig ebenfalls *GRANOWSKIJ*, wo doch jeder durch „Doktor Zhivago“ (denn es ja übrigens nicht nur als Film gibt) über Rußland aufgeklärte Mensch weiß, daß die Nachnamen russischer Frauen auf *-a* zu enden haben, also *GRANOWSKAJA*. Ein unwichtiger Schnitzer, eine Lappalie? Nicht, wenn es um die Authentizität eines russischen Krimis geht.

GRANOWSKIJ, der Dissident, ist jedenfalls gerade allein in seiner Wohnung und bereitet sich auf seinen am nächsten Tag beginnenden Prozeß vor, als ein Besucher klingelt. Er öffnet – und wird von seinem Gast umgebracht, eine rostige Sichel, Symbol ist Symbol, dringt in seine Brust. Ein einfältiger junger KGB-Offizier, zu GRANOWSKIJs Beschattung abgestellt, findet die Leiche, die beiden Frauen kommen hinzu und ziehen ihre eigenen Schlußfolgerungen – das KGB war's.

Kleiner Exkurs über die sowjetische Justiz, dann Blende zur Staatsanwältin, die den Fall bearbeiten muß: *Anna TIMOFEJEW*A heißt sie – es scheint also doch zu gehen mit den Frauennamen, doch wieder täuscht der erste Blick. Daß bei Russen entweder die Kombination von Vor- und Vatersname oder eine Anrede plus Nachname gebräuchlich ist, scheint Kaminsky keiner seiner Gewährsleute gesagt zu haben. *Anna TIMOFEJEW*A klingt wie Vor- und Vatersname (der dann allerdings *TIMOFEJEW*NA heißen sollte), ist hier aber als Vor- und Familienname gemeint. Sei's drum.

Die Untersuchung selbst führt Inspektor *ROSTNIKOW*, der „in der Krasikowstraße, nur zwei Häuserblocks von der Wohnung der Granowskij entfernt“ wohnt – daß es die entsprechende Straße tatsächlich in diesem Viertel gibt, das zeigt der Stadtplan, bloß die Entfernung ist etwas großzügig gehand-

habt. Zwischen beiden Straßen liegt immerhin eine Metro-Station, was in Außenbezirken mindestens 2–3 km bedeutet, leicht aber auch das Doppelte und mehr. So lang aber sind selbst russische Neubaublocks nur selten. Nun gut. Daß ROSTNIKOW eine politisch äußerst heikle Aufgabe zu übernehmen hat, ist ihm jedenfalls sofort klar.

**2**

Neue Personen werden eingeführt, der Journalist *Viktor SCHISCHKOW* (wieder so ein Name aus der russischen Geschichte!), drei verdächtige jugendliche Halbstarke (mit unverdächtigen Namen), der ehemalige Zirkusartist *Rudolf KROFT* und der Taxifahrer *Iwan SCHARIKOW*, der auf der Suche nach „mittleren Beamten, die an der Tolstojstraße wohnten“, durch die Nacht fährt. Schreibende TOLSTOJS gibt es ja nun einige, Tolstoj-Straßen nicht weniger. Die *Aleksej-Tolstoj-Straße* ist jedem Moskauer als Bonzen-Viertel wohlbekannt, die Straße des viel berühmteren *Lev TOLSTOJ* dagegen ist von einer ganz anderen Atmosphäre: An ihr befindet sich – weitgehend im Originalzustand – das äußerst sehenswerte hölzerne Wohnhaus des Dichters. An der Lev-Tolstoj-Straße aber müßte sich das Taxi aufhalten, um gleich darauf in die Story einzubiegen.

Und wieder hat KAMINSKY mit seinen Namen kein Glück: Keine Bemerkung zum ungewöhnlichen, offensichtlich aber doch deutschen Namen des Zirkusartisten *Rudolf KROFT* (mit Verwandten, die „dreitausend Kilometer entfernt“ [bloß in welcher Richtung?] leben, während er selbst sich als Moskauer bezeichnet), keine Bemerkung zum ungewöhnlichen Vornamen des Polizisten, den sich ROSTNIKOW in sein Team holt: *Emil KARPOW*, der stattdessen aufgrund seiner Züge den Spitznamen ‘Tatar’ trägt. Russen heißen nun mal nicht *Emil* und Russinnen nicht *Mathilde*, „die einen Teil ihrer Zeit Prostituierte war und den anderen Teil Telefonfräulein“ – zu ihr pflegt Emil zu gehen: Emil und Mathilde, ein russisches Paar.

Der zweite Mitstreiter, *Sascha TKATSCH*, ebenfalls um drei Uhr in der Frühe aus dem Bett geklingelt, überlegt, daß er in 20 Minuten am Tatort sein könnte, „wenn er in der Metro nicht warten mußte“. Um drei Uhr früh? Wie schade: Gerade noch hatte der Autor die letzte Metro richtig um ein Uhr fahren lassen, dann dieser Patzer.

Dafür fügen sich andere Mosaiksteine langsam zu einem Bild: der Taxifahrer gabelt als nächsten Fahrgast ausgerechnet den unerkannt entkommenen Mörder auf, der an ihm prompt seinen zweiten Mord begeht. Der Fahrgast flieht, nachdem der Wagen auf vereister Fahrbahn „an der Ecke Petrowstraße/Gorkijplatz“ zwei Passanten gerammt hatte. Nur eine kleine Schlamperei, doch bezeichnend für KAMINSKY: Den Namen GORKIJS trüge mit absoluter Sicherheit nur ein bedeutender innerstädtischer Platz – wie es etwa bei PUSCHKIN und ja auch bei der *Gorkij-Straße* der Fall ist. Weder eine Petrowstraße noch einen Gorkijplatz aber gibt es in Moskau, nur eine *Petrowskij-Straße*, die auf den *Gorkij-Park* zuführt und in den Lenin-Prospekt einmündet. Das ist denn auch die Strecke, die das Taxi der Logik nach gefahren war; der künstlerischen Frei-

heit wollen wir es zuschreiben, daß der Autor den Wagen schon vorher „auf einer vereisten Stelle auf der Brücke über die Moskwa ins Schleudern“ geraten läßt, wo die Brücke auf dem Wege zum Zentrum doch erst noch kommt.

**3**

ROSTNIKOW erweist psychologisches Geschick beim Umgang mit Witwe und Tochter, die zu einer Kooperation mit der Polizei begreiflicherweise wenig Neigung zeigen. Umso beredter (weil sie etwas zu verbergen haben) sind die beiden Passanten, die dem Taximörder gegenübergestanden und das letzte Wort des Sterbenden („*Granowskij*“) gehört haben.

**4**

Schnitt zum Hauptquartier des KGB, der Ljubjanka „ganz in der Nähe des Kreml“. Eine solche Ortsbeschreibung kann nur wählen, wer Moskau allein vom Stadtplan kennt, nicht aus eigener Begehung oder Er-Fahrung. Zwischen der Ljubjanka und dem Kreml liegt immerhin ein ganzes historisches Stadtviertel, die Kitajgorod („Chinesenstadt“). Die gebräuchliche Charakterisierung der Ljubjanka ist vielmehr „gegenüber vom Kaufhaus ‘Detskij Mir’ [Kinderwelt]“, dem anderen bekannten Bauwerk an diesem Platz, dem, das man unverschlüsselt benennen kann. Beim KGB jedenfalls muß sich der Polizeiinspektor Informationen holen – keine leichte Aufgabe, wie ihm wohl bewußt ist.

**5**

Stilbruch: Auch schlechtbezahlte Moskauer Polizisten haben natürlich zwischendurch mal Hunger. ROSTNIKOW hat sich deshalb „Piroschki“ gekauft und bietet seinem Kollegen an, sich ebenfalls zu bedienen: „Tkatsch nahm ein Sandwich und begann zu essen.“ Weder sind Piroggen Sandwichs noch wird man ihnen mit dieser Fehlübersetzung gerecht (auch wenn es *sendvič* im Russischen als Bezeichnung für belegte Brote durchaus gibt).

Auf ihrer Jagd nach den drei jungen Burschen müssen die beiden Polizisten mal eben „nach Swenigorod“ zum Bjelorussischen Bahnhof (den es auch in Moskau gibt). Das macht stutzig: Moskauer Polizeibeamte dehnen ihren Aktionskreis ohne weiteres in eine Stadt aus, die meilenweit von Moskau entfernt liegt, um drei „Chuligany“ (Hooligans) zu fangen, die selbst eben noch in Moskau waren? Ach nein, es ist dann doch nur die Swenigorodstraße, die bei einiger Großzügigkeit tatsächlich in der Nähe des Weißrussischen Bahnhofes liegt.

**6**

Nochmal Namen: Ein Bekannter GRANOWSKIJS, ebenfalls Dissident, heißt *Simon LWOW*. Ein jüdischer Vorname – aber natürlich kein Hinweis KAMINSKYs

auf eine jüdische Abstammung; ein Städtenamen als Nachname – das mag vorkommen. Weitere Bekannte sind *Ilja* und *Marie MALENKOW* – etwa eine Anspielung auf den einstigen Minister und pikante Verbindung bis in Regierungsnähe? Nein, nur ein geheimnisvoller „einflußreicher Mann“ ist der Vater, MALENKOW bloß ein Name, über den KAMINSKY irgendwo gestolpert ist. Zu *Ilja* gehört im übrigen natürlich eine *Marija*, zu *Marie* entsprechend ein *Elias*.

Der Mörder, als Bekannter GRANOWSKIJs inzwischen schon einmal zu Hause verhört, aber noch unverdächtig, mordet inzwischen weiter: seine Frau erschlägt er mit einem Hammer: Hammer und Sichel. ROSTNIKOW greift nach dem Essen mit seiner Frau *Sarah* – die tatsächlich als Jüdin eingeführt wird – stattdessen zu seinen Hanteln, mit denen er sich fitmacht. Vorbereitend wühlt er „nach dem alten Sweatshirt“, das er dabei immer trägt. Vielleicht gar eines von ADIDAS? Schön wär's; es wird wohl eher einer der billigen, unmodischen blauen Kunstfaser-Trainingsanzüge gewesen sein, die unser Inspektor besitzt.

Geographie: KARPOW verläßt die Polizeizentrale in der *Petrowka* (im nördlichen Teil der Innenstadt), weil er in GRANOWSKIJs Wohnung muß, die ja bei der Neuen Universität (im Süden der Stadt) liegen soll. „Er hatte die Möglichkeit erwogen, einen Bus zu Granowskij's Wohnung zu nehmen, und beschloß, daß er genauso schnell oder schneller wäre, wenn er den Weg von einigen Kilometern zu Fuß machte.“ Absolut lächerlich: zu Fuß wäre dies ein halber Tagesmarsch; im übrigen würde ein Moskauer zur Überbrückung der größten Teilstrecke ganz selbstverständlich erst mal die Metro nehmen, nicht den viel langsameren Bus. Zur Granowskij-Straße bei der Alten Universität dagegen könnte man von der Petrowka die 2–3 Kilometer durchaus gut zu Fuß gehen – kleine Verwechslung von Inspirationsort (für den Namen) und Wohnort?

Während der Befragungen zögert eine Hausbewohnerin (mit dem merkwürdigen Namen *Molka*), ob sie den Dissidenten GRANOWSKIJ wohl *Genosse* nennen solle, wozu sie der Polizist auch noch ausdrücklich ermuntert. Vollkommen absurd: *Genossen* sind entweder Parteimitglieder oder eine offiziell anerkannte Gruppe, niemals aber ein Dissident. Für GRANOWSKIJ – wie für jeden anderen – wäre, besonders in dieser Situation, die neutrale Anrede *Bürger* angebracht – die aber scheint der Autor nicht zu kennen.

Der Polizist findet im Haus nach diesem fruchtlosen Etikette-Intermezzo schließlich dann doch noch eine heiße Spur – einen hünenhaften, betrunkenen Taxifahrer mit dem Namen *WONOWITSCH* (richtig wäre *WOJNOWITSCH*), der – Pistole in der Hand – mit seinem Taxi vor dem Verfolger flieht. Nach kurzer Fahrt rettet er sich durch einen Park mit Teichen in eine Metrostation, und zwar die „Komsomol'skaja“ – die aber liegt eigentlich am anderen Ende der Stadt. Die Teiche – und die Logik – sprechen dagegen eindeutig für den Gorkij-Park und die nahegelegene Metro „Oktjabr'skaja“. Wie auch immer, der Höhepunkt an Aktion – und Absurdität – ist nahe: Der Taxifahrer springt über die Schranke „ohne seine zehn Kopeken zu bezahlen“ (wo doch jeder Reiseführer weiß, daß die Metro nur *fünf* Kopeken kostet), und hastet „die Treppe“ hinunter. Keine der Rolltreppen in Sicht, die doch praktisch in jeder Station primär den

Transport der Menschenmassen besorgen und so charakteristisch für die Moskauer Metro sind? Die waren KAMINSKYs russischen Gewährsleuten wahrscheinlich so selbstverständlich, daß sie keiner weiteren Erwähnung bedurften; Pech für KAMINSKY. Und auch der obligatorische Milizionär, der – gerade abends – am Eingang wacht, um Betrunkene abzuweisen, scheint etwas verpennt zu haben, denn er taucht erst auf, als auch der Inspektor schon die Treppe hinunterhastet. Auch sonst scheint der gute Mann nicht ganz auf der Höhe. KARPOW, der Polizist, fragt ihn, wann „die nächste Bahn“ gehe, was den Polizisten in Verwirrung stürzt und zu größerem Nachdenken veranlaßt, um dem Fragenden dann mitzuteilen, das wisse er nicht: „Jedenfalls nicht bald. Vielleicht in einer halben Stunde.“ Daraufhin sucht – und findet – KARPOW „an der Wand einen Fahrplan“, dem er entnimmt, daß noch Zeit genug für einen Telefonanruf ist. Jeder, der auch nur einmal mit der Moskauer Metro gefahren ist, weiß, daß die ganze Szene vollkommen unsinnig ist: die Metro fährt bekanntlich im Minuten-Takt, der auch am späten Abend 20 Minuten nicht überschreitet, aushängende Fahrpläne gibt es nicht, wann der nächste Zug kommt, kann man an den Digital-Uhren über den Portalen der Tunnelröhren ablesen. Außerdem, und das nur nebenbei, gibt es ja immer zwei Richtungen, in die man fahren kann, so daß einer von beiden Zügen garantiert innerhalb von wenigen Minuten kommt, auf der Umsteigestation, auf der wir uns gerade befinden, sowieso.

Da es bei KAMINSKY bis zur nächsten Metro aber noch etwas dauert, hat der Autor Zeit genug, eine genaue Beschreibung der Station einzuschieben, ganz offensichtlich irgendeinem bebilderten Reiseführer entnommen – beschrieben wird jetzt die echte „Komsomol’skaja“. Der Taxifahrer aber wird trotz aller dieser Ungereimtheiten schließlich doch noch gefaßt.

**7**

Der tobende Taxifahrer ist der Mörder GRANOWSKIJS – damit würde die Staatsanwältin, deren Katze ausgerechnet *Bakunin* heißt, den Fall gerne abschließen. Inspektor ROSTNIKOW ist anderer Meinung und hat natürlich recht (was aber noch nicht viel sagen will, wie er nur zu gut weiß).

Namen: Manche gibt KAMINSKY offenbar rein nach Gehör wieder: so wird die bekannte *Sklifosovskij*-Unfallklinik zum *Sklefasovskala*-Institut verballhornt. Einer der Verdächtigen heißt *KUSNITSOW* (statt mit *e*). Und soll der Name *Ibien-skij* ein (obszöner) Scherz für des Russischen Mächtige sein? Der deutsche Übersetzer ist in diesem Fall im übrigen sicher schuldlos (mehr aber auch nicht).

**8**

Sascha TKATSCH geht ein Licht auf: einer von GRANOWSKIJS Bekannten wohnt in der Petrowstraße, in die der Taximörder geflüchtet war. In der Wohnung des jungen MALENKOW findet er prompt dessen erschlagene Frau.

KARPOW, der schußverletzte zweite Verbrecherjäger, verzichtet (weise) auf einen Krankenhausaufenthalt und knüpft sich weitere Übeltäter vor: den uns schon bekannten Zirkusartisten *Rudolf KROFT*, der mit dem eigentlichen Plot nichts weiter zu tun hat. Interessanter als die Straße (sie heißt *Medvedkoja* – gemeint ist wahrscheinlich die *ul. Medvedeva*), ist das Haus, in dem KROFT wohnt: Ein „altes dreistöckiges Holzhaus“, das „bei der nächsten frischen Brise oder dem nächsten Schneefall in sich zusammenzustürzen“ drohte. Wenn KAMINSKY je ein dreistöckiges russisches Holzhaus gesehen hat, hat er mehr gesehen als die meisten Moskaubesucher: Abgesehen davon, daß es in Moskau kaum noch Holzhäuser gibt, sind die dörflichen Holzhäuser, wie man sie an der Peripherie noch findet, stets einstöckig, Datschen reicherer Leute schon mal auch zweistöckig; in städtischeren Vierteln findet man allenfalls ein hölzernes Obergeschoss auf einem steinernen Erdgeschoß, aber auch das nur noch selten. Dreigeschossige Holzhäuser gibt es in Moskau (und in der russischen Holzarchitektur wohl überhaupt) schlicht und einfach nicht. KROFT läßt sich in dieser luftigen Höhe dennoch willig verhaften und hilft sogar dem am Rande der Ohnmacht agierenden Polizisten, ihn aufs Revier zu bringen.

9

Der Fahrer des Inspektors beklagt sich, er könne in amerikanischen Krimis nie die Namen der Figuren auseinanderhalten, weil es für ein und dieselbe Person oft mehrere Spitz- oder Kurznamen gebe. Keine Ironie! Daß dies für die Russen in wohl noch viel stärkerem Maße gilt, ist KAMINSKY ganz offensichtlich entgangen. Wie aber heißt der solcherart überforderte Chauffeur? Ausgerechnet *DOLGORUKI*, wie der legendäre Fürst und Gründer Moskaus, natürlich ohne Kommentar KAMINSKYS über den auch für Moskauer Verhältnisse sehr gewöhnlichen Beruf des sozialistischen Nachkommen.

Endlich wird das Geheimnis um den Vater Ilja MALENKOWs, des flüchtigen Mörders, gelüftet. Inspektor ROSTNIKOW besucht ihn in seiner Vorort-Datscha und findet einen von offizieller Seite geduldeten Schieber großen Stils, aus einer Bauernfamilie. Er gibt an, früher habe die Familie „auf einem kleinen Bauernhof hinter Kurkinow gelebt. Aber der Hof hat seitdem zweimal den Besitzer gewechselt.“ Was sagt der Inspektor zu dieser kleinbäuerlichen Idylle am Rande der Hauptstadt des Staates, der die Bauern mit Gewalt in Kollektive gezwungen hat? „Ach so. Das ist dann, glaube ich alles.“

Etwas Psychologie muß sein: Die Frau des alten MALENKOW ist in einem Irrenhaus, weil sie ihr Baby, den Bruder des kleinen Iljuscha, umgebracht hat. Jetzt lebt der Alte mit einer Freundin zusammen; das garantiert die notwendige konfliktbeladene Situation zwischen Vater und Sohn.

10

Ilja MALENKOW, der Mörder, trifft sich mit Simon LWOW, dem Dissidenten, in dessen Wohnung – er will auch ihn umbringen. Diesmal soll eine große

Schneiderschere das Mordwerkzeug abgeben, doch sie kommt nicht zum Einsatz – vorläufig nicht. Stattdessen begibt sich MALENKOW in die Wohnung der GRANOWSKIJS, in die inzwischen auch Sonja und Natascha zurückgekehrt sind – die Spannung steigt. Diesmal geht Inspektor ROSTNIKOW ein Licht auf, aber er kommt zu spät – Ilja hat Natascha zwar nicht umgebracht, aber entführt.

### 11

Nichts ist es also mit dem vorschnell präsentierten Täter – das sieht auch die Staatsanwältin ein. Ilja kapert derweil einen Privatwagen und läßt sich mit Natascha aus der Stadt herausbringen – die allgegenwärtigen Polizeiposten an allen Ausfallstraßen vor dem Autobahnring hätten der Lenkerin gut als Anlaß für „dumme Gedanken“, vor denen sie der Entführer natürlich gewarnt hat, dienen können. Nicht so bei KAMINSKY – was man nicht kennt, kann man nicht in den Plot einbringen. Stattdessen läßt er die Lenkerin nach einiger Zeit in eine „ungepflasterte“ ländliche Straße einbiegen – über die Zeit des *Straßenpflasterns* ist man allerdings auch in der Sowjetunion schon hinaus. Als der Wagen im hohen Schnee steckenbleibt, hetzt Ilja mit Marie zu Fuß weiter, seinem Ziel entgegen. Zuerst kommen sie jedoch zu „einem kleinen Bauernhof“ „aus Lehm und Holz“ mit einer Kuh in der kleinen Scheune – da ist sie wieder, die ländliche Idylle, von der der Kolchosarbeiter nur träumen kann. KAMINSKYs Bauersleute bewirten die beiden Flüchtigen dagegen mit Brot und Tee – wie im Alten Rußland.

### 12

Bevor Emil KARPOW die Narkose übermannt, kommt ihm ein wichtiger Gedanke: Hammer, Sichel und Schere sind keine politischen Symbole, sondern alte bäuerliche Gerätschaften – also ist Ilja auf dem Weg nach Hause, in seine Kindheit. Die Polizisten, die damit endlich wieder eine Spur haben, hinter ihm her. An seine Gesundheit denkt ROSTNIKOW bei der rasanten Verfolgungsjagd nicht: „Die Ärzte in Moskau waren gut und kosteten nichts.“ Nur gut, daß der Autor selbst keinen Anlaß hatte, den Unfug dieser Propaganda-Behauptung am eigenen Leibe zu erleben. Dann wüßte er nämlich, daß Ärzte in Moskau nur gut sind, wenn man sie gut schmiert (und doppelt geschmiert hilft hier auch doppelt gut).

Im Heimatdorf Iljas („Zwenilaslaw“, weil das so schön altrussisch – aber mehr nach Personennamen – klingt) angekommen, zieht die Polizei erst einmal Erkundigungen ein: der Bauernhof gehört jetzt einem Ungarn (!) namens *Max RODNINI* – der Name würde wohl eher als Künstlername eines Zauberers durchgehen. Der MALENKOWsche Bauernhof könnte unter anderen Umständen jedenfalls eine Idylle sein: „ein zweistöckiges Holzhaus“ mit benachbarter Scheune. Im – leeren – Hauptzimmer befindet sich alles mögliche, „ein grobgewebter Läufer“, Sofa und Tisch, bloß das wichtigste Requisit nicht – der russi-

sche Kachelofen mit seiner Ofenbank. Ilja hat sich mit Natascha in die Scheune geflüchtet, in der es nun zum Showdown kommt. Auch hier die obligatorische eine Kuh „und ein Dutzend Hühner“, die natürlich „aufgeregt gackern“, als es ernst wird. Was stellt der Inspektor dem Irren in Aussicht? „Zehn Jahre Buterskalia Itschurmo, Zwangsarbeit.“ Man muß schon eine ganze Weile nachdenken, um in dieser kompletten Verballhornung noch das jedem Moskauer bekannte *Butyrka-Gefängnis* (Butyrskaja tjur'ma) zu erkennen.

**13**

Also doch das KGB: der Fahrer DOLGORUKI ist gar kein Fahrer, sondern einer „von denen“ und macht seinen Finger nicht lang, sondern krumm und erledigt den Mörder, bevor der aussagen kann. Mörder GRANOWSKIJS bleibt offiziell der streitsüchtige Taxifahrer, aus Staatsraison.

**14**

Nachtrag aus gegebenem Anlaß: Sie sind der lesenden Öffentlichkeit nicht erspart geblieben: Fortsetzungen! Gleiche Personen, gleicher Schauplatz, anderer Verlag (München: Goldman 1989 und 1990), andere Übersetzerin, die sich gleich auf den ersten Seiten das Verdienst erwirbt, die „Latwinier“ in die Weltliteratur einzuführen (gewöhnlich ist engl. *Latvian* gleich dt. *Lette*). Aber das wäre ein Thema für sich.





## **V. Persönliches**



## VON DEN ALTEN ZEITEN, ALS WIR NOCH NICHT ALT WAREN

*Viktor Krupa, Bratislava*

Es ist schon lange her, schon mehr als dreißig Jahre, seit dem Tag, als ich meinen, oder besser gesagt unseren, Freund Gabi kennenlernte. Ich kann nicht mehr sagen, an welchem Tage der Woche es geschehen ist, aber es ist sicherlich im Sommer passiert, wenigstens kommt es mir so vor, weil ich Gabi mit Eis in der Hand sehe, er pflegte immer eine große Portion Eis zu kaufen, Altmann, Sommer und Eis, das paßte irgendwie zusammen. Und außerdem hatte er eine andere große Vorliebe, nämlich ins Kino zu gehen. Über weitere Vorlieben kann ich hier nicht sprechen, natürlich wegen Platzmangel.

Als Gabi nach dem Studium an der Prager Universität nach Bratislava gekommen war, bekam er eine Stelle im Buchverlag Tatran und arbeitete als Redakteur, genauso wie ich, wobei ich in einem anderen Verlag, dem Jugendverlag Mladé letá, beschäftigt war. Nicht nur dies war uns gemeinsam. Damals war die sogenannte sozialistische Bürokratie noch immer unerfahren, hatte einfach nicht genug Zeit gehabt, um alles überdenken zu können, der Onkel Stalin war schon zweifellos tot, und im damaligen vorübergehenden Tauwetter war noch verschiedenes möglich, es gab einfach verschiedene unerwartete und auch erfreuliche Lücken.

Nach dem Studium hatten wir nicht nur leere Taschen, es gab auch keine Wohnungen, und manche Institutionen wurden nicht nur während der Arbeitszeit, sondern auch in der Nacht von Scharen obdachloser junger Intellektueller bewohnt. Das war eine wichtige Lücke, und wir wußten sie zu schätzen. Eine zahlreiche Kolonie von Slawisten, zu der auch ich gehörte, okkupierte halb heimlich – halb legal das sogenannte Tschechoslowakisch-Sowjetische Institut der Slowakischen Akademie der Wissenschaften, man schlief und diskutierte auf dem Boden, aber wir waren zufrieden. Wir konnten keine Miete zahlen und wollten es auch nicht. Gabi wohnte einige Zeit auch im Verlag, im Korridor, glaube ich, und er war auch nicht allein.

Es dauerte nicht lange, und im Jahre 1960 wurde an der Slowakischen Akademie der Wissenschaften das Kabinett für Orientalistik gegründet, und Gabi wurde einer der ersten Angestellten unter dem gefürchteten Direktor Professor Bakoš. Gefürchtet war dieser unter seinen Kollegen wegen hysterischer Zornanfälle und unter seinen „Untertanen“ aus demselben Grunde. Er war mißtrauisch, und seine Reaktionen waren nicht immer berechenbar. Morgens kam er gewöhnlich ziemlich spät, weil zu seinem Tagesprogramm ein Besuch des Café Carlton gehörte, wo er Zeitungen las, mit Bekannten plauderte und von wo er dann mit seiner brennenden Zigarre in der Akademie eintraf. Je nach Laune tadelte er entweder abwesende Mitarbeiter oder diejenigen, die im Büro

saßen. Und so beschuldigte er einmal Gabi der „Tyrannei“, nur weil sein junger Assistent bereit war, alle administrativen Pflichten für den Chef zu erledigen.

Gabi war, natürlich, nicht sein einziges Opfer. Ein anderer Kollege wurde als Schmuggler abgestempelt, weil er auf dem Lande wohnte und manchmal mit einem Koffer in die Akademie kommen mußte. Professor Bakoš litt an Vergesslichkeit. Einmal, als wir im Büro saßen, klingelte das Telephon. Der Chef schaute herum, ziemlich überrascht, und fragte: „Was war das?“ – Ich, nicht weniger überrascht, antwortete: „Das Telephon, Herr Professor.“ – „Ach ja,“ erwiderte der Chef, „ich dachte, es war ein Wecker.“

Übrigens verdanke ich es Gabi, daß ich auch im Kabinett für Orientalistik eine Stelle bekommen habe. Ich hatte es gelernt, das Kabinett zu meiden, wenn der Chef gerade dort weilte, aber trotzdem habe ich einige seiner Predigten erlebt. Sie wirkten eher komisch als ernst. Irgendwie, wenn ich in die Vergangenheit zurückschaue, empfinde ich es als fast unmöglich, das Ernste und das Komische zu unterscheiden. Vielleicht hängt es mit unserer Mentalität zusammen. Wir unterhielten uns in spielerischem Geist über ernste Sachen und umgekehrt, oft haben wir komische Ereignisse sehr ernsthaft vorbereitet, ohne das berühmte Werk *Homo ludens* von HUIZINGA gelesen zu haben.

Den Gemeinschaftsgeist pflegten wir mit Wein zu unterstützen. Und natürlich gehörten auch die Witze dazu. Gabi hatte immer einen bewundernswerten Vorrat an Witzen, die nicht immer salonfähig waren, genauso wie die der anderen Freunde. Der gesunde oder harte Kern unserer Gesellschaft bestand aus vier Mitgliedern. Außer Gabi und mir gehörten zu ihm auch unser Koreanist und Filippinist Jožo und unser Turkologe Vojto. Gabi liebte süße Weine, obwohl er den Alkohol eigentlich nicht vertragen konnte, aber wir, die drei anderen Kollegen, waren etwas universeller und bereit, alles zu trinken, natürlich zu jeder Tagesstunde. Es war besonders fröhlich, als wir eine Vortragsreise durch die Zentralslowakei unternahmen. Bei dieser Gelegenheit besuchten wir mit Gabi dessen ehemalige Mitschüler oder eher Mitschülerinnen und feierten dieses Treffen nach jahrelanger Trennung gebührend in den besten Hotels. Die meisten unserer Vorträge fanden an den Mittelschulen statt, und der politische Inhalt einiger Vorträge war ziemlich kühn und unsere Witze wurden nicht immer mit Lachen aufgenommen. Darüber machten wir uns damals keine großen Sorgen, der Optimismus der Jugend war noch immer mit uns.

Unsere goldene Zeit erreichte die Klimax gerade in den Jahren 1967–1968, als es schon klar war, daß das alte stalinistische Regime in Scherben lag und der Frühling uns neue Hoffnungen gebracht hatte. Wir ahnten nicht, daß es nicht lange dauern würde. Im Augenblick war alles schön. Man konnte endlich ohne größere Schwierigkeiten ins Ausland fahren. Zu dieser Zeit, wenn ich mich nicht irre, erhielt Gabi ein Humboldt-Stipendium, obwohl er von Zeit zu Zeit nach Bratislava zurückkehrte. Aber im August erwachten wir zum Bewußtsein, daß unsere Zukunft in Scherben lag und daß das Träumen zu Ende war. Natürlich wollten wir uns auch darüber unterhalten, aber es dauerte nicht mehr lange. Im Herbst reiste unser Freund nach Deutschland ab, und das Schweigen

begann. Ich habe ihn einmal und kurz im Jahre 1970 (ich selbst als Stipendiat in Münster) gesehen, und die offizielle Xenophobie hat verursacht, daß unser nächstes Treffen erst 1987 stattgefunden hat; damals konnte und durfte ich wieder als Humboldt-Stipendiat nach Münster und Bochum reisen.

Nach so vielen Jahren konnte ich sagen, daß die Zeit Gabi des wichtigsten nicht beraubt hat - seiner Gutmütigkeit und Munterkeit, Eigenschaften, die auch seine grauen Haare nicht zu verhüllen vermochten.





## FÜNF JAHRE SYNERGETIK BOCHUM – FINNLAND

*Pauli Saukkonen, Oulu*

Alles begann damit, daß ich im Frühling des Jahres 1985 in Göttingen, wo ich damals wohnte, einen Brief von der Ruhr-Universität erhielt. In dem Brief wurde angefragt, ob ich als Vertreter der finnischen Sprache an einem Projekt zur Wortschatz-Synergetik teilnehmen könnte, das in Bochum am Sprachwissenschaftlichen Institut beginnen sollte. Unterschrieben war der Brief vom Leiter des Projektes, Professor G. Altmann.

Ich war von der Sache gleich angetan. Aber das Vorhaben war umfangreich. Dazu mußten noch viele Fachleute und Mitarbeiter gewonnen werden. So schrieb ich an den Leiter des Forschungszentrums für einheimische Sprachen in Helsinki, Professor Tuomo TUOMI. Auch er begeisterte sich für das Projekt und brachte den Planungsleiter des Zentrums, Raimo JUSSILA, in die Arbeitsgruppe mit. Wir erstellten also einen Plan und schickten ihn Professor Altmann.

Unsere Ausgangssituation wurde entscheidend dadurch verbessert, daß Tuomo Tuomi über ein Datenträgerband mit allen Stichworten des *Nykysuomen Sanakirja*, des Wörterbuchs des Neufinnischen, inklusive reichlich fertig erarbeiteten Materials (Lemma, Wortklasse, Beugungstyp, zusammengesetztes Wort) verfügte und ich über ein entsprechendes Band mit dem Frequenzwörterbuch, das ich am Institut für Finnisch und Lappisch an der Universität Oulu hatte erarbeiten lassen (mit Daten zur Frequenz und Textsorte der Wörter). Raimo JUSSILA hatte seinerseits zufällig gerade schon zur Anzahl der Wortbedeutungen gearbeitet.

1986 wurde das Projekt richtig begonnen, und im Jahre 1987 unterzeichneten wir einen offiziellen Forschungsvertrag zwischen Bochum, Helsinki und Oulu. Auch das Lappische wurde – mit reduzierter Zielsetzung – unter Leitung von Professor Pekka SAMMALLAHTI und dem Einsatz von Irja SEURUJÄRVI-KARI mit in das Projekt aufgenommen.

Professor Altmann war über die Nachricht erfreut, von uns fertige Magnetbänder zu erhalten, in der Praxis erwiesen diese sich aber als wirkliches Problem. Zwei Jahre lang – 1989 und 1990 – ist an verschiedenen Stellen in Deutschland ohne Erfolg versucht worden, diese Bänder komplett zu übertragen! So kann Technik sein. Noch heute wissen wir nicht, ob die Datenauswertung letztlich vollständig gelingen wird. Hoffen wir nur, daß Professor Altmann sich darüber keine grauen Haare wachsen läßt.

Von der Kodierung des neuen Wortschatzes übernahm das Forschungszentrum für einheimische Sprachen die Anzahl der Bedeutungen, die Etymologie, das Alter sowie die Spezifikation von Sachgebiet und Stil. Letztgenannte

sind noch nicht ganz abgeschlossen. Für die Kosten kommt das Zentrum selbst auf.

Meine Aufgabe und die der Universität Oulu war es, die Suffixe von den Stämmen abzutrennen und die semantische Analyse von Substantiven und Verben durchzuführen. Der Humanistik-Ausschuß der Finnischen Akademie gewährte zwei Jahre lang Hilfgelder zur Beschäftigung zusätzlichen Personals, die Universität Oulu stellte ein Jahr lang Projektgelder bereit. Die Arbeit wurde als zum Forschungsprogramm des Instituts für Finnisch und Lappisch gehörig durchgeführt, Gerät und Hilfsmittel dafür kamen vom Institut. Das Material ist fast fertig, aus der Verbanalyse müssen nur noch die Wiederholungen gleicher Kodes entfernt werden.

Das Material des Lappischen auf der Grundlage des Wörterbuchs von NIELSEN ist komplett, es enthält Lemma, Betonung, Silbengrenze, Wortklasse, morphologischen Status und Anzahl der Bedeutungen. Für die finnische Sprache haben wir den Aufbau einer vielleicht zu großen Datenbasis zum Ziel gehabt, so daß der für die Darstellung aller Daten notwendige Platz sich für den Benutzer als problematisch erweisen könnte.

Der Kontakt war auf Post und Telefon beschränkt. Professor Altmann sandte freundliche und ermutigende Briefe sowie Literatur für den theoretischen Hintergrund. Wir gewannen den Eindruck, daß Professor Altmann über ein weites und tiefgehendes theoretisches Wissen verfügt, gleichzeitig aber eine positiv menschliche, „synergetische“ Persönlichkeit ist. Bei uns entstand der Wunsch, gemeinsame Angelegenheiten persönlich zu diskutieren und über theoretische Dinge mehr aktuelle Erkenntnisse zu bekommen. Endlich nahm ich mir die Freiheit, ihn einzuladen. Unter freundlicher Mitwirkung des Erziehungsministeriums wurde eine zweiwöchige Reise prinzipiell möglich.

Da übertraf Professor Altmann alle Erwartungen mit der überraschenden Frage, ob eine Gruppe anderer Projektmitarbeiter mitkommen dürfe. Er schlug vor, in Finnland eine Minikonferenz zu veranstalten. Eine Liste mit über 20 Konferenzbeiträgen folgte! Etwas so Phantastisches hatten wir uns nicht vorstellen können!

So kam dann Professor Altmann mit Gemahlin am 1.10.1990 auf dem Flugplatz in Oulu an und brachte sieben andere Projektmitarbeiter zu dem internationalen Seminar „Language Synergetics“ mit, das am 5. und 6. Oktober in Oulu stattfand. Die anderen Gäste waren: Dr. Moisei BORODA, Dr. Rolf HAMMERL, Prof. Dr. Reinhard KÖHLER, Dr. Emília NEMCOVÁ, Dr. Alicja ROGALINSKA, Dr. Ursula ROTHE und Dr. Peter ZÖRNIG. Alle waren zum ersten Mal in Finnland.

Der Beitrag von uns Finnen fiel verständlicherweise bescheiden aus, eine dreißigköpfige Hörerschaft jedoch war während zweier langer Tage dafür um so dankbarer. Wir hörten von neuen und interessanten Ergebnissen und Blickwinkeln auf Sprache. Auch Hörern, die sich diesen Dingen bisher nicht so sehr gewidmet hatten, begann deutlich zu werden, was sprachliche Synergetik ist und wie sie sich darstellt, was ein „Gesetz“ ist und was nicht.

Und was konnten wir den Gästen im Gegenzug bieten? Die Altmanns bekamen eine böse nordische Erkältung!

Das Ergebnis der fünfjährigen Zusammenarbeit und des Ouluer Seminars ist, daß die Altmannsche Schule eine Anhängerschaft fern im Norden gewonnen hat.





## TABULA GRATULATORIA

KLAUS ALBRECHT  
Greifswald

SHEILA EMBLETON  
Toronto

MICHAIL VIKTOROVIČ ARAPOV  
Moskau

GERHARD ENDRESS  
Bochum

KARIN BACK  
Bochum

WERNER ENNINGER  
Essen

I. S. BÁTORI  
Koblenz

MANFRED FAUST  
Konstanz

ANDREAS BAUMERT  
Frankfurt

INGEBORG FICKERMANN  
Dortmund

KARL-HEINZ BEST  
Duderstadt

UDO L. FIGGE  
Bochum

HERMANN BLUHME  
Antwerpen

JOZEF GENZ,,OR  
Bratislava

MOISEI BORODA  
Tbilisi/Bochum

SLAVKO GERŠIĆ  
Köln

JOACHIM BOY  
Essen

HANS GOEBL  
Salzburg

HELMUT BRAMMERTS  
Bochum

RÜDIGER GROTJAHN  
Bochum

KARL-DIETER BÜNTING  
Essen

SABINE GRÜNINGER de OLIVERA  
Lissabon

HARO v. BUTTLAR  
Bochum

PETER GRZYBEK  
Bochum

MAISA MARKOVNA CHERC  
Moskau

ROBERT HACKER  
Wien

HANS-JÜRGEN DILLER  
Bochum

ROLF HAMMERL  
Bochum

RAIMUND DREWEK  
Bochum

ANJA HENNERN  
Bochum

LUBOMÍR ĎUROVIČ  
Lund

HANS-JÜRGEN HERINGER  
Augsburg

EDWIN A. HOPKINS  
Bochum

LUDEK HREBICEK  
Prag

KLAUS HUFELAND  
Bochum

INSTITUT FÜR DEUTSCHE SPRACHE  
Mannheim

JÖRG KALTWASSER  
Werl

ATSUO KAWASHIMA  
Soka/Japan

SEBASTIAN KEMPGEN  
Konstanz

BERN KIND  
Bochum

CHRISTINE KLEIN-BRALEY  
Duisburg

ALEXANDER KLEINLOGEL  
Bochum

WALTER A. KOCH  
Bochum

REINHARD KÖHLER  
Trier

FRANK G. KÖNIGS  
Bochum

JENS-PETER KÖSTER  
Trier

VOJTECH KOPČAN  
Bratislava

DIETER KRALLMANN  
Essen

MANFRED KRAUSE  
Berlin

HERWIG KRENN  
Bochum

ANNA KRETSCHMER  
Bochum

JÜRGEN KRISTOPHSON  
Bochum

VIKTOR KRUPA  
Bratislava

HAGEN LANGER  
Bielefeld

WERNER LEHFELDT  
Konstanz

THEODOR LEWANDOWSKI  
Köln

HANS-DIETER LUTZ  
Koblenz

MARIO de MATTEIS  
Bochum

WOLFHART MATTHÄUS  
Bochum

GREGOR MEDER  
Essen

GISELA NASCHWITZ  
Konstanz

ERICH NEU  
Bochum

WINFRIED NÖTH  
Kassel

SUSANNE PADBERG  
Bochum

RAIMUND G. PIOTROVSKIJ  
Leningrad

HORST RAABE  
Bochum

RENATE RATHMAYR  
Wien

ALEXANDER SIGEL  
Saarbrücken

ADELHEID H. REKNES  
Oslo

HORST SINGER  
Bochum

BURGHARD RIEGER  
Trier

THOMAS STOLZ  
Essen

ELKE RONNEBERGER-SIBOLD  
München

WOLF THÜMMEL  
Wuppertal

UNDINE ROOS  
Bochum

JUHAN TULDAVA  
Tartu/Estland

URSULA ROTHE  
Bochum

TUOMO TUOMI  
Helsinki

OTTO ROTTMANN  
Bochum

JUTTA UNGLAUB  
Erlangen

JADWIGA SAMBOR  
Warschau

HEINZ VATER  
Köln

CHRISTIAN SAPPOK  
Bochum

WERNER H. VEITH  
Mainz

PAULI SAUKKONEN  
Oulu/Finnland

DIETER WESSELS  
Bochum

HEINZ SCHAY  
Trier

WOLFGANG WILDGEN  
Bremen

JÖRG SCHLOTTMANN  
Trier

PETER WINKLER  
Konstanz

HELMUT SCHNELLE  
Bochum

ELLEN WINKLER-OBERMAN  
Filderstadt

PETER SCHMIDT  
Konstanz

DIETER WUNDERLICH  
Düsseldorf

SEBASTIAN SCHULZ  
Ulm

OLIVER M. ZÄCH  
Zürich

INGE C. SCHWERDTFEGER  
Bochum

MICHAEL H. SCHWIBBE  
Göttingen



Gabriel Altmann

ISBN 3-88476-006-8 (kt.)  
ISBN 3-88476-007-6 (Gb.)

DM 45,00  
DM 65,00

**WVT**